This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

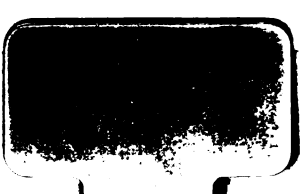
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PRESENTED TO THE LIBRARY

BY

PROFESSOR H. G. FIEDLER

Fiedler ADDS. III A. 72



Ida

Romanesken

von

August von Kotzebue.

Erster Band

Wien

In der F. Haas'schen Buchhandlung

(1816.)

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD
LIBRARY

Romanesken,

von

August von Kotzebue.

Inhalt:

1. Abenteuer eines Schnupftuches.
2. Pomeranzenschale und die Melonenschale.
3. Der alte Oberrock und die alte Perrücke.
4. Was geht es mich an?

Abenteuer eines Schnupftuches.

Eine junge hübsche Frau stand vor ihrem Wäschschranke, wo sie alte, weiche Leinwand suchte, und bey Seite legte. Wer sie sah, konnte die Ursache errathen; wer sie aber nicht gesehen hat, dem muß gesagt werden, daß sie eine süße Hoffnung in ihrem Schoße trug, die, zu verwirklichen, der Zeitpunkt nahe war. Zu Windeln also war die weiche Leinwand bestimmt, zu den Windeln ihres ersten, mit einem geliebten Manne erzeugten Kindes. Neckend und liebkosend stand er neben ihr und half ihr die Wäsche sortiren. Plötzlich fielen ihre Augen auf ein altes Schnupftuch und wurden feucht. Sie hielt es dem Gatten hin, leise fragend: „Soll ich das auch zerreißen?" — Er warf einen Blick darauf sein Scherz verstummte; er schüttelte den Kopf, und antwortete wehmüthig: nein! — Beyde schwiegen und sahen starr auf das Schnupftuch.

In des jungen Weibes Augen sammelten sich

Tropfen, und rieselten still über die blühende Wange. Er nahm ihr das Tuch aus der Hand, trocknete ihr sanft die Thränen damit, legte es wieder in den Schrank, umarmte sie herzlich, wiederhohlte: „nein! nein! das mußt du nicht zerreißen!“ und der Schrank wurde verschlossen.

Alsobald drängten sich sämmtliche Schnupftücher um das Eine, hoch begünstigte, und riefen: Erzähle uns doch! wie geht das zu? welche größere Verdienste hast du dir erworben als wir? die wir nur durch unsere frische Jugend vor dem vernichtenden Urtheile geschützt worden sind? du bist alt und abgetragen, in deiner Mitte befindet sich sogar ein großes rundes Loch; wie bist du dem Schicksale entgangen, als Windel dein Leben zu beschließen? —

Hört mir zu, sagte das alte Schnupftuch, ihr sollt wunderliche Dinge vernehmen. Ich bin von Geburt eine Holländerinn, und wurde in meiner frühesten Jugend, nebst vielen meines gleichen, von einer ehrbaren Dame gekauft; eigentlich nur um in einen großen Schrank gelegt, und dann und wann besehen zu werden: denn es geht den Damen mit der Wäsche, wie dem Harpagon mit seinem Golde, sie haben deren nie genug, und sammeln bloß für lachende Erben. Indessen hatte ich doch kaum eilfige meiner Jugendjahre unthätig zugebracht, als ein Zufall mich erlöste. Die alte Dame, deren eingesperrte Sclavinn ich seyn mußte, hatte einen Enkel, einen liebenswürdigen Jüngling, der vor kurzem

Officier geworden war. Nun sollte er zu Felde gehen, und Lorbeern sammeln, wozu die karge Mutter ihn sparsam ausgerüstet, unter andern auch mit einem halben Dutzend Schnupftüchern versehen hatte. Diese waren ihm gleich in der ersten Woche von seinem Bedienten gestohlen worden; er fürchtete sich, es der Mutter zu gestehen. Klagte sein Leid der gnädigen Großmama, die ihn zwar auch mit einem langen Sermon empfing, wobey der Zeigefinger unaufhörlich in Bewegung war, doch endlich erweicht, ihre Brille aufsetzte, vor den vollgepfropften Wäschschrank trat, und, nach langen Wählen, unter Trennungsseufzern und mütterlichen Ermahnungen, ihm ein halbes Dutzend neue, feine Schnupftücher schenkte, unter welchen auch ich mich befand. Ehe der Enkel uns davon trug, wurden wir noch durch die Kammerjungfer sauber mit seinem Vor- und Zunahmen, nähmlich mit den Anfangsbuchstaben H. S. v. J. und zum Ueberfluß auch noch mit der Jahrszahl bezeichnet. So machte ich seinen ersten Feldzug mit, blieb aber unverwundet.

Wir bezogen die Winterquartiere im feindlichen Lande, mein Herr auf einem Edelhofe, dessen Besitzerinn, eine Witwe, entflohen war, und bloß einen Verwalter zurückgelassen hatte. Dieser ehrliche Mann besaß eine einzige Tochter, die freylich nicht hochwohlgeboren, aber sehr schön geboren war, und deren ganzer Reichthum in lieblicher Unschuld bestand. Mein Herr war ein braver Mann, und

sein Gewissen konnte man unter die engen zählen; aber in Feindes Lande erweitern sich auch die engsten Gewissen, und besonders findet der Glaube, daß jedes schöne Mädchen von Rechtswegen eine schöne Beute des Siegers sey, zahllose Anhänger unter den Männern', die Uniformen tragen. Der Herr Lieutenannt zählte sich auch zu diesen Helden, und ließ die Künste der Verführung gegen das arme, unerfahrene Mädchen aufmarschiren. Seine Blicke, als Tirailleurs, beunruhigten sie unaufhörlich. Bald rückte auch das schwere Geschütz der Schwüre zur förmlichen Belagerung an. Sie vertheidigte sich standhaft, bis endlich auch die Liebe als Spion zur Festung schlich, alle Wachen einschläferte und die Thore öffnete. Ich muß es meinem Herrn zum Ruhme nachsagen, daß die, mit hoher Schamröthe ihm vertraute Nachricht von den Folgen ihrer Schwachheit ihn tief erschütterte, zumahl, da sie fast in der Stunde der Trennung ihn überraschte, denn die Armee hatte bereits Ordre zum Aufbruch erhalten. Da wurde ich oft hervor gezogen, und mit Thränen der Liebe und Reue befeuchtet, ja bey der letzten Umarmung sogar als ein Unterpfand der Treue dem wimmernden Mädchen eingehändiget, denn ein Schnupftuch war so ziemlich alles, was der Herr Lieutenannt geben konnte. Die Schicksale des Kriegs entfernten ihn bald darauf sehr weit von dem Wohnorte der Verlassenen, und es wurde nichts weiter von ihm gehört.

Meine neue Besitzerinn hatte mich stundenlang auf dem Schoße, um denjenigen meiner Zipfel zu betrachten, in welchem der Nahme ihres geliebten Verführers eingewirkt war, auch bediente sie sich meiner sehr oft, um ihre schönen Augen zu trocknen, doch weder ich, noch mehrere meiner Schwestern, reichten dazu hin, denn ihr ehrlicher Vater stand vor Gram, und die Vorwürfe ihres Gewissens, verbunden mit der Hoffnungslosigkeit, führten auch sie zum frühen Grabe, nachdem sie eine Tochter zum kümmerlichen Leben geboren, der sie, um einst vielleicht ihren Vater wieder zu finden, nichts hinterlassen konnte als mich. In ihrer letzten Stunde übergab sie mich dem wackern Pfarrer, mit der Bitte, wenn einst ihr Lottchen groß geworden, ihr diese Erbschaft auszuliefern, und sie zur Warnung von dem unglücklichen Schicksal ihrer Mutter zu unterrichten.

Da der Kriegsschauplatz nunmehr aus dieser Gegend sich weggezogen hatte, so kehrte die adeliche Witwe, die Besitzerinn des Gutes, zurück. Sie war eine lange gelbe Frau, mit großen schwarzen Augen, die immer weit offen standen, und vor welchen sich die ihres Mannes endlich zugethan hatten. Für die Armen bewies sie jederzeit eine große Schonung, indem ein bissiger Kettenhund die Bettler bey Zeiten benachrichtigte, daß hier nichts zu hohlen sey. Indessen wollte sie doch gern für mildthätig gelten, wenn nur eine kluge Berechnung dabey war. Es gelang

dem biedern Pfarrer sie zu bewegen, sich des verwaisten Kindes anzunehmen, denn ihre Weberinn war alt und gichtbrüchig, und, unter der Bedingung, daß Lottchen einst alle auf sie verwandte Kosten abverdienen sollte, schickte sie das holde Kind, sobald es nur einigermaßen erwachsen war, nach der nächsten Stadt, wo sie bey einem geschickten Weber in die Lehre gehen mußte. Das waren Lottchens glücklichste Jahre, wie sie mir oft vertraut hat. Der ehrliche Weber hatte ein braves Weib und mehrere gute Kinder, mit welchen sie sorglos aufwuchs, und nicht von ihnen unterschieden wurde, denn durch Folgsamkeit und Fleiß erwarb sie sich die Liebe der ganzen Familie. Wenn Sonntags ein Spaziergang auf das nächste Dorf dem fleißigen Manne Erhohlung gewährte, und er das muntere Lottchen mit dem kleinen etwas unbeholfenen Peter, seinem einzigen Sohne, vor sich her hüpfen sah; so lachte ihm das Herz im Leibe. Selten fiel ihm ein, das Lottchen nicht sein Kind sey, und wenn er auch ein Mahl daran dachte, so pflegte er murmelnd sich zu trösten: I nu, was nicht ist, kann werden. Für ihn und sein ganzes Haus war es ein Tag der tiefsten Trauer, als Lottchen in ihrem sechszehnten Jahre scheiden mußte. Peter, damahls achtzehn Jahre alt, fühlte den Verlust am schmerzlichsten, und konnte sich gar nicht zufrieden geben. Aber die gelbe gnädige Frau hatte mit Vergnügen vernommen, daß Lottchen die Geheimnisse der Weberkunst schnell und

leicht begriffen, und allenfalls darin mit den Prinzessinnen des Alterthums wetteifern könne. Die Zeit war gekommen, wo sie sich für ihre Wohlthaten bezahlt zu machen hoffte. Lottchen wurde gehohlt, und saß von nun an wie angenagelt an ihrem Webersthuhl. Die reichsten Flachsernten mußte sie zu damastenen Tischzeug verarbeiten, alle Feyertage waren auf diesem Edelhofe längst abgeschafft, und ihr kaum des Sonntags die Erhohlung vergönnt, den alten Pfarrer zu besuchen.

Doch blieb sie immer willig und dankbar, und erfreute sich auch jener stillen Heiterkeit, der unzertrennlichen Begleiterinn von dem Bewußtseyn des Fleißes. Die schwarze Wolke sah sie nicht, die schon über ihrem Haupte schwebte.

Die gelbe gnädige Frau, obgleich schon hoch in die vierzig, hatte doch noch einen Liebhaber gefunden, einen armen Glücksritter, dem es behaglich schien von ihr sich füttern zu lassen, und der sie zu überreden wußte, die Reitze ihres Goldes wären ihre eigene Reitze. Sie legte ihre welke Hand in seine, nervigte, aber die schöne Rechnung, mit dem Opfer seiner Freyheit ein behagliches Leben erkauft zu haben, hatte er ohne die Wirthinn gemacht. Nicht genug, daß die gelbe Gemahlinn, aus Sorge für seine Gesundheit, ihm den geliebten Wein versagte, und, damit er nicht bestohlen würde, jeden Groschen unter dem Schlüssel hielt; sie befliß sich auch, ihm täglich zu beweisen, daß wahre Liebe nie

ohne Eifersucht ist. Ihre großen schwarzen Augen standen offener als jemahls, wenn die seinigen nur von ferne einer weiblichen Gestalt folgten, und sogar ein kleines bucklichtes Kammermädchen wurde abgeschafft, weil sie ein Mahl, da eben der Bediente nicht gegenwärtig war, dem gnädigen Herrn die Pantoffeln gebracht hatte.

Daß Lottchen schön war, hatte er freylich auf den ersten Blick bemerkt, hüthete sich aber wohl diese Bemerkung laut werden zu lassen, und wenn sie Sonnabends ihre Wochenarbeiten brachte, so kehrte er ihr gewöhnlich den Rücken, stand am Fenster und trommelte auf die Scheiben, bis seine hunderteäugige Gemahlinn das Geschäft keifend abgethan hatte.

Doch ein Mahl erschien die schöne Weberinn gerade in einem Augenblicke, wo die gnädige Frau im Nebenzimmer emsig beschäftigt war, einem Mädchen, das nicht fein genug gesponnen hatte, zur wohlverdienten Strafe Flachs um die Finger zu wickeln und diesen anzuzünden. Der gnädige Herr, vermeinend, diese Execution werde ihr noch einige Minuten rauben, unterhielt sich zum ersten Mahle sehr freundlich mit Lottchen, und kniff sie sogar in die runde Wange. Hilf Himmel! in diesem Augenblicke trat die gelbe Dame herein, und glich dem Besessenen in der Bilderbibel, aus dessen Munde sichtbarlich unreine Geister fahren. Für einen unbefangenen Zuschauer war die Scene lächerlich. Denn

die Wuth der gnädigen Frau ließ sich zuerst in spöttischer Höflichkeit aus. Sie schlug mit der knöchernen Hand dem gnädigen Herrn auf die Schulter, und als dieser sich erschrocken umdrehte, um zu sehen, woher der blaue Fleck ihm komme, machte sie ihm einen tiefen Knix, den er durch eine tiefe Verbeugung erwiederte. Darauf wandte sie sich zu Lottchen, gleichfalls mit einem tiefen Knix bis auf die Erde, und das gute Mädchen hielt für seine Schuldigkeit, sich auch ganz ehrbar zu verneigen, obgleich es nicht begriff, warum man heute zum ersten Mahle so viele Umstände mit ihr mache. Dieses Knixen und Blicken von allen Seiten währte einige Minuten in stummer Wuth, stummen Schrecken und stummer Verwunderung. Aber gleich wie die schmetternde Pfeife des Räubers im Walde plötzlich den Gesang der Vögel unterbricht, oder gleich dem Pauckenschlag in einer berühmten Symphonie von Hayde, der unvermuthet in das sanfte Andante hinein donnert, so erhob nun plötzlich die gelbe Dame kreischend ihre Stimme. Vor allen Dingen kam sie dem Gedächtniß der beyden Erschrockenen zu Hülfe, indem sie den Herrn Gemahl erinnerte, daß sie ihn von der Straße aufgerafft, und das arme Lottchen, daß es, ohne sie, auf einen Misthaufen verhungert wäre. Mit bewundernswürdiger Besonnenheit wußte sie ihr Compliment so einzutheilen, daß keiner mehr als der andere bekäme, und beyde überflüßig. Nur zuletzt warf sie noch ein schweres Gewicht in Lottchens

Wagschale, hervorsprudelnd: sie trete in die Fußtapfen ihrer liederlichen Mutter. Das überwältigte das arme Mädchen, und bittere Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Ja, weine nur," schrie die Besessene, „daß du zum Dank für alle meine Wohlthaten mir den Gemahl verführen wolltest! Aber weine fern von hier, denn unter meinem Dache sollst du keine Stunde länger verweilen."

Sie rief die Bedienten, und befahl, ohne Schonung den Kettenhund auf Lottchen zu hetzen, wenn sie nicht auf der Stelle sich aus dem Hause packen werde. — Dieser Befehl mußte freylich unvollzogen bleiben, denn ein Kettenhund ist kein Mensch, der sich hetzen läßt, wohin es einem Wütherich beliebt. Der beißige Pack an würde Lottchen doch kein Leides zugefügt haben, denn er war ihr mit Liebe zugethan, gleich allen Hausgenossen; allein es bedurfte, um eine schüchterne Taube zu verscheuchen, keines Lärmens, wie ihn die Wilden machen, wenn sie den verfinsterten Mond den Klauen eines Drachen zu entreißen vermeinen. Lottchen dankte schluchzend der gnädigen Frau für alle ihre Wohlthaten, schnürte ihr Bündelchen, und wanderte zu dem Pfarrer, um Trost und Rath bey ihm zu suchen. Von ihrer Unschuld brauchte sie den alten Mann nicht zu überzeugen; er kannte die gelbe Dame und kannte auch seine gute Tochter, so pflegte er Lottchen zu nennen. Beyde kamen überein, daß sie in der Stadt bey dem ehrlichen Weber ihre Zuflucht nehmen solle,

wo sie ohne Zweifel durch die erlernte Kunst ihr Brot verdienen werde.

Ehe sie von dem wackern Pfarrer schied, übergab er ihr die Erbschaft ihrer Mutter, nähmlich mich, und sagte sehr bewegt: „Ich füge keine Ermahnung hinzu. Dieß Schnupftuch erinnere dich, daß auch ein sittsames, tugendhaftes Mädchen, wie deine Mutter war, stets gegen ihr Herz auf der Huth seyn muß.“ Er gab aus seiner eigenen Armuth ihr noch einen Zehnpfenning mit auf den Weg, und Lottchen ging, in ihrem Busen mich verbergend; doch zog sie mich oft hervor, um die Spuren von den Thränen ihrer Mutter durch ihre eigenen wieder aufzufrischen.

Sie hatte zwey Meilen bis in die Stadt zu wandern. Es war schon gegen Abend, als sie ihrer Heimath den Rücken kehrte, aber ein schöner Sommerabend. Sie nahm sich vor, in einem Wirthshause an der Straße, das eine Stunde von ihrem Dörfchen gelegen, zu übernachten, und dann mit dem Frühesten aufzubrechen. Aber sie hatte vergessen, daß eben ein Feyertag war, an welchem alles liederliche und muthwillige Gesindel aus der ganzen Gegend sich in jenem Wirthshause zu versammeln pflegte. Schon von ferne hörte sie den Lärm der Betrunkenen, und beschloß sogleich hier nicht zu verweilen, wo ihrer Sittsamkeit Gefahr drohte, lieber im Dunkeln fortzuwandern, und, wenn sie ermüden würde, unter dem ersten besten Baume im Schutze

der Engel zu ruhen. Leise und ängstlich schlich sie an dem Wirthshause vorüber; die Schritte beflügelnd, eilt sie in den nahen Wald, durch den die Straße führte, oft hinter sich blickend, ob sie nicht verfolgt werde. Die trunkenen Gesellen hatten sie zu ihrem Glücke nicht bemerkt.

Noch eine Stunde war sie gegangen, während die Schatten sich verlängerten, die Sonne nur noch die Wipfel der Bäume vergoldete; eine grauliche Dämmerung brach herein, die Käfer schwirrten, die Vögel schwiegen, die Fledermäuse begannen herum zu flattern; es wurde finstere Nacht. Alle Raub- und Mordgeschichten, die seit dem letzte Kriege sie oft erzählen hören, stellten sich jetzt vor ihre aufgeraffte Einbildungskraft. Auch in diesem Walde war es nicht geheuer, das wußte sie, und bebte. Jede weiße Birke schien ihr Räuber, jedes Johanniswürmchen eine Diebeslaterne. Die Furcht lähmte ihre Füße, sie konnte nicht weiter. Nun fing sie an zu überlegen: bleibe ich hier auf der Landstraße, so wird mein weißes Kleid zum Verräther an mir, und jeder Vorübergehende mich gewahr werden; suche ich aber seitwärts im dicken Gebüsche ein Ruheplätzchen, und halte mich da still, so wird niemand ahnen, daß ein armes, flüchtiges Mädchen hier den Morgen erwartet. — Jetzt kroch sie über den Graben, der längs der Straße fortlief, und tappte in den Wald, vor jedem Knistern ihres eigenen Fußtritts bebend. Sie wählte die dunkelste Stelle im Erlen-

gebüsch; setzte sich in das feuchte Gras, legte ihr Bündelchen unter das Haupt, und — schlummerte nicht, sondern bethete leise. Ueber ihr funkelten die Sterne, und der Himmel prangte mit seinem Ordensbande, der Milchstraße, da hinauf sandte sie ihre frommen Seufzer. Dort ist die Wohnung meiner Mutter! flüsterte sie in sich hinein.

Fast bis Mitternacht mochte sie so gelegen haben, als sie in der Ferne Männerstimmen hörte, die sich näherten, bald auch wandernde Lichter durch die Blätter schimmern und verschwinden sah. Sie zitterte, und hielt den Athem an sich, hoffend das Getümmel werde vorübergehen. Allein der Fieberfrost des Schreckens ergriff sie, daß ihre Zähne aneinander schlugen, als sie, beym Schein zweyer Blendlaternen, deutlich fünf Kerls gewahrte, die, Einer nach dem Andern, über den Graben sprangen, und wenige Schritte von ihrem Schlupfwinkel sich lagerten. Der leise Wunsch, zu sterben, ehe sie entdeckt würde, war alles was die Angst ihr zu denken verstattete. Mit stieren, brennenden Augen starrte sie durch ihren Blätterschirm nach der verdächtigen Gruppe, und hatte keinen Athem mehr.

Jetzt vernahm sie, wie die Räuber — denn allerdings waren es entlaufene, zu diesem saubern Handwerk vereinte Rekruten — sich untereinander Vorwürfe machten, daß sie, um solcher Kleinigkeiten willen, einen Menschen erschlagen, sich selbst in Gefahr gesetzt, verfolgt und entdeckt zu werden; denn

die ganze Beute, die ausgebreitet vor ihnen lag, bestand in einigen Kleidungsstücken, einer silbernen Uhr und einem kleinen Beutel voll Scheidemünze. Murrend theilen sie den Raub, nahmen Abrede, wo sie sich am nächsten Abend wieder treffen wollen, und trennten sich dann. Drey derselben begaben sich zurück auf die Landstraße, zwey gingen tiefer in den Wald, und streiften mit ihrer Blendlaterne so nahe an Lottchens Schlupfwinkel vorbey, daß sie sich bereits für verloren hielt, und ein kleines Messer aus der Tasche zog, um es sich in die Brust zu stoßen, wenn sie gefunden würde. Durch diese hastige Bewegung ein Geräusch erregend, hatte sie sich fast verrathen, denn schon rief einer dem andern leise zu: „da raschelt etwas, leuchte ein Mahl hieher!" Allein zum Glück hatte der Kerl, der die Laterne trug, und schon einige Schritte weiter war, nicht Lust wieder umzukehren. „Was wirds seyn?" sagte er, „eine Eidechse oder ein Eichhörnchen." Um das fortschreitende Licht nicht zu entbehren, mußte sein Gefährde ihm folgen, ohne weitere Untersuchungen anzustellen. Lottchen lag unbeweglich, so lange sie nur in der Ferne ein Knistern vernahm; und erst als Grabes Stille sie wieder umgab, zog sie sich hervor und trocknete den Todesschweiß von ihrer Stirn. Dann hob sie sich leise auf ihre Knie, und dankte Gott für seinen Schutz, und bethete bis der erste Schimmer der Morgenröthe durch ihre dichte Laube brach. Die Vögel erwachten und zwitscherten

Muth in ihre Seele; auch vernahm sie schon tief im Walde die Glöcklein des weidenden Viehes. Jetzt wagte sie sich wieder auf die Landstraße, schüchtern wie ein Reh und eben so flüchtig. Doch als die Sonne in ihrer Pracht aufging, nun der ganze Wald belebt war, und sogar schon ein frischer Wind den Schall der schlagenden Thurmuhren aus der fernen Stadt an ihr vorüber führte, da wurde ihr leichter ums Herz und ihr Gang ruhiger. Ein Fuhrmann zog, sein Morgenlied singend und mit der Peitsche knallend, an ihr vorbey; nun war sie nicht mehr allein im Walde, nun hob sich die Brust, sie grüßte den Fuhrmann unbefangen, und stimmte laut in sein Morgenlied.

Fast hatte sie des Waldes Ende erreicht, als sie in einem dicken Gebüsche neben der Straße ein Aechzen vernahm wie das eines Sterbenden. Plötzlich stand sie still — ein kalter Schauer überfrieselte sie — ihr Haar sträubte sich empor — die Furcht zog sie vorwärts, die Menschenliebe zurück. Sie wollte einen Augenblick dem Fuhrmann nacheilen, und ihn zurückhohlen; aber er war schon zu weit. Dann horchte sie ängstlich, ob sie nicht den Fußtritt irgend eines Kommenden vernähme, den sie ansprechen könne; allein sie hörte nichts, als das bange Aechzen im Busche. Freylich mußte wohl bald irgend ein Wagen oder Fußgänger auf dieser vielbesuchten Straße erscheinen, aber sollte sie so lange zögern, einem Unglücklichen beyzustehen, der unterdessen hülflos sterben

könnte? — Das belauschte Gespräch der Räuber brachte sie natürlich auf die Vermuthung, hier liege der Beraubte, den sie getödtet zu haben vermeinten. Jeder Augenblick, in dem sie noch zauderte, verlängerte seine Qualen. Das fromme Mädchen dachte an den barmherzigen Samariter, faßte Muth, und trat in das Gebüsch.

Da erblickte sie einen halb entkleideten Jüngling mit einer tiefen Kopfwunde, ohnmächtig wimmernd. Das Blut rieselte ihm über die leichenblasse Wange, sein Auge war gebrochen. Bey diesem gräßlichen Anblick zuckte die Pilgerinn und wollte fliehen, doch ihr Herz und Frömmigkeit zogen sie sogleich zurück Ich bin eine Christinn! rief sie laut, als wolle sie durch die Erinnerung sich Muth einsprechen. Sie kniete hin zu dem Verwundeten, zog mich hervor, suchte in ihrer Tasche ein Gläschen mit köllnischem Wasser, ein Geschenk des Pfarrers, befeuchtete mich damit, wusch die Wunde, wusch das Blut dem Jüngling von Stirn und Wange, benetzte mich noch ein Mahl, und band mich um sein Haupt, das in ihrem Schoße ruhte. Dann flößte sie auch einige Tropfen von dem Wasser ihm in den Mund; die Lebensgeister kehrten wieder, er schlug die Augen auf. Doch die Zunge versagte ihm noch den Dienst; nur seine Blicke sprachen eine dankbare Wehmuth aus.

Nun hatte aber Lottchen, zwar nicht ihr Mitleid, doch ihre Kräfte für ihn erschöpft; was sollte nun weiter aus ihm werden? — Gehen konnte er

nicht, sie ihn tragen auch nicht. Sollte er da im Gebüsche liegen bleiben, bis sie Lärm in der Stadt machte, und von dort aus Hülfe kam? — Dann hätte er vielleicht verschmachten müssen. Lottchen wußte keinen andern Rath als den Verwundeten von hinten unter die Arme zu fassen, und ihn mit großer Anstrengung bis an den Rand des Grabens zu schleifen. Hier legte sie ihn nieder, setzte sich neben ihn, und harrte mit Ungeduld auf den ersten Vorüberfahrenden, der, wie sie nicht zweifelte, ihn aufladen, und sanft nach der Stadt bringen würde. Es währte auch nicht lange, so verkündete eine Staubwolke, die sich schnell die Straße heraufwälzte, die Annäherung eines Fuhrwerks. Bald erkannte sie einen offenen Wagen mit vier schnaubenden Hengsten neben einander gespannt, und in demselben einen dicken Herrn, der, gleich einem römischen Triumphator nach der Stadt zu eilen schien. Es war ein Proviantcommissär, der im letzten Kriege die Soldaten schlechter gefüttert hatte als wie seine Pferde. Er kehrte von einer nahen Villa zurück, wohin er, um den neuen Bau eines Pallastes zu übersehen, Tags zuvor gefahren war. Lottchen schrie ihm entgegen mit ausgebreiteten Armen. Er ließ halten. Sie trug in wenigen rührenden Worten ihr Anliegen vor, doch seine ganze Antwort war an seinen Kutscher gerichtet: fahr zu! und schnell rollte der Wagen vorüber, einen Staubwirbel hin-

terlassend, der die Bittende in eine erstickende Wolke hüllte.

Voll Erstaunen sah sie ihm nach. Der dicke Mann mußte sie nicht verstanden haben, wie war es sonst möglich, daß er vorüber fahren konnte? — Ein vierſitziger Wagen erschien, bequem und elegant; ein Herr und eine Dame saßen darin, zwey Plätze waren leer. Der Herr schlief, sein Haupt an ein seidenes Kissen gelehnt; die Dame wachte. Beyde kamen gleichfalls von der Villa des Proviantcommissärs, wo sie als Gäste die schöne Sommernacht verschwelgt hatten. Lottchen erhub ihre Klagestimme aufs neue. Der Kutscher hielt sogleich, ohne Befehl von seiner Herrschaft empfangen zu haben. Der Anblick einer Dame gab Lottchen den Muth bis an den Schlag zu treten, aus dem so eben der aufgerichtete Herr den Kopf steckte, um schlaftrunken zu fragen: was gibts? — Lottchen erzählte und bath, den Verwundeten aufzunehmen. „Gutes Kind," sagte die Dame, „das ist unmöglich. Der Mensch würde den ganzen Wagen beschmutzen und bestecken, sein Anblick mich ohnmächtig machen; auch siehst du wohl, daß hier kein Platz für ihn ist." — Lottchen warf einen bittenden Blick auf den leeren Rücksitz, und bemerkte nun erst, daß da ein Korb mit einem knurrenden Schoßhunde stand. Diesen einstweilen auf den Boden des Wagens zu stellen, wurde für unthunlich erklärt. Lottchen war so kühn vorzuschlagen, daß die Dame den übrigen Weg nach der Stadt

zu Fuße machen möchte, vernahm aber, statt der Antwort, bloß ein lautes Gelächter, als habe sie etwas ganz abgeschmacktes begehrt. „Sey ruhig mein Kind," sagte die Dame, indem sie ihr einen Gulden zuwarf, sobald wir an das Thor kommen, soll der Bediente den Vorfall auf der Hauptwache melden, worauf ohne Zweifel die Polizey das Nöthige verfügen wird." Mit einem gnädigen Kopfnicken für Lottchen, und einem Zuruf an den Kutscher so schnell als möglich, damit dem armen Menschen bald geholfen werden möchte, endete auch diese Scene. Der Herr war schon früher wieder eingeschlafen.

Noch schlimmer ging es der Bittenden mit einer Postchaise, in welcher ein junger Herr saß, der von Paris zurück kam. Er lorgierte das schöne Mädchen während sie sprach, und war auf der Stelle bereit — nicht den Verwundeten, sondern sie selbst in den Wagen zu nehmen, ein plumper Scherz der in einem solchen Augenblick das reine Gemüth der Fürsprecherinn um so heftiger empörte. Sie wandte ihm verächtlich den Rücken, und er fuhr lachend davon.

„Gott! welche Menschen! sagte Lottchen, faltete ihre Hände und blickte weinend gen Himmel. Der Verwundete war seiner Besinnung jetzt wieder vollkommen mächtig; er hatte alles gehört und gesehen, nur zu sprechen versuchte er noch immer vergebens, ein Gefühl der Ohnmacht, das ihn mehr peinigte als der Schmerz seiner Wunde, denn er hätte seiner

schönen Retterinn so gern ein Wort seines Dankes zugehaucht.

Endlich kam ein Bauer mit einem einspännigen Wagen. Er hatte Heu geladen, und führte auf dem Heu ein fettes Kalb nach der Stadt. Lottchen sprach ihn gar nicht an, denn, meinte sie, haben die reichen, vornehmen Leute mich so schnöde abgewiesen, was darf ich von einem armen Bauer erwarten? — Doch kaum hatte dieser die weinende Dirne und neben ihr den bleichen ausgestreckten Jüngling erblickt, als er unangesprochen seinem Gaule ein Prr! zu rief, und fragte: na was gibts denn hier? — Lottchen erzählte, und ehe sie noch mit der Erzählung zu Ende war, hatte der Bauer schon sein Kalb abgeladen, ihm die gebundenen Füße gelöst, ihm dagegen den Strick um den Hals gebunden und es hinten an den Wagen befestigt. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, schritt er jetzt über den Graben, packte den Hülfsbedürftigen, und trug ihn auf das Heu, wo er ihm das Lager so bequem als möglich zu machen suchte. Für ihn selbst blieb kein Platz; das kümmerte ihn nicht. Er sagte: Gott befohlen Jungfer! faßte den Zügel, schwang die Peitsche, und schritt munter neben her. Doch alsobald ergab sich ein Hinderniß: das Kalb wollte durchaus nicht folgen, es ließ sich schleppen, und wenn der Bauer noch länger sein Pferd mit Gewalt antrieb, so würde es unfehlbar erdrosselt worden seyn. Prr! rief er noch ein Mahl, legte ganz gelassen den Zü-

gel auf den Wagen, löste das Kalb vom Stricke, und ließ es laufen wohin es wollte. Dann nahm er eben so gelassen seinen Zügel wieder in die Hand, und schritt vorwärts, ohne sich ein Mahl nach Lottchen umzusehen, die mit Thränen der Rührung den edlen Menschen segnete.

Sie versuchte nun den Wagen zu folgen, aber die mancherley Schrecknisse, die ihr seit gestern begegnet, hatten sie so angegriffen, daß ich sie bald aus den Augen verlor. Der Bauer fuhr so schnell als es der Verwundete auf seinem weichen Bett von Heu es nur immer vertragen konnte. Am Thore lieferte er ihn der Wache ab, ohne Dank oder Lohn zu begehren, und mein neuer Herr, den ich nun erst kennen lernte, wurde ins Hospital gebracht, wo er langsam genas.

Er hieß Eduard Werlau, und war der einzige Sohn eines wohlhabenden Mannes, der ihm eine gute Erziehung gegeben und stets mit Liebe behandelt hatte. Aber zu seinem Unglück, wurde sein Vater noch als Greis in die Netze einer Buhlerinn verstrickt, die nun als zweyte Gattinn den alten schwachen Mann beherrschte, und für den empfindlichen Eduard eine so lieblose Stiefmutter wurde, daß der feurige Jüngling, nachdem er lange geduldet, endlich aus dem väterlichen Hause entwich. Unbekannt mit der Welt zweifelte er keinesweges, daß er überall ein leichtes Unterkommen finden würde, und hatte nichts mit sich genommen als einen kleinen

Sparpfenning und seine Uhr. Beydes wurde ihm geraubt sammt seinem Oberrocke. Mit einem Kittel, den sein mitleidiger Wundarzt ihm schenkte, verließ er das Hospital, und sein ganzer Reichthum war ich. Doch fürwahr er dünkte sich reich in meinem Besitz; er selbst hatte mich sauber gewaschen, trug mich auf seinem Herzen, und betrachtete mich oft mit Ehrfurcht und Wehmuth. Gern hätte er noch ein Mahl sich den Kopf zerschlagen lassen, wenn er dadurch den Engel hätte wieder finden können, der mich um sein Haupt gewunden hatte. Mehrere Tage suchte er Lottchen in allen Straßen, und schaute in alle Fenster, die niedrig genug im Erdgeschosse waren, doch immer vergebens. Indessen vermuthete er sie doch in seiner Nähe, und ließ die Hoffnung nicht fahren, sie zufällig anzutreffen, wenn er nur erst irgend ein Broterwerb sich verschaft hätte. Er ging von Haus zu Haus und both seine Dienste an; zu den niedrigsten wollte er sich verstehen, doch niemand traute ihm, denn er sah so ärmlich aus, und hatte keine Zeugnisse aufzuweisen. Man hielt ihn für einen gewöhnlichen Landstreicher, und alle Thüren blieben ihm verschlossen; das brachte ihn endlich zur Verzweiflung. Der Hunger verwirrte ihm die Sinne. Betteln wollte und konnte er nicht. Düstere Gedanken mit Selbstmord schwanger, bemächtigten sich seiner. Schon seit zwey Tagen hatte er nichts gegessen. Mich zu verkaufen war das letzte Mittel, um sich noch einen Bissen Brot zu verschaffen; aber er schwur

laut, lieber wolle er verhungern. Auch hätten die Paar Groschen ihm doch nur das Leben auf wenige Tage gefristet. Er machte noch einen Versuch sich als Packträger zu verdingen, und als auch dieser mißlang, weil zu diesem Geschäfte die körperliche Kraft ihm mangelte, so beschloß er zu sterben.

Es war ein freundlicher Sonntag, an dem er, unter tausend fröhlichen Menschen — er allein der Gramvolle — nach einem Dörfchen wanderte, dessen angenehme Lage die Bewohner der Stadt, besonders die Handwerker, an Feyertagen herauszulocken pflegte. Wohlgenährt in Sonntagskleidern, von spielenden Kindern umgeben, zogen sie kruppenweise an ihm vorüber; niemand achtete seiner. Im Wirthshause vernahm er Musik, das klang ihm widerlich. Draußen unter den Bäumen wurde gegessen und getrunken, mit der Gier des Hungers schweifte sein Blick umher, niemand both ihm einen Bissen. Da ging er endlich in ein nahes Wäldchen, weinte bitterlich, bath Gott und seinen Vater um Vergebung, wegen der That, die er ausüben wollte, suchte einen Baum, der einen starken Ast niedrig genug hervorstreckte, um ihn erreichen zu können, wand mich um den Ast, und knüpfte mich dann um seinen Hals. Aber in diesem Augenblicke ergriff ihn eine rettende Hand, er sah sich um, sein Engel stand vor ihm — es war Lottchen.

Nachdem sie auf der Landstraße vergebens versucht hatte, dem Wagen nachzulaufen, ließ sie ihn

endlich, von ihren frommen Wünschen begleitet, fahren, freute sich im Stillen der gelungenen Rettung eines Menschen, und kam eine Stunde später nach der Stadt. Hier wurde sie von dem ehrlichen Weber und seiner Familie mit Freude und Herzlichkeit aufgenommen, und trat sogleich in ihren alten Wirkungskreis, von Morgen bis zum Abend am Weberstuhle beschäftigt, und durch ihren Fleiß reichlich vergelten, was der Zuwachs der Familie durch sie an vermehrten Aufwand bedurfte. Herzlich wünschte sie wohl oft zu erfahren, was aus dem fremden Jüngling geworden, dessen rührende Gestalt noch immer vor ihr schwebte; auch hätte sie mich gern wieder gehabt, ich war ja das Einzige, was sie von ihrer Mutter besaß, und ich allein konnte einst vielleicht ihr den Vater wieder geben; allein sie tröstete sich nur mit dem Gedanken, daß sie mich nicht leichtsinnig vergeudet, sondern sich meiner zu einem christlichen Zweck bedient habe. Gott wirds vergelten! meinte sie, und blieb ruhig, und eine lange entbehrte Heiterkeit verbreitete sich über ihr ganzes Wesen, denn sie war ja nun wieder eine Tochter im Hause liebender Aeltern. Nur Eines trübte ihre Ruhe, der Kummer, der eben jetzt dieses Haus traf; denn Peter, des Webers einziger Sohn, hatte bey der Conscription das Loos gezogen, welches ihm bestimmte eine Muskete zu tragen, und der Vater war zu arm, um einen Stellvertreter zu erkaufen. Lottchen sah den stillen Gram des ehrlichen Alten,

den Jammer der Mutter und Geschwister, die Verzweiflung des Jünglings, konnte nicht helfen, und litt unaussprechlich. Der Augenblick der Trennung rückte schnell heran. Am nächsten Montag schon sollte Peter marschiren. Unter tausend Thränen wurde beschlossen, ihm noch am Sonntage auf dem Dörfchen, wo er so oft mit seinen Aeltern froh gewesen, eine Art von Abschiedsschmaus zu geben. Still, mit gesenkten Häuptern war die Familie hinausgewandert. Der Vater ließ Wein und Kuchen auftischen, Einer nöthigte den Andern zum Essen und Trinken, aber niemand aß und trank. Jeder wollte fröhlich scheinen, oder doch wenigstens muthig, aber die gläsernen Augen wurden beständig zu Verräthern der gepreßten Herzen. Das konnte Lottchen nicht länger mit ansehen. Auch ihre Thränen wollten oft hervorbrechen. Da entfernte sie sich unbemerkt von der trauernden Gesellschaft, schlich still in das nahe Wäldchen, um sich Luft zu machen, und hörte plötzlich dort mit Schauder Eduards letztes Gebeth, sah wie er mich um seinen Hals schlang, und hatte kaum die Kraft hervorzuspringen und mit einem Schmerz des Entsetzens ihm in den Armen zu fallen.

Eduard mit seinen verwirrten Sinnen, meinte anfangs wirklich, sie sey eine himmlische Erscheinung, denn daß sie im Walde den Verschmachtenden rettete, und nun gerade wieder den Verzweifelnden retten mußte, traf so wunderbar zusammen. Stumm fiel er auf seine Knie, und legte die erho-

benen Hände flach aneinander, und starrte sie mit Ehrfurcht an. Lottchens Busen stieg unter dem groben, selbstgewebten Tuche schnell auf und nieder. Sie brach in Thränen aus, und nun erst fand sie Worte: „Mein Gott! was wollten Sie thun? — „Mein elendes Daseyn enden," stammelte Eduard. — Da kniete Lottchen ihm gegenüber, und bethete laut mit Inbrust, daß Gott diesem Unglücklichen Kraft verleihen wolle, das irdische Leben zu tragen, um des himmlischen Willen! und wie sie so mit verklärtem Antlitz emporschaute, und das kunstlose Gebeth über ihre Lippen strömte, da borst die Rinde der Verzweiflung, die Eduards Brust eingezwängt hatte, die Thränen standen im Rinnsal, er beugte sich in den Staub, und rief mit zermalmtem Herzen: Amen! Amen!

Lottchen stand auf, und erhob auch den Jüngling, und bath ihn freundlich ihr seine Leiden mitzutheilen. Er that es mit wenigen Worten, und schwur, er wolle künftig um ihrentwillen standhaft alles erdulden, auch den Hungertod, der ihm unvermeidlich drohe. Da gedachte Lottchen der traurigen Familie, die sie unter den Bäumen des Wirthshauses zurückgelassen, und hastig fragte sie: ob er nicht Soldat werden wolle? — Zugleich unterrichtete sie ihn von dem Jammer der Aeltern, die so eben ihren einzigen Sohn verlieren sollten, und wie es nur bey ihm stehe, diesen Jammer plötzlich in Freude zu verwandeln.

„Wie! rief der Jüngling, es wäre Jemand auf der Welt, dem der arme Eduard Freude geben könnte? O geschwind führen sie mich in den Kreis dieser Familie, die mir schon theuer ist, weil Sie ihr angehören. Ich bin bereit in dieser Stunde zu gehen wohin Sie wollen.“ — Folgen Sie mir! sagte Lottchen, und schwebte vor ihm her, und er folgte ihr als einem guten Geiste, der ihm gewinkt, und als sie nun der Tafel sich näherten, an welcher die Trauernden mit stummem Schmerz in die gefüllten Gläser blickten, da ergriff sie Eduards Hand, und plötzlich mit ihm vor den Tisch tretend, rief sie fröhlich: „Hier ist ein Stellvertreter!“

Da erhoben sich schnell die gesenkten Häupter. Mit großen zweifelnden Augen starrten Alle das Mädchen und ihren Begleiter an, und keiner getraute sich zu fragen: ist's auch wahr? — Lottchen erzählte nun, der Jüngling, den sie ihnen zuführe, sey derselbe, den sie beraubt im Walde gefunden, und den, durch Gottes barmherzige Fügung, sie nun wieder angetroffen, in einer Lage, die ihn bereitwillig mache, Peters Stelle einzunehmen. Mehr zu sagen hüthete sich ihr schonender Mund.

Mit lautem Jubel umringten nun Alle die Rettungsbringende, und überhäuften Eduard mit Liebkosungen, zogen ihn an den Tisch, und jeder wollte der Erste seyn, der das volle Glas ihm reichte. Er trank. Der lang entbehrte Wein strömte erquickend durch seine Adern, eine leichte Röthe färbte seine

Wangen wieder, und das erloschene Auge begann aufs neue zu funkeln.

Hier und auf dem Heimwege wurde nun Alles verabredet, wie man den Fremden ausstatten und seine künftige Bestimmung ihm behaglicher machen wollte. Er hörte das Alles nur mit halbem Ohr, dann ging er an Lottchens Seite, hing an ihr mit verschlingenden Blicken, und zum ersten Mahle dehnte sein Herz sich aus, und hatte nicht Raum genug für die Liebe, die es muthig fühlte. Taumelnd betrat er die Wohnung der Geliebten, und während die geschäftige Mutter ein frohes Abendmahl bereitete, der Vater sich noch in der Dämmerung zu der Behörde verfügte, um zu melden, daß er einen Stellvertreter gefunden, die Kinder allen Nachbarn verkündeten, daß Bruder Peter sie nicht verlassen werde, blieb Eduard mit Lottchen allein. Ungekünstelt sagte er ihr, daß er eine unaussprechliche Liebe zu ihr gefaßt, und das Leben, welches sie ihm zwey Mahl gerettet, künftig nur ihr weihen wolle. Hocherröthend hörte sie ihm zu, und auch in ihr regte sich zum ersten Mahle ein Gefühl, das lebhafter war als ihr frommes Mitleid. Ohnehin werden edle Seelen durch ihre eigenen Wohlthaten fest an deren Gegenstand geknüpft, selbst an den Unwürdigen, um wie viel mehr, wenn Liebe und Dankbarkeit den Würdigen schmücken. „Ich werde jederzeit den innigsten Antheil an Ihrem Schicksale nehmen," sagte sie ihm gerührt, und reichte ihm die Hand, die er an sein Herz drückte.

Aber noch ein Mahl mußte sie ihm weh thun, ehe er schied, denn sie forderte mich von ihm zurück, ihm dabey erklärend, warum sie einen so hohen Werth auf mich setzte. Lieber hätte Eduard all die schöne Wäsche entbehrt, mit der die Weberinn ihn reichlich ausstattete. Zögernd zog er mich aus den Busen, betrachtete noch ein Mahl alle die Zeichen die mich kenntlich machten, drückte mich noch ein Mahl an seine Lippen und übergab mich der, die das heiligste Recht an mich hatte.

Die letzte Nacht verträumte er in des Webers Werkstatt, wo man neben Lottchens Weberstuhl ihm ein Lager bereitet hatte. Am andern Morgen stellte er sich vor die Behörde, ein schlanker, kräftiger Jüngling, und wurde gern an Peters Statt empfangen. Als die Conscribirten ausmarschirten, ging er festen Schrittes unter ihnen; nur als sie an Lottchens Wohnung vorüber zogen, wankte er ein wenig. Sie stand am Fenster, und winkte ihm durch mich noch ein Lebewohl zu! aber ich flatterte nicht leicht in die Luft, denn ich war von Thränen schwer.

Sie ging nun wieder an ihren Beruf, nicht ganz so fröhlich wie vormahls, denn immer gedachte sie des Jünglings, der jetzt, gleich dem Weberschifflein in ihren Händen, vom Schicksal hin und her geworfen wurde. Nie versäumte sie in ihrem Gebethe Gottes Güte auch für ihn in Anspruch zu nehmen, und nie war ihr Gebeth herzlicher als wenn es für ihn empor stieg, nur wußte sie das selbst nicht.

Auch das bemerkte sie anfangs nicht, daß diese Begebenheit ihr Verhältniß in der Familie des Webers ganz verändert hatte. Peter, der ihr immer gut gewesen war, und nun in ihr seine Retterinn verehrte, liebte sie jetzt mit unverhüllter Leidenschaft; die guten, dankbaren Aeltern betrachteten sie als einen Engel, der Segen ins Haus bringe. Schon lange hatten sie dem einzigen Sohne ein braves Weib gewünscht, wo könnten sie ein braveres für ihn finden, als Lottchen? und welches wäre ihm lieber gewesen? — Es wurde mehrere Tage lang freundlich davon geflüstert, mit bedeutenden Blicken auf Lottchen, die sie wohl bisweilen gewahr wurde, aber nicht verstand. Daß ein Geheimniß die Familie beschäftigte, merkte sie wohl; da aber Alle lächelten, Aller Blicke liebevoller als jemahls den ihrigen begegneten, so blieb sie ganz ruhig dabey. Endlich war der Entschluß reif, und die Mutter winkte ihr eines Abends freundlich in ihre Kammer, wo sie durch den Antrag, ihre Schwiegertochter zu werden, sie recht fröhlich zu überraschen wähnte. Aber Lottchen erschrack — wurde blaß und roth — stammelte — warf einen Blick in ihr Herz — zum ersten Mahle in ihrem Leben — und begegnete da dem bittenden Eduard. Stets gewohnt ihren reinen Gefühlen klare Worte zu leihen, gestand sie der Mutter, ohne Bedenken, daß sie den ehrlichen Peter nur als ihren Bruder lieben könne.

Die gute Frau stutzte, und konnte nicht begrei-

sen, wie eine so arme, verlassene Waise ein solches Glück von sich zu stoßen fähig sey. Anfangs meinte sie, es wäre nur jungfräuliche Ziererey, strich ihrem Sohn heraus, und both ihre ganze Beredsamkeit auf, Lottchens Entschluß zu wandeln; da aber Alles vergebens war, und das bedrängte Mädchen endlich nur durch Thränen antwortete, so brach sie ab, und trennte sich von ihr, mit einer ungewohnten Kälte. Peter stand draußen vor der Thür, ängstlich lauschend und harrend, ob man ihn nicht rufen werde; aber mit schwerem Herzen schlich er in seine Kammer, als die Mutter endlich, die Thür hastig öffnend und hastig wieder zuschlagend, mit den Worten an ihm vorüberrauschte: „Geh in Gottes Nahmen schlafen! es wird nichts daraus, die Jungfer ist zu vornehm.“

Lottchen vernahm diese Worte, sie schnitten ihr durch die Seele. Innig bethend durchwachte sie die Nacht, und flehte um Kraft von oben, wenn es der Wille des Himmels sey; da aber diese Kraft, dieser Wille sich in ihr nicht offenbarten, so überzeugte sie sich, daß sie nicht anders handeln könne, und setzte sich mit Tagesanbruch mit verweinten Augen an ihren Weberstuhl, der nur wenige Schritte von dem des verschmähten Liebhabers entfernt stand. Sie war die Erste in der Werkstatt, aber Peter hatte auch nicht geschlafen, kam wenige Minuten nachher, und setzte sich an seinen Platz. „Guten Morgen,“ sagte er mit zitternder Stimme: „Guten Morgen,“

gab sie ihm mit zitternder Stimme zurück. Beyde vermieden einander anzusehen, doch hörte Jeder wohl des Andern stille Seufzer. Bald kam auch der Vater und wollte sich nichts merken lassen, aber Lottchen fühlte wohl, daß sein „guter Morgen" auch nicht so freundlich sey als sonst. Den wenigsten Zwang that sich die Mutter an. Stichelnd ging sie ab und zu. Die ihrem Liebling angethane Kränkung verwischte die Erinnerung, daß sie, ohne dieß gute Mädchen, ihn nicht mehr besitzen würde. Lottchen mußte nach und nach vernehmen, wie viele Schwierigkeiten man überwinden, über wie Manches man die Augen zugedrückt, um Peters Wünsche zu erfüllen, denn nach den Zunftgesetzen hätte er eine Meisterstochter heirathen müssen, und wenigstens — auch dieses harte Wort entschlüpfte ihr ein Mahl — wenigstens hätte seine Braut ohne Makel der Geburt seyn sollen. Zwar, in Gegenwart des Alten wagte sie dergleichen Reden nicht, denn ein strenger Seitenblick des rechtlichen Mannes geboth ihr Schweigen, aber es gab Stunden genug, in welchem seine Geschäfte ihn vom Hause riefen, und dann litt das arme Lottchen peinlich; doch erlaubte sie sich nie eine andere Antwort, als stille Thränen, die ich still verbarg.

So war nun die schöne Harmonie verstimmt, die vormahls diese Hütte zu einer so freundlichen Wohnung machte; das Leben wurde alltäglich bitterer; der Groll der Mutter, den Ernst des Vaters,

den Gram des Sohnes konnte Lottchen nicht länger ertragen. In dieser trüben Stimmung trug sie eines Tages ein Stück Leinwand zu einer Dame, die große Güter in der Nähe besaß und das Garn zu dieser Leinwand geliefert, zum Theil auch selbst gesponnen hatte, denn Frau von Wöhrlen lebte eingezogen trotz ihres Reichthums, beglückte ihre Unterthanen, und fand in deren Glück ihr eigenes. Als ein armes Fräulein hatte sie den Herrn von Wöhrlen geheirathet, und fünfzehn Jahre lang, eine musterhafte Gattinn, seine bösen Launen ertragen, seinen siechen Körper gepflegt. Dankbar hinterließ er sterbend ihr sein ganzes Vermögen, ihr nur ein Mittel um Gutes zu thun.

Das schöne dichte Gewebe der Leinwand gefiel ihr wohl, noch mehr die sittsame Ueberbringerinn derselben; mit der sie in ein freundliches Gespräch sich einließ und verwundert hörte, das Lottchen selbst die kunstreiche Weberinn gewesen. „Eine so brave Tochter," sagte sie, „muß deinem Vater viel Freude machen." — „Meinem Vater?" antwortete Lottchen, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen: „Ach! ich habe weder Vater noch Mutter!"

Gerührt fragte die Dame nach ihren Schicksalen. Zu jeder andern Zeit würde Lottchen geschwiegen, keinem Fremden sich vertraut haben; aber ein Herz voll Kummer fließt leicht über, gleichwie ein volles Glas zerspringt, wenn das Wasser vom Froste ausgedehnt wird. Nur das Eine sagte sie nicht, wa-

rum sie Petern nicht heirathen mochte; das Eine blieb auf dem Grunde des Herzens zurück.

„Willst du bey mir bleiben?“ sagte Frau von Wöhrlen, als Lottchen geendiget hatte, und leise schluchzend nach der Thür sich wandte: „ich werde in einigen Wochen meine Kammerjungfer an den Förster verheirathen; willst du an ihre Stelle treten?“

Lottchen trocknete sich geschwind die Augen, und meinte, das wolle sie wohl gern, allein sie verstehe nicht, was zu einem solchen Dienst erforderlich sey. „Was ich fordere,“ antwortete Frau von Wöhrlen lächelnd, „wirst du bald verstehen.“

Auch Lottchen war bereits der gute Ruf der Dame bekannt; denn mancher ihrer Bauern hatte, sein Garn feil biethend, bey dem Weber eingesprochen, und seine liebe gnädige Frau oft mit Thränen des Dankes bis in den Himmel erhoben. Ihre Gestalt entsprach diesem Rufe; Wohlwollen und stille Würde leuchteten aus jedem ihrer Züge hervor, und flößten jenes behagliche Vertrauen ein, das einem kranken Herzen so wohl thut. Lottchen küßte ihre Hand, und nahm das Erbiethen dankbar an.

„Was soll ich dir geben?“ fragte Frau von Wöhrlen. „Ihre Liebe,“ antwortete Lottchen kindlich, und gewann dadurch noch mehr das Herz der ehrwürdigen Frau. „Du sollst mit mir zufrieden seyn,“ sagte sie, „Morgen fahre ich wieder aufs Land, und werde dich mit mir nehmen.“

„Sobald, meinte Lottchen, könne sie doch der

gnädigen Frau nicht folgen, denn sie habe eben erst Garn auf den Weberstuhl gespannt, und es würde undankbar scheinen, wenn sie ihre Arbeit unvollendet lassen wollte. Auch diese Aeußerung der Redlichkeit gefiel der Frau von Wöhrlen. Es wurde verabredet, daß sie in drey Wochen einen Wagen nach ihr schicken sollte, und Lottchen schied mit einer heitern Aussicht in die Zukunft. Allein die Gegenwart lag jetzt schwer auf ihr: Es wurde ihr sauer, daheim ihren Entschluß kund zu thun. Mit halben Worten und gesenkten Augen brachte sie ihn vor. Der ehrliche Weber stutzte, faßte sich aber bald, und wünschte ihr Gottes Segen. Peter erschrack und schwieg. Die Mutter murmelte etwas von Undank.

Lottchen verdoppelte ihren Fleiß um in den wenigen Wochen ihre Arbeit sauber zu vollenden. Es ging bis dahin so still im Hause zu, als läge ein schwerer Kranker darin, den man durch kein lautes Wort, durch keinen raschen Fußtritt beunruhigen wollte. Wenn sich zu Mittag die kleine Familie um den Tisch versammelte, so wurde, außer dem Tischgebethe, fast nichts lautes gehört. Ein Jeder fühlte den Druck dieser Lage, und daß es so hätte nicht bleiben können: dieß Gefühl erleichterte die Trennung. Dennoch wurden alle bleich vor Schrecken, selbst die Mutter, als der Wagen der Frau von Wöhrlen am bestimmten Tage vor das Haus fuhr. Lottchen warf ihr Bündelchen hinein, und kehrte dann mit hochklopfendem Herzen noch ein Mahl zurück, um Abschied

zu nehmen. Der alte Weber umarmte sie väterlich: „Gott lasse es dir wohlgehen!“ sagte er, „vergiß uns nicht.“ Auch der Mutter Groll schwand in diesem Augenblicke: „Ich habe dich geliebt wie meine Tochter!“ schluchzte sie hinter der Schürze. Lottchen konnte nicht sprechen, ihre Thränen verstickten jedes Wort. Dem Sohne hatte sie die Hand reichen und zu ihm sagen wollen: Peter, vergib mir! aber Peter ließ sich nicht sehen, er saß in seiner Kammer und weinte. Erst als Lottchen in den Wagen stieg, fand sie noch Kraft genug, den begleitenden Aeltern zuzurufen: „Tausend, tausend Grüße an Peter!“ Das vernahm er oben an seinem Fenster lauschend, und das Herz wollte ihm zerspringen.

Der Wagen rollte fort. So lange er in der Stadt zwischen den hohen Häusern über das Pflaster hinweg lärmte, saß Lottchen betäubt und ließ ihr Herz still bluten; als aber draußen vor dem Thor die freundliche Natur die Arme lächelnd nach ihr ausbreitete, da zog sie den Balsam der erquickenden Luft mit vollen Zügen in sich, wurde ruhiger, und dachte: es war doch so am besten. Nur noch sanfte Thränen hatte ich aufzufangen, sie flossen immer sparsamer und versiegten endlich, als das schöne Schloß der Frau von Wöhrlen lachend vom grünen Hügel herab ihr entgegen schimmerte. Sie fand eine mütterliche Aufnahme und gewöhnte sich bald an ihren neuen Stand, der keine sonst wohl damit verknüpfte Erniedrigungen ihr zur Pflicht machte. Die

Frau von Wöhrlen anzukleiden, war ein leichtes Geschäft, denn sie trug, Jahr aus, Jahr ein, ein weites Kleid von grauer Seide, und ein Häubchen an dessen Form die Mode so wenig als möglich ändern durfte. Dieses Ankleiden wobey der Spiegel zu Rathe gezogen wurde, war in einer Viertelstunde geschehen; übrigens gab es keinen Schooßhund zu kämmen, keinen Papagey zu füttern, und die vorige Kammerjungfer hatte wenig mehr zu thun gehabt, als eine etwas eigensinnige Ordnung und Reinlichkeit in den Zimmern der gnädigen Frau zu erhalten. Doch Lottchen bekam noch andere Geschäfte, denn die Augen der Frau von Wöhrlen waren seit einiger Zeit so schwach geworden, daß sie nur noch durch die Brille und bey Lichte gar nicht mehr lesen und schreiben konnte. Nun kam es Lottchen wohl zu statten, daß sie beydes von ihrem alten Pfarrer gelernt und gut gelernt hatte. Sie las der alten Dame vor, schrieb die Briefe die jene diktirte, und hielt ein Tagebuch von ihren Ausgaben. Doch ehe sie in die Geheimnisse der letztern eingeweiht wurde, mußte sie feyerlich versprechen, nie ein Wörtchen davon laut werden zu lassen, denn Frau von Wöhrlen prunkte nicht mit ihren Wohlthaten, und vermied stets den Dank des Empfängers, obgleich es ihr nicht unangenehm war, wenn Lottchen bisweilen von einer neuen Wohlthat, die sie aufzeichnen mußte überrascht, plötzlich aufsprang und ihr gerührt die Hand küßte.

Immer noch blieben dem weiblichen Sekretär viele Nebenstunden in der Einsamkeit eines niedlichen Zimmers im zweyten Stock, das eine herrliche Aussicht auf das Feld hatte, und aus welchen man sogar die Thurmspitzen der Stadt in weiter Entfernung erblicken konnte. Diese Stunden benutzte Lottchen, um mit Hülfe der sehr gewählten Schloßbibliothek, die ihr offen stand, sich immer mehr auszubilden. Der Bibliothekar war ein alter, wackerer Franzose, dessen Frau von Wöhrlen eigentlich nicht bedurfte, er aber ihrer, und darum stellte sie sich, als ob er ihr unentbehrlich wäre. Lottchen wagte die Bitte an ihn, ihr seine Sprache beyzubringen und der alte Mann that es mit Vergnügen, zumahl da seine gelehrige Schülerinn fast unbegreiflich schnelle Fortschritte darin machte. Gegen ihre Herrschaft hatte sie sich nichts davon merken lassen, und mit Erstaunen hörte diese zufällig einst, wie sie mit dem Franzosen ganz geläufig sprach.

Durch solche Lernbegier, durch solche Willigkeit und Ordnung im Dienst, am meisten durch die kindliche Offenheit, mit der Lottchen stets ein reines, edles Gemüth zeigte, hatte sie bald eine mütterliche Liebe der alten Dame gewonnen. „Du bist nun schon ein Jahr in meinem Hause," sagte Frau von Wöhrlen eines Morgens zu ihr, „und noch hast du mich nie um Geld angesprochen; ja wir haben noch nicht ein Mahl verabredet, wie viel du jährlich. — „Ach gnädige Frau!" unterbrach Lottchen sie bittend,

„stören Sie mich nicht in der süßen Täuschung, daß ich hier ein Kind im Hause bin. Setzen Sie mir keinen Gehalt aus, der mich nur daran erinnern würde, daß ich mich vermiethet habe. Lassen Sie mich, wie bisher, alles aus kindlicher Liebe verrichten." „Nun wohl," sagte Frau von Wöhrlen, indem sie ihr gerührt die Hand drückte, „es soll dein Schade nicht seyn, ich will für dich sammeln." — „Aber ein Weihnachtsgeschenk, das wirst du doch annehmen? das gibt auch die Mutter ihrer Tochter. Was hättest du gern?" —

„Einen Weberstuhl!" platzte Lottchen heraus, denn schon lange drückte dieser Wunsch ihr Herz, einen Weberstuhl, damit ich meine erlernte Kunst nicht vergesse, und mich stets meiner schwülen Jugendjahre erinnere."

Acht Tage nachher, am Weihnachtsabend, fand Lottchen auf ihrem Zimmer einen allerliebsten Weberstuhl von Mahagoniholz mit dem feinsten Garn bezogen. Sie hatte eine kindische Freude darüber, setzte sich gleich auf die Bank, und fing mit tiefer Wehmuth an zu weben. Die Stunden, welche sie hinfort bey dieser Arbeit zubrachte, waren ihr die genußreichsten, weil sie dann ihrer Einbildungskraft freyen Spielraum ließ. Da gedachte sie Eduards, und die Fäden, mit welchen sie hie und da ihr Gewebe bezeichnete, bildeten oft, ohne daß sie es wollte, den Zug seines Nahmens.

Einst hatte sie bey der Arbeit sich bis Mitter-

nacht verspätet, erschrack, als die Schloßuhr zwölf brummte, wollte eilig schlafen gehen, trat noch ein Mahl an's Fenster, und sah den Horizont blutroth erleuchtet. War es ein Nordlicht? oder eine Feuersbrunst? das unterschied sie nicht; doch im letztern Falle mußte das Feuer in der Stadt und sehr heftig seyn. Unruhig schlich sie hinaus, ließ einen Bedienten wecken, bath ihn, sich auf ein Pferd zu werfen, und ihr Nachricht zu bringen. Sie werde nicht schlafen gehen, fügte sie hinzu, und wirklich konnte sie auch nicht schlafen, denn wenn auch nicht ihr ehrlicher Weber in diesem Augenblick Hab und Gut verlor, schien es ihr doch als höre sie das Geschrey, und das Gewinsel von tausend Unglücklichen, die mit den Flammen kämpften.

Der Ausgesandte kam bald zurück, mit der Bothschaft, es sey allerdings eine Feuersbrunst, es stehe die ganze Stadt gleichsam in Flammen. Nun hatte Lottchen keine Ruhe mehr. Sie schickte, als der Morgen graute, den Kutscher nach der Stadt, um zu erfahren in welchen Straßen es brenne, und ob des Webers verschont geblieben wäre. Er kehrte gegen Mittag mit der Nachricht zurück, daß das Feuer gedämpft worden, daß aber drey Straßen gänzlich niedergebrannt, unter ihnen auch die, in der das Häuschen gestanden, das ihr so manches Jahr lang ein freundliches Obdach geliehen. Blaß und zitternd flog sie zu der Frau von Wöhrlen und

warf sich ihr zu Füßen. „Mein Gott! rief diese erschrocken, was hast du? was willst du? —

„Ach gnädige Frau! mein Pflegevater ist abgebrannt! Sie haben mir versprochen für mich zu sammeln, was meine geringen Dienste etwa erwerben möchten. Ich glaubte nie sie darum ansprechen zu müssen, aber jetzt — o geben Sie mir was Ihre Güte mir bestimmt! es kann nur wenig seyn, aber fügen Sie aus eigener Großmuth noch etwas hinzu, damit ich zum Mindesten aus der ersten Noth dem Manne helfen kann, der mein Wohlthäter gewesen! der mich bey sich aufgenommen, als ich keine andere Zuflucht hatte, als Gott! —

Frau von Wöhrlen hob Lottchen auf, und umarmte sie zum ersten Mahle. Dann ging sie schweigend an ihren Schreibtisch, und gab ihr eine Rolle mit Gold.

Mit rührendem Entzücken drückte Lottchen die wohlthätige Hand hundert Mahl an ihre Lippen, und bath um Erlaubniß selbst nach der Stadt zu fahren, die Hülfe selbst zu bringen. „Thu das, mein Kind," sagte Frau von Wöhrlen, doch Gold allein wird in diesem Augenblicke die ersten Bedürfnisse der Verarmten nicht ersetzen. Verweile noch einige Stunden, damit die Hülfe werkthätiger sey."

Sogleich gab sie Befehl zwey Fuhrwagen zu beladen, mit Betten, Kleidungsstücken, Eßwaren, und allem was nur immer dem Verunglückten für

die nächsten Tage nothwendig seyn könnte. Auch wurde eine Kalesche angespannt, um Lottchen aufzunehmen, damit sie die Fuhrwagen geleiten möchte. Während diesen Anstalten trippelte sie ungeduldig auf und nieder, suchte durch Bitten und Trinkgelder die Vollendung derselben zu beschleunigen, und genoß im Voraus das himmlische Vergnügen, ihren Wohlthätern zu vergelten. Aber plötzlich, da schon Alles fertig war, schien ein Gedanke ihr aufs Herz zu fallen. Sie stand einige Minuten mit gesenktem Haupte starr vor sich niedersehend, schüttelte dann den Kopf und kehrte mit zögernden Schritten zu der Frau von Wöhrlen zurück. „Nein, sagte sie, ich kann doch nicht selbst mitfahren. Sie kennen, gnädige Frau, das Verhältniß, in dem ich von jener Familie schied. Aus meiner Hand jetzt Wohlthaten zu empfangen, könnte ihr drückend seyn. Besser, es kommt alles von Ihnen und in Ihrem Nahmen; es ist ja auch alles ein Geschenk Ihrer Großmuth. Der Kammerdiener mag fahren, er ist ein guter, mitleidiger Mensch. Ich versage mir eine große Freude, auch ist wohl möglich, daß ich jenen guten Leuten Gefühle leihe, die sie nicht haben würden, aber ich fühle so."

Bisher hatte Frau von Wöhrlen das gute Lottchen mit Liebe betrachtet, jetzt hingen ihre Blicke mit Hochachtung an ihr, und dieser feine Zug ihres edlen Gemüthes prägte sich tief in das Herz der edlen Frau. Lottchen blieb zu Hause. Die beladenen

Wagen fuhren im Geleite des Kammerdieners, und verscheuchten die Verzweiflung von der wüsten Brandstätte des ehrlichen Webers, der plötzlich fast wohlhabender wurde, als er gewesen war. Lottchens Nahme wurde ihm nicht genannt; der Ueberbringer wußte selbst nicht, welch ein großer Antheil von der guten That auf ihre Rechnung kam, auch Frau von Wöhrlen hatte verbothen sie zu nennen, allein, der Kammerdiener, der, so wie alle Bewohner des Schlosses Wöhrlen, gern ein wenig mit seiner guten Herrschaft prahlte, hielt nicht ganz reinen Mund, gab Anfangs Winke, und ließ sich endlich das Geheimniß abschwatzen. Am nächsten Sonntag erschien der Weber mit Frau und Kindern alle neu gekleidet, um ihrer Wohlthäterinn zu danken. Lottchen hatte sie nicht kommen sehen, wunderte sich, als Frau von Wöhrlen zu einer ungewöhnlichen Zeit nach ihr schickte, und wurde feuerroth, da sie beym Eintritt in das Zimmer die segnende Gruppe erblickte. Fast wäre sie zurückgewichen, als Frau von Wöhrlen zu den Leuten sagte: „ihr allein habt ihr Alles zu verdanken, was ich Euch sandte, war ihr Erspartes.“ — Nun drängten sich alle um die vormahlige Hausgenossinn, die, in holder Beschämung und Verwirrung, sich nicht eher zu fassen vermochte, bis sie aus den durchkreuzenden Reden der guten Leute erfuhr, daß ihre Hülfe zu rechter Zeit auch dem ehrlichen Peter seine Braut, eine wackere Meisterstochter erhalten. „Ja, rief die Mutter, schon hatte uns der

Vater den Kauf mit Achselzucken aufgesagt; weil wir so ganz verarmt schienen; als er aber die vollen Wagen erblickte, und das viele Gold, da kam alles wieder ins alte Geleis. Gott segne und belohne unsern Schutzengel!"

Nun schöpfte Lottchen freyer Athem, und sah den guten Leuten freyer ins Gesicht, und hatte eine große Freude, sie bewirthen zu können. Nachmittags gab sie ihnen selbst das Geleite wohl eine Stunde Weges, und genoß, einsam zurückkehrend, jene unbeschreibliche Heiterkeit des Gemüthes, die jede gute Handlung begleitet, wie ein erquickender Duft einen fruchtbaren Regen. Sie fühlte sich wunderbar gestärkt zu allem Guten. — Ach! und sie bedurfte dieser Stärkung, denn ihr stand eine harte Prüfung bevor.

In den Dörfern der Frau von Wöhrlen war eine ansteckende Krankheit ausgebrochen, die viele Menschen wegraffte. Furchtlos ging die edle Frau täglich selbst aus einer verpesteten Hütte in die andere, um Trost und Rath und Hülfe zu spenden; überall begleitete Lottchen sie, und diese menschenfreundliche Sorge hemmte das Uebel. Aber es schien an seiner Zerstörerinn sich grausam rächen zu wollen, denn plötzlich überfiel es Frau von Wöhrlen mit verdoppelter Wuth. Sie schwebte mehrere Wochen lang zwischen Leben und Tod, und als die Kunst der geschicktesten Aerzte, im Bunde mit einer durch Mäßigkeit erhaltenen Körperkraft, die erste Lebens-

gefahr überwunden hatte, fiel die Kranke in ein langsam verzehrendes Siechthum, das länger als vier Monathe währte, und ein unvermeidliches Grab ihr zu öffnen schien. Zahllos waren die Thränen, die Lottchen damahls um mich weinte. Nur, wenn sie am Bett der Kranken erschien, wurde ich zuvor fleißig und warm angehaucht, und an die Augen gedrückt, um die Spuren der Thränen einzusaugen. Doch Frau von Wöhrlen bemerkte sie sehr wohl, noch mehr die unbeschreibliche Liebe und Sorge, mit welcher, alle Kräfte aufopfernd, Lottchen sie wartete und pflegte. Bey Nacht wie bey Tage wich sie nicht von ihrem Läger, wenn gleich oft sie bis zur Ohnmacht erschöpft. Abends ließ sie eine Matratze vor das Bett der Kranken ausbreiten und warf sich angekleidet darauf; nicht um zu schlafen — das konnte sie nicht — sondern um leise zu bethen, wenn jene schlummerte. Gewöhnlich bewegte sie nur die Lippen, aber oft riß auch die Inbrunst sie hin, ein Geflüster laut werden zu lassen, und Frau von Wöhrlen schlummerte nicht immer, sondern hörte bisweilen still das fromme, kindliche Gebeth mit an, und schrieb es in ein Mutterherz. Vergebens bath sie Lottchen oft, der eigenen Gesundheit zu schonen, vergebens befahl sie es sogar, und sandte sie Abends aus dem Zimmer; dann blieb die fromme Wärterinn im Vorgemach, und schlief dort eben so wenig; bey dem leisesten Husten der Kranken

knarrte sogleich die Thür, und Lottchen schaute ängstlich herein.

„Nicht mir," sagte eines Tages der Arzt zu Frau von Wöhrlen, als sie schon außer Gefahr sich befand, „nicht mir haben Sie Ihr Leben zu verdanken, sondern diesem Mädchen."

„Ich weiß es," antwortete die Genesende, „ja ich weiß es."

Nun erst entdeckten sich die Folgen der überspannten Anstrengung. Lottchen wandelte Monathe lang wie ein Schatten umher, und nur die mütterlich vergeltende Sorgfalt ihrer dankbaren Gebietherinn lockten nach und nach die verblichenen Rosen wieder auf ihre Wangen.

Frau von Wöhrlen fuhr nun wieder aus, und machte Besuche in der Nachbarschaft, jetzt öfter als sie vormahls zu thun pflegte. Wenn sie heim kam, war sie still, sprach wenig, und schien oft in Gedanken, doch in angenehmen, die durch eine leise Spur des unwillkührlichen Lächelns sich verrathen. Lottchen gab nicht acht darauf; sie sah nur, daß ihre Wohlthäterinn von Tage zu Tage an Kräften und Heiterkeit zunahm, was dann auf ihre eigenen Kräfte so kräftig rückwirkte, daß sie in den ersten Frühlingstagen wieder mit den Lerchen um die Wette sang.

Es war gegen Ende des May, als sie eines Tages zufällig durch den Haushofmeister erfuhr, daß morgen ein großes Fest im Schlosse gefeyert werde; daß

die gnädige Frau alle Nachbarn dazu eingeladen, und sogar Gäste aus der Stadt erwarte. Lottchen wunderte sich, theils über die große Gesellschaft, von der Frau von Wöhrlen sonst keine Liebhaberinn war, theils über das Geheimniß, welches sie daraus gemacht. Aber in Schrecken und Bestürzung verwandelte sich ihre Verwunderung, als gegen Abend ein Wagen aus der Stadt ein junges Frauenzimmer brachte, welches behauptete, sie sey als Kammerjungfer für die Frau von Wöhrlen in Dienst genommen. „Das kann nicht seyn, dachte Lottchen, das ist ein Mißverstand," und harrte ängstlich der Stunde, wo ihre Gebietherinn sich auszukleiden pflegte. Schon war sie im Begriff zu ihr zu gehen, als ein Bedienter die Bothschaft brachte, sie solle sich nicht herunter bemühen, die gnädige Frau bedürfe heute ihrer nicht.

Das war ein Donnerschlag für das arme Lottchen! sie sann vergebens hin und her, wodurch sie die Gunst ihrer Wohlthäterinn verscherzt haben könne; es kam die ganze Nacht hindurch kein Schlaf in ihre Augen, und wiederum erwartete sie mit peinlicher Ungeduld die Stunde des Aufstehens der gnädigen Frau; doch ehe diese Stunde noch geschlagen hatte, empfing sie schon die gestrige Bothschaft: sie solle sich nicht herunter bemühen, die gnädige Frau bedürfe heute ihrer nicht.

„Mein Gott! was soll das heißen!" rief Lottchen mit zitternder Stimme, und ging den ganzen

Morgen die Hände ringend in ihren Zimmer auf und nieder, ohne das Räthsel sich lösen zu können. Das fröhliche Getümmel im Hause kontrastirte schneidend mit ihrem Seelenschmerz. Die Bedienten in Gallalivreen liefen hin und her, die Köche lärmten in der Küche, die Gärtnerbursche brachten große Körbe voll Blumen, das Silberzeug schimmerte blank geputzt. Gegen Mittag rollten vierspännige Wagen von allen Seiten auf den Hof, Damen und Herrn stiegen aus in Feyerkleidern, Verwandte, Freunde, Nachbarn, ein buntes aber stattliches Gemisch füllte den Gesellschaftssaal. Zuletzt kam noch, im Reisewagen der Frau von Wohrlen, ein ernster, hagerer Mann aus der Stadt gefahren, dem, als er die Treppe hinan stieg, eine dicke Papierrolle aus der Tasche hervorragte.

Nachdem die sämmtlichen Gäste versammelt waren, empfing Lottchen plötzlich den überraschenden Befehl, herunter zu kommen, und im Saale zu erscheinen. „Jetzt? zu dieser ungewöhnlichen Stunde?" fragte sie den Kammerdiener, der die Einladung ihr brachte. — „Jetzt gleich," antwortete er mit einem schlauen Kopfnicken und verschwand. Lottchen gehorchte, obschon ein kleiner, mädchenhafter Widerwille sich regte, denn sie war — zwar reinlich wie immer — doch äußerst einfach gekleidet, und sollte in eine so glänzende Versammlung treten. Die Knie bebten ihr, als sie die letzten Stufen erreichte, und ein seltsamer Schrecken bemächtigte sich

ihrer, als die Flügelthüren sich öffneten, und Trompeten und Pauken ihr aus dem Saale entgegen schallten. Die ganze schimmernde Gesellschaft bildete einen Halbzirkel gegen sie, und Aller Augen waren auf sie gerichtet. In die Mitte dieses Halbzirkels war ein Tisch gestellt, an dem der hagere Mann mit seiner Papierrolle vor sich und der Feder in der Hand saß. Neben ihm stand Frau von Wohrlen, sich an die Lehne seines Stuhles haltend, und sanfte Thränen rieselten über ihre Wangen. Lottchen wußte nicht wie ihr geschah. Sie blickte scheu und schüchtern um sich her und wankte. Die Pauken schwiegen. Frau von Wöhrlen ging auf sie zu, faßte sie bey der Hand, wandte sich gegen die Gesellschaft, und sprach nicht ohne Mühe mit unterdrückten Thränen: „Ich stelle Ihnen hier meine Tochter vor. Dieß vortreffliche Mädchen, das schon längst durch eine Tugenden meine Liebe und Achtung gewann, ist nun auch die Retterinn meines Lebens geworden. Ich weiß, daß ich ihr nur durch Liebe vergelten kann, und ich gebe in diesem Augenblicke ihr den ersten Beweis derselben, indem ich, in Gegenwart meiner Freunde und Verwandten, sie förmlich als mein Kind adoptire. Der König hat mir die Gnade erwiesen, diesen Wunsch meines Herzens zu genehmigen, indem er meinen Stand und Nahmen ihr zu tragen erlaubte. Der größere Theil meines Vermögens, über den zu disponiren ich befugt bin, wird ihr Erbtheil seyn, ein weit geringeres als das, mit

welchem die Natur sie beschenkte. Lesen Sie jetzt, mein Herr, „und der Notarius las die förmliche Akte, durch welche Fräulein Charlotte von Wöhrlen in alle Rechte ihrer nunmehrigen Mutter trat. Aber Löttchen hörte nicht, was er las; ihr flimmerte es vor den Augen; starr und bleich stand sie da, und glich einer Bildsäule, während ihr Herz Blut weinte. Auch nachdem er gelesen, sah sie nur wie im Traum, daß Alle sich zu dem Tisch drängten um als Zeugen zu unterschreiben; hörte nur wie im Traum die Glückwünsche Aller, sah einen Jeden an, als spreche er mit fremden Zungen, und fand nicht eher Thränen bis Frau von Wöhrlen sie mit dem Ausrufe in die Arme schloß: „nun bist du meine geliebte Tochter!" Da sank Lottchen vor ihr nieder, umklammerte ihre Knie, und machte ihrem Herzen Luft durch einen Thränenstrom. Aber Worte fand sie nicht, auch dann noch nicht, als sie im Triumph zur Tafel geführt wurde, und zum ersten Mahle neben ihrer Mutter saß. So oft die Gläser auf das Wohlergehen der Fräulein Charlotte von Wöhrlen erklangen, fuhr sie zusammen, und sah mit flackernden Augen schüchtern an der Tafel sich um, als wolle man ihr ein Leides thun. Sie war betäubt und glich einem halb Betrunkenen, der sich vergebens bemüht den Rausch zu verbergen. Die Freude versteckte sich vor dem Zwange, und erst als die Gäste sich entfernt hatten, nahm sie Besitz von Lottchens ganzem Herzen. Abends wurde im Schlaf-

zimmer der Frau von Wöhrlen, ohne Notarius und Zeugen die feyerliche Handlung noch rührender wiederhohlt; nun floß die heiße Empfindung in Worte über, wie sich der Weingeist in Tropfen sammelt, und die halbe Nacht verstrich unter den rührendsten Dankergießungen, die bald gegeben bald empfangen wurden, bis endlich Lottchen sich besann, daß ihre gute Mutter der Ruhe bedürfe, sie noch ein Mahl kindlich an ihr Herz drückte, und in ihr Stübchen hinaufsteigen wollte.

„Mit nichten," sagte Frau von Wöhrlen, und öffnete eine andere Thür, die in zwey geschmackvoll möblirte Zimmer führte: „du darfst nicht mehr so fern von mir bleiben; hier ist deine neue Wohnung." Mit diesen Worten führte sie Lottchen ein, und zeigte ihr mit Wohlgefallen alle die kleinen Bequemlichkeiten, für die sie mütterlich gesorgt hatte, auch ein Paar zierliche Schränke mit einer kleinen, auserlesenen Bibliothek. Noch ein Mahl überrascht empfing Lottchen mit stummer Rührung diesen neuen Beweis der Mutterliebe.

„Bist du zufrieden?" sagte Frau von Wöhrlen, mangelt dir nichts?" — „Ach! ich vermisse nur Eins," antwortete das gute Mädchen, „meinen Weberstuhl! mehr als jemahls werde ich seiner bedürfen, damit ich nie meines neuen Standes mich überhebe." „Er soll dir morgen gebracht werden," sagte die Mutter, und ließ sie allein; denn das Kammermädchen, welches mit Demuth sich meldete,

um ihre neue Gebietherinn auszukleiden, schickte das beschämte Lottchen zurück.

Zum ersten Mahle seit meinem Daseyn empfing ich in dieser Nacht Freudenthränen. Die schönen Augen, welche diese Zähren mit Wollust weinten, schlossen sich erst, als der östliche Himmel sich röthete. Nicht wenig Lärm machte die Begebenheit in der ganzen Nachbarschaft. Die jungen Damen hatten große Lust das neue Fräulein zu bespötteln; Lottchens Bescheidenheit entwaffnete den Spott. Die Mütter junger Söhne, selbst die Ahnenstolzen, fingen an zu berechnen, daß sie eine reiche Erbinn sey, und es meldeten sich bald mehrere anständige Freyer. „Die Wahl ist unbedingt deinem Herzen überlassen," sagte Frau von Wöhrlen; aber eben dieses Herz hatte schon gewählt. Freylich mußte Lottchen sich gestehen, daß, wenn sie auch durch ein halbes Wunder den armen Eduard wieder fände, doch schwerlich in ihren neuen Verhältnissen eine Verbindung mit ihm zu hoffen wäre; allein sie konnte sich nicht überwinden, den leise glimmenden Hoffnungsfunken ganz zu zertreten, und wenn sie erklärte, daß ihr jetzt unmöglich sey, ihre Mutter zu verlassen, so war das wenigstens eine Ausflucht, die ihr selbst nicht erkünstelt schien.

Die Frau von Wöhrlen hätte gern ihr Werk vollendet, und die geliebte Tochter mit einem würdigen Gatten vermählt. Ueberzeugt, daß in ihrer Nachbarschaft kein Mann Lottchens Herz rühren werde, be-

schloß sie, ein Opfer zu bringen, und dem Lieblings-aufenthalt auf ihren Gütern für einige Zeit zu entsagen. Auch, daß der Firniß der großen Welt ihrer Tochter noch mangle, verhehlte sie sich nicht, und es war eine der Nebenursachen, warum sie Lottchen nach der Residenz führte, wo sie eines der glänzendsten, und — was sich selten vereinbar findet — auch eines der angenehmsten Häuser machte.

Nicht ohne Grund hatte sie vermuthet, daß ihre Tochter jene frivolen Talente sich bald aneignen würde, nach welchen die große Welt die Vollkommenheit eines jungen Frauenzimmers zu beurtheilen pflegt. Lottchen lernte zierlich tanzen und angenehm auf der Harfe spielen. Das war so ziemlich Alles was ihr noch fehlte, um ihrer Schönheit und angebornen Grazie zur Folie zu dienen. Fräulein Charlotte von Wöhrlen galt in kurzem für den Schmuck aller Assemblen, für die Königinn aller Bälle.

Ich komme nunmehr auf den traurigen Zeitpunkt, wo ein Zufall mich für mehrere Monathe von meiner geliebten und verehrten Gebietherinn trennte, und mich in Abenteuer verwickelte, die zum Theil meiner bisherigen Schicksale sehr unwürdig waren. Ich will auch nicht verhehlen, daß sie selbst durch eine Unbesonnenheit dazu die Veranlassung gab, und daß eine alberne Mode, deren Herrschaft auch das beste, klügste Mädchen nicht zu widerstehen vermag, ihr den schmerzhaften Verlust zuzog.

Lottchen war zu einem glänzenden Balle eingela-

den, und hatte mit dem Ankleiden sich ein wenig verspätet. Frau von Wöhrlen gehörte nicht zu den albernen Damen, die gern zuletzt in Gesellschaft erscheinen, um desto mehr bemerkt zu werden. Sie konnte diesen kleinlichen Kunstgriff einer hochmüthigen Eitelkeit durchaus nicht leiden, und fand sich immer unter den Ersten ein. Auch dießmahl war sie mit ihrer Toilette schon längst fertig, sandte einigemahle nach Lottchen, und begab sich endlich selbst nach ihrem Zimmer mit Aeußerungen der Ungeduld. Lottchen hatte indessen eilig ihren Putz vollendet, nur ein Schnupftuch fehlte ihr noch, sie lief zur Kommode, und in der Verwirrung — um ihre gütige Mutter nicht länger warten zu lassen — ergriff sie das erste beste, zum Unglück mich. Daß sie mich in der Hand halten mußte, versteht sich von selbst; denn obschon sie alle die Tugenden, für welche manche junge Damen jetzt keinen Raum mehr finden, in ihrer Brust bewahrte, so hatte doch auch sie, gleich allen ihren eitlen Schwestern die Taschen abgelegt. Welchen Zufällen wir armen, von Weibern besessenen Schnupftücher dadurch unterworfen sind, das lehrt die tägliche Erfahrung.

Lottchen, die nicht wußte, daß sie gerade mich in ihren schönen Händen hielt, war minder vorsichtig, als sie ohne Zweifel sonst gewesen seyn würde. Zu einer Quadrille aufgefordert, warf sie mich in der Eile auf die nächste Fensterbank, und gedachte meiner erst wieder als es zu spät war. Denn ein

Spitzbübischer Bedienter, der schon den ganzen Winter das einträgliche Handwerk trieb, verlassene Schnupftücher zu sammeln, aber nicht um sie zurückzugeben, warf lauernde Blicke auf mich, näherte sich mir mit einer Lichtschere, und, indem er mit der Rechten die mir nahe stehende Kerze putzte, schob er mit der Linken mich unvermerkt in seine weite Tasche, wo ich schon einige meines gleichen vorfand, die alle zum ersten Mahle hier zusammen kamen. Unserer waren vier, die er, nebst mehreren kaum halb abgebrannten Wachslichtern nach Hause trug, wo wir sämmtlich in den Kerker eines schmutzigen Kastens gesperrt wurden. Hier beseufzten wir unser Schicksal bis zum nächsten Balle, der uns abermahls einige Gefährten zuführte, und da unsere Gesellschaft nunmehr bis zu einem halben Dutzend angewachsen war, so wurden wir aus dem Gefängniß erlöst und feil gebothen. Drey von uns, wozu auch ich gehörte, kaufte, um wenige Groschen, ein gewisser Herr August Wilhelm, der das ganze halbe Dutzend nicht bezahlen konnte. Dieser Mensch — ein literarischer Luftballon — glich jenem Abenteuerer, der vor vielen Jahren in Europa herumstrich, für einen afrikanischen Prinzen sich ausgab, und auf diese Weise den Leuten den Beutel fegte. Er hielt in großen Städten dramatische Vorlesungen, in welchen die Zuhörer lernten, was ihm gefiel oder nicht, gefiel, und was künftig auch ihnen gefallen oder nicht gefallen sollte. Wohl fühlend, daß ihm selbst die Kraft

mangele, Beyfall zu erlangen, strengte er sich besonders an, alle Dichter mit Füßen zu treten, die das Unglück hatten, sich des Beyfalls zu erfreuen. Diese Anstrengungen brachten natürlich oft einen kritischen Schweiß hervor, den ich leider abtrocknen mußte, so übelriechend er auch war. Es wurde mir dadurch eine giftige Eigenschaft mitgetheilt, die fast meinem Herrn selbst zum Verderben gereicht wäre; denn als der innere Grimm und Neid, nach einer seiner Vorlesungen, ihm heftige Kopfschmerzen verursachten, und er, um diese zu lindern, mich fest um den Kopf band, löste jener giftige Schweiß sich wiederum in Dünste auf, die in die geöffneten Poren seines Hauptes drangen, und ihm das Gehirn so sehr verwirrten, daß man ihn nicht selten für verrückt hielt. Seine dankbaren Zuhörer, um ihn zu zerstreuen, ersannen zufällig ein treffliches Mittel. Sie drehten nähmlich einen sogenannten Plumpsack aus mir, mit dem sie Anfangs spielend, als aber das Mittel offenbar gute Wirkung that, zuletzt in allem Ernste ihn dermaßen zudeckten, daß er wieder so ziemlich vernünftig wurde.

Indessen war ich des schmutzigen Lebens in seiner Tasche höchst überdrüßig, und dankte dem Himmel als er eines Tages mich für eine Gefälligkeit einer Jüdinn schenkte, die wiederum für eine andere Gefälligkeit mich einer Schauspielerinn verehrte, in deren Händen ich ein Symbol der tragischen Kunst, oder vielmehr die tragische Kunst selbst wurde, denn

sie pflegte mich mit dieser zu verwechseln, und legte deßhalb auf der Bühne mich nie aus der Hand.

Unter den Liebhabern, deren dieß mitleidige Frauenzimmer noch mehr als Schnupftücher besaß, befand sich auch ein junger, rüstiger Priester, Seelsorger einer kleinen Gemeinde, in einem Dörfchen, das nur eine Meile von der Stadt entlegen war, weßhalb er seine Amtspflichten mit dem Opferdienst der Musen leicht vereinbaren konnte. Seine Pfarre trug ihm wenig ein, und doch gehörte er zu den reichsten, folglich zu den willkommensten Gästen meiner jetzigen Gebietherinn, denn seine Kirche war in dem Besitz einer Reliquie, nähmlich des Schnupftuches, mit welchem die heilige Magdalene ihre Jugendverirrungen beweint hatte. Jetzt that dieß Tuch schon seit vielen Jahren Wunder. Augenkranke, die sich die Augen damit rieben, spürten Linderung, und wurden nicht eher blind, bis sie den Staar bekamen. Neben dem Tuche hing eine große, mit einer Spalte versehene Büchse um die Gabe der Gläubigen hinein zu schieben. Wenn diese am Sonnabend geöffnet wurde, so lieferte sie stets reichlich, was in der künftigen Woche der Herr Pfarrer bedurfte, und er verglich sie nicht mit Unrecht dem nie versiegenden Oehlkrüglein der Witwe. Nun wiederfuhr es aber dem armen Manne, daß besagte Reliquie gestohlen wurde, vermuthlich von einem Augenkranken, der seine Genesung zu beschleunigen hoffte, wenn er die Wunderarzney immer bey sich trüge. Außer sich vor Schrecken

und Angst — denn es galt sein ganzes zeitliches Glück — kam der Pfarrer zu der Schauspielerinn, und klagte ihr seine Noth. Sie hörte ihn lächelnd an: „Ey nun," sagte sie, „wenn es weiter nichts ist, diesen Verlust kann ich ersetzen. Auch ich habe mir vorgenommen, in meinen alten Tagen eine Magdalene zu werden, und dieser fromme Vorsatz wird ohne Zweifel schon jetzt auf meine Schnupftücher wirken. Hier, nehmen Sie dieses, (sie übergab ihm mich) und versuchen Sie, was es zu leisten im Stande ist."

Dankbar steckte der Pfarrer mich ein, trug mich in seine Kirche, legte mich auf den bestimmten Platz, und siehe — was ich mir selbst nie zugetraut hätte, — ich heilte fast noch mehrere Kranke als meine gestohlene Vorgängerinn. Die Büchse neben mir füllte sich in mancher Woche zwey Mahl, der Ruf meiner Wunderkuren erscholl weit und breit, und die Blinden kamen von fernen Orten mit Geld und Glauben. Mein Pfarrer war entzückt, und schwur, mich wolle er bewahren wie seinen Augapfel. Aber es gibt eine Gattung von Menschen, die sich auch an die Augäpfel nicht kehren, wenn sie die Lust anwandelt, eine Sache zu besitzen. Wir hatten damahls noch Krieg. Ein feindliches Streifcorps kam eines Abends bis in das Dörfchen, in dem ich mein wohlthätiges Wesen trieb. Es wurde geplündert und auch die Kirche nicht verschont. Die Ersten, die hinein drangen, bemächtigten sich der Büchse, die Fol-

genden nahmen die silbernen Leuchter vom Altare; nach und nach verschwand jeder Kirchenschmuck. Zuletzt erschien noch ein Soldat, der sich verspätet hatte, und, da er nichts mehr fand, fluchend nach mir griff, und mich mitgehen hieß.

Nur eine Nacht bewohnte ich den Tornister dieses Helden. Am andern Morgen betrachtete er mich mit Aufmerksamkeit, und, da ich eben von meinen vielen Wundern etwas unscheinbar geworden war, so meinte er, ich sey zu nichts weiter nutz, als Charpie aus mir zu zupfen. Nie habe ich in größerer Gefahr geschwebt, vernichtet zu werden; denn da der Feind sehr nahe stand, und jeden Tag eine Hauptschlacht zu erwarten war, so wollte der Soldat es nicht länger aufschieben, sich mit Charpie zu versorgen. Schon legte er sich auf den Rasen, und breitete mich über seine Knie um mich vorläufig in Stücken zu zerschneiden; als zu meinem Glücke der Zufall einen jungen Officier vorbey führte, der mich erkannte, denn es war Eduard. Mein Zipfel, der von dem Knie des Soldaten herabhing, zeigte ihm die wohlbekannten Buchstaben schon in der Entfernung von einigen Schritten, denn seine vortrefflichen Augen hatten nie des Schnupftuches der heiligen Magdalene bedurft. Er stürzte auf mich zu, und fiel dem Soldaten, der eben die Scheere hob, mit solcher Hast in den Arm, als müsse er von einem Mord ihn abhalten. Der Handel um mich war bald geschlossen, und

ich wanderte mit Freuden in die Tasche meines alten Freundes, der sich in diesem Augenblick weiter nicht um mich bekümmerte, sondern mit ängstlicher Heftigkeit von dem Soldaten erforschte, wo er mich hergenommen? — Der Kerl stockte, und Eduards Herz war zerrissen, denn er gerieth natürlich auf die gräßliche Vermuthung, der Soldat habe Lottchen geplündert, und vielleicht gar mißhandelt. Es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er endlich erfuhr, daß nur ein Kirchenraub begangen worden, kein Raub an seiner Heiligen, den er für weit strafbarer hielt. Aber wie war ich in die Kirche gekommen? das konnte er sich nicht enträthseln. Das geplünderte Dörfchen hatten die Truppen schon wieder verlassen, und es war sehr gefährlich, in der Nähe des Feindes, noch ein Mahl sich hinein zu wagen. Doch Eduard, keine Gefahr achtend, schwang sich auf seinen Gaul, nahm ein Paar Husaren mit sich, sprengte zurück, und suchte den Pfarrer, der ihm, bitterlich klagend, mit der Versicherung empfing, es sey bey ihm nichts mehr zu hohlen.

„Ich begehre auch nichts von Ihnen als eine genügende Antwort," sagte Eduard, indem er mich aus der Tasche zog. „Woher haben Sie dieß Tuch? und wie kam es in Ihre Kirche?"

Umsonst versicherte der Pfarrer, ich sey das wunderthätige Schnupftuch der heiligen Magdalene; der Kriegsmann drohte ihm das Bekenntniß ab, daß

er mich in der Stadt von einer Schauspielerinn empfangen, wie ich aber in deren Besitz gerathen, wisse er nicht. Eduard ritt mit schwerem Herzen wieder fort, denn in die vom Feind besetzte Stadt zu dringen war vor der Hand unmöglich. Aber eben so unmöglich konnte er sich Lottchen als Schauspielerinn denken, und zwar als eine solche, die mich, ihr Kleinod weggeschenkt. Vergebens wollte er sich einen Zusammenhang ergrübeln; den wahren errieth er nicht, und mußte sich begnügen, mich als einen gefundenen Schatz zu besitzen. Ich ruhte nun wieder auf seinem Herzen, aber nicht wie vormahls unter dem groben Kittel, sondern unter einer saubern Uniform; denn seine Tapferkeit hatte ihn zum Fähndrich erhoben; und es war dem General nicht entgangen, daß er eben so bieder als tapfer sey. Doch nun erst, in der nächsten Schlacht, wollte Eduard ihm beweisen, zu welchen Thaten mein Besitz ihn anfeure, denn mit mir hielt er sich für unverwundbar.

Der Tag der Schlacht brach an. Das Regiment, unter welchem Eduard diente, stand auf dem rechten Flügel, wo es heiß herging. Es wurde von einer Batterie des Feindes mit Kartätschen bestrichen, und schmolz in einigen Stunden bis auf die Hälfte zusammen. Die meisten Officier lagen niedergestreckt, Eduard stand unverwundet. Die feindliche Cavallerie hieb ein. Sie wurde mit dem Bajonette zurückgetrieben, aber die Bataillonsfahne ging verloren — es entstand Verwirrung — die Batterie fuhr fort, ganze

Reihen übereinander zu werfen — die Unerschrockensten sahen nach der Flucht sich um. Da riß Eduard mich aus dem Busen, knüpfte mich an sein Sponton, hielt es hoch empor, ließ im Winde mich flattern, und schrie aus Leibeskräften: „Mir nach, meine Brüder! mir nach, wer seinen König liebt!“ — Ein tapferes Häuflein sammelte sich um ihn, und muthig im Eilschritt ging er auf die Batterie los, sie zu erstürmen. Kaum hundert Schritte war er noch von ihr entfernt, als ihre Schlünde sich noch ein Mahl öffneten, den herandringenden Haufen lichteten, auch den muthigen Pannerführer schwer verwundet zu Boden streckten, und mich selbst durchlöcherten. Aber ein alter Corporal riß das Sponton, an dem ich trauernd hing, aus der Hand des Gesunkenen, ließ keuchend mich noch ein Mahl voran wehen, und die Batterie wurde erstiegen.

Das geschah unter den Augen des Generals von Inselberg, der eben heran sprengte, um Alles aufzubiethen dem rechten Flügel eine freyere Bewegung zu verschaffen. Er ritt selbst auf die eroberte Batterie, befahl, den in seinem Blute schwimmenden Eduard hinter die Fronte zu den Wundärzten zu tragen, knüpfte mich eigenhändig von dem Sponton los, und behielt mich zur Erinnerung an die schöne Waffenthat, von der er Zeuge gewesen. Sie führte den Gewinn der Schlacht herbey.

Mehrere Wochen lang trauerte ich im Stillen, um Eduard als einen Todten, bis ich eines Tages,

bey einer feyerlichen Parade; ihn plötzlich, zwar noch bleich, aber doch genesen vor der Fronte erblickte, wohin mein General ihn berufen, um ihn als Lieutenant zu begrüßen und ihm das Kreuz des Verdienstordens auf die Brust zu heften. Ich meinte, er würde auch mich, als ein mit Blut bezahltes Eigenthum ihm zurückgeben; allein von mir war keine Rede: der General gedachte meiner nicht, und Eduard hatte nicht erfahren, daß ich in seinen Händen war, gern würde er mich sonst gegen das Kreuz wieder eingetauscht haben.

Der General hatte in der letzten Schlacht seinen Adjutanten verloren, und wußte die Stelle nun nicht besser zu ersetzen, als durch den Lieutenant Werlau, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Nun befand sich Eduard in einer gemächlichen Lage, und die Schritte auf der Bahn der Ehre wurden ihm erleichtert. Sein General war ein jovialischer, nach jedem Lebensgenuß oft über die Gebühr strebender Mann, weßhalb er auch um seine Privatgeschäfte sich wenig bekümmerte, sie gern in fremden Händen ließ, die nicht immer die treuesten Hände waren. Eduard nahm sich ihrer mit dem redlichsten Eifer an, und machte sich dadurch seinem Chef immer unentbehrlicher.

Der Friede wurde geschlossen. Der General von Inselberg erhielt vom Könige zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste, ein schönes Landgut an der Gränze, nebst dem Commando des Truppenkorps,

welches, um den Frieden zu sichern, dort stehen blieb. Da vor der Hand nichts zu besorgen war, so nahm er Urlaub, um einige Monathe in der Residenz zubringen, und, nach den Mühseligkeiten des Feldzuges, dort genußreiche Stunden zu verschwelgen. Er gab sich nicht ein Mahl Mühe, zuvor sein neues Landgut in Besitz zu nehmen, sondern schickte seinen Adjutanten dahin, mit dem Auftrage, wenn er alle Förmlichkeiten und Geschäfte dort abgethan, ihm in die Residenz zu folgen.

Sobald er selbst am Hofe angelangt war, eilte er zu seiner Schwester, der Frau von Wöhrlen, die er seit vielen Jahren nicht gesehen, und die ihn mit ungeheuchelter Freude empfing, obgleich sie gegen seinen Lebenswandel von jeher vieles einzuwenden hatte. Hier sah er Lottchen zum ersten Mahle, und entbrannte, trotz seiner 45 Jahre, in lodernder Gluth. Er war noch immer ein schöner Mann, von Jugend auf gewohnt, die Mädchenherzen mit Sturm zu erobern; jetzt erschien er als ein gefeyerter Sieger, den der König auszeichnete, dem Jedermann den Hof machte, und, voll Selbstvertrauen, wähnte er auch an Lottchen eine leichte Eroberung zu finden. Er irrte. Als dem Bruder ihrer Wohlthäterinn begegnete sie ihm nur mit einer kindlichen Ehrfurcht, die ihm unerträglich war. Freylich wurde sie bald gewahr, was in ihm vorging, aber jeder zärtlichen Erklärung wich sie verständig aus, und vermied mit ihm allein zu seyn. Dieser ungewohnte Widerstand

fachte seine Gluth nur noch heftiger an. Er entschloß sich zu einer förmlichen Belagerung, und hoffte nach und nach durch Aufmerksamkeiten aller Art, die in seinem Alter bisweilen an Thorheit gränzten, in das widerspenstige Herz sich einzuschleichen. Er verschwendete große Summen für glänzende Feste, deren Königinn Lottchen war, und an Ruhetagen, wenn seine Schwester einen kleinen Zirkel um sich versammelte, mischte er sich in die muntern Spiele der Jugend.

Einst wurde, an einem solchen Abende, das Blindekuhspiel vorgeschlagen, der General erboth sich sogleich die erste Blindekuh zu seyn. Er band mich um die Augen, aber so locker, daß er den Kopf ein wenig zurückbiegend, Alles sehen konnte. Zum Schein haschte er bald nach diesem bald nach jenem der Anwesenden; eigentlich war es auf Lottchen gemünzt, weil er bey dieser Gelegenheit, durch Blindheit entschuldigt, sie recht derb in seine Arme fassen wollte. Lange wich sie durch Behendigkeit ihm aus, und selbst dann, als sie, in einen Winkel getrieben, ihm nicht mehr entrinnen konnte, schob sie schnell einen Stuhl zwischen sich und ihm, so, daß sie mindestens der Umarmung entging. Aber sie war nun Blindekuh. Mit dem abgenutzten Compliment, daß sie mit der Binde dem Amor gleichen werde, band ihr der General mich um die Augen. Sie ahnete nicht, daß ich es sey, dessen Verlust sie so oft bewein[illegible] hatte, ich, die treue Freundinn ihrer Mut-

mangele, Beyfall zu erlangen, strengte er sich besonders an, alle Dichter mit Füßen zu treten, die das Unglück hatten, sich des Beyfalls zu erfreuen. Diese Anstrengungen brachten natürlich oft einen kritischen Schweiß hervor, den ich leider abtrocknen mußte, so übelriechend er auch war. Es wurde mir dadurch eine giftige Eigenschaft mitgetheilt, die fast meinem Herrn selbst zum Verderben gereicht wäre; denn als der innere Grimm und Neid, nach einer seiner Vorlesungen, ihm heftige Kopfschmerzen verursachten, und er, um diese zu lindern, mich fest um den Kopf band, löste jener giftige Schweiß sich wiederum in Dünste auf, die in die geöffneten Poren seines Hauptes drangen, und ihm das Gehirn so sehr verwirrten, daß man ihn nicht selten für verrückt hielt. Seine dankbaren Zuhörer, um ihn zu zerstreuen, ersannen zufällig ein treffliches Mittel. Sie drehten nähmlich einen sogenannten Plumpsack aus mir, mit dem sie Anfangs spielend, als aber das Mittel offenbar gute Wirkung that, zuletzt in allem Ernste ihn dermaßen zudeckten, daß er wieder so ziemlich vernünftig wurde.

Indessen war ich des schmutzigen Lebens in seiner Tasche höchst überdrüßig, und dankte dem Himmel als er eines Tages mich für eine Gefälligkeit einer Jüdinn schenkte, die wiederum für eine andere Gefälligkeit mich einer Schauspielerinn verehrte, in deren Händen ich ein Symbol der tragischen Kunst, oder vielmehr die tragische Kunst selbst wurde, denn

sie pflegte mich mit dieser zu verwechseln, und legte deßhalb auf der Bühne mich nie aus der Hand.

Unter den Liebhabern, deren dieß mitleidige Frauenzimmer noch mehr als Schnupftücher besaß, befand sich auch ein junger, rüstiger Priester, Seelsorger einer kleinen Gemeinde, in einem Dörfchen, das nur eine Meile von der Stadt entlegen war, weßhalb er seine Amtspflichten mit dem Opferdienst der Musen leicht vereinbaren konnte. Seine Pfarre trug ihm wenig ein, und doch gehörte er zu den reichsten, folglich zu den willkommensten Gästen meiner jetzigen Gebietherinn, denn seine Kirche war in dem Besitz einer Reliquie, nähmlich des Schnupftuches, mit welchem die heilige Magdalene ihre Jugendverirrungen beweint hatte. Jetzt that dieß Tuch schon seit vielen Jahren Wunder. Augenkranke, die sich die Augen damit rieben, spürten Linderung, und wurden nicht eher blind, bis sie den Staar bekamen. Neben dem Tuche hing eine große, mit einer Spalte versehene Büchse um die Gabe der Gläubigen hinein zu schieben. Wenn diese am Sonnabend geöffnet wurde, so lieferte sie stets reichlich, was in der künftigen Woche der Herr Pfarrer bedurfte, und er verglich sie nicht mit Unrecht dem nie versiegenden Oehlkrüglein der Witwe. Nun wiederfuhr es aber dem armen Manne, daß besagte Reliquie gestohlen wurde, vermuthlich von einem Augenkranken, der seine Genesung zu beschleunigen hoffte, wenn er die Wunderarzney immer bey sich trüge. Außer sich vor Schrecken

und Angst — denn es galt sein ganzes zeitliches Glück — kam der Pfarrer zu der Schauspielerinn, und klagte ihr seine Noth. Sie hörte ihn lächelnd an: „Ey nun," sagte sie, „wenn es weiter nichts ist, diesen Verlust kann ich ersetzen. Auch ich habe mir vorgenommen, in meinen alten Tagen eine Magdalene zu werden, und dieser fromme Vorsatz wird ohne Zweifel schon jetzt auf meine Schnupftücher wirken. Hier, nehmen Sie dieses, (sie übergab ihm mich) und versuchen Sie, was es zu leisten im Stande ist."

Dankbar steckte der Pfarrer mich ein, trug mich in seine Kirche, legte mich auf den bestimmten Platz, und siehe — was ich mir selbst nie zugetraut hätte, — ich heilte fast noch mehrere Kranke als meine gestohlene Vorgängerinn. Die Büchse neben mir füllte sich in mancher Woche zwey Mahl, der Ruf meiner Wunderkuren erscholl weit und breit, und die Blinden kamen von fernen Orten mit Geld und Glauben. Mein Pfarrer war entzückt, und schwur, mich wolle er bewahren wie seinen Augapfel. Aber es gibt eine Gattung von Menschen, die sich auch an die Augäpfel nicht kehren, wenn sie die Lust anwandelt, eine Sache zu besitzen. Wir hatten damahls noch Krieg. Ein feindliches Streifcorps kam eines Abends bis in das Dörfchen, in dem ich mein wohlthätiges Wesen trieb. Es wurde geplündert und auch die Kirche nicht verschont. Die Ersten, die hinein drangen, bemächtigten sich der Büchse, die Fol-

genden nahmen die silbernen Leuchter vom Altare; nach und nach verschwand jeder Kirchenschmuck. Zuletzt erschien noch ein Soldat, der sich verspätet hatte, und, da er nichts mehr fand, fluchend nach mir griff, und mich mitgehen hieß.

Nur eine Nacht bewohnte ich den Tornister dieses Helden. Am andern Morgen betrachtete er mich mit Aufmerksamkeit, und, da ich eben von meinen vielen Wundern etwas unscheinbar geworden war, so meinte er, ich sey zu nichts weiter nutz, als Charpie aus mir zu zupfen. Nie habe ich in größerer Gefahr geschwebt, vernichtet zu werden; denn da der Feind sehr nahe stand, und jeden Tag eine Hauptschlacht zu erwarten war, so wollte der Soldat es nicht länger aufschieben, sich mit Charpie zu versorgen. Schon legte er sich auf den Rasen, und breitete mich über seine Knie um mich vorläufig in Stücken zu zerschneiden; als zu meinem Glücke der Zufall einen jungen Officier vorbey führte, der mich erkannte, denn es war Eduard. Mein Zipfel, der von dem Knie des Soldaten herabhing, zeigte ihm die wohlbekannten Buchstaben schon in der Entfernung von einigen Schritten, denn seine vortrefflichen Augen hatten nie des Schnupftuches der heiligen Magdalene bedurft. Er stürzte auf mich zu, und fiel dem Soldaten, der eben die Scheré hob, mit solcher Hast in den Arm, als müsse er von einem Mord ihn abhalten. Der Handel um mich war bald geschlossen, und

ich wanderte mit Freuden in die Tasche meines alten Freundes, der sich in diesem Augenblick weiter nicht um mich bekümmerte, sondern mit ängstlicher Heftigkeit von dem Soldaten erforschte, wo er mich hergenommen? — Der Kerl stockte, und Eduards Herz war zerrissen, denn er gerieth natürlich auf die gräßliche Vermuthung, der Soldat habe Lottchen geplündert, und vielleicht gar mißhandelt. Es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er endlich erfuhr, daß nur ein Kirchenraub begangen worden, kein Raub an seiner Heiligen, den er für weit strafbarer hielt. Aber wie war ich in die Kirche gekommen? das konnte er sich nicht enträthseln. Das geplünderte Dörfchen hatten die Truppen schon wieder verlassen, und es war sehr gefährlich, in der Nähe des Feindes, noch ein Mahl sich hinein zu wagen. Doch Eduard, keine Gefahr achtend, schwang sich auf seinen Gaul, nahm ein Paar Husaren mit sich, sprengte zurück, und suchte den Pfarrer, der ihm, bitterlich klagend, mit der Versicherung empfing, es sey bey ihm nichts mehr zu hohlen.

„Ich begehre auch nichts von Ihnen als eine genügende Antwort," sagte Eduard, indem er mich aus der Tasche zog. „Woher haben Sie dieß Tuch? und wie kam es in Ihre Kirche?"

Umsonst versicherte der Pfarrer, ich sey das wunderthätige Schnupftuch der heiligen Magdalene; der Kriegsmann drohte ihm das Bekenntniß ab, daß

er mich in der Stadt von einer Schauspielerinn em
pfangen, wie ich aber in deren Besitz gerathen, wis
er nicht. Eduard ritt mit schwerem Herzen wied
fort, denn in die vom Feind besetzte Stadt zu drin
gen war vor der Hand unmöglich. Aber eben so un
möglich konnte er sich Lottchen als Schauspielerin
denken, und zwar als eine solche, die mich, i
Kleinod weggeschenkt. Vergebens wollte er sich e
nen Zusammenhang ergrübeln; den wahren erriet
er nicht, und mußte sich begnügen, mich als eine
gefundenen Schatz zu besitzen. Ich ruhte nun wied
auf seinem Herzen, aber nicht wie vormahls unt
dem groben Kittel, sondern unter einer saubern Un
form; denn seine Tapferkeit hatte ihn zum Fähndri
erhoben; und es war dem General nicht entgange
daß er eben so bieder als tapfer sey. Doch nun erf
in der nächsten Schlacht, wollte Eduard ihm bewe
sen, zu welchen Thaten mein Besitz ihn anfeu
denn mit mir hielt er sich für unverwundbar.

Der Tag der Schlacht brach an. Das Regimen
unter welchem Eduard diente, stand auf dem rec
ten Flügel, wo es heiß herging. Es wurde von e
ner Batterie des Feindes mit Kartätschen bestriche
und schmolz in einigen Stunden bis auf die Häl
zusammen. Die meisten Officier lagen niedergestrec
Eduard stand unverwundet. Die feindliche Caval
rie hieb ein. Sie wurde mit dem Bajonette zurückgetr
ben, aber die Bataillonsfahne ging verloren —
entstand Verwirrung — die Batterie fuhr fort, ga

Reihen übereinander zu werfen — die Unerschrockensten sahen nach der Flucht sich um. Da riß Eduard mich aus dem Busen, knüpfte mich an sein Sponton, hielt es hoch empor, ließ im Winde mich flattern, und schrie aus Leibeskräften: „Mir nach, meine Brüder! mir nach, wer seinen König liebt!“ — Ein tapferes Häuflein sammelte sich um ihn, und muthig im Eilschritt ging er auf die Batterie los, sie zu erstürmen. Kaum hundert Schritte war er noch von ihr entfernt, als ihre Schlünde sich noch ein Mahl öffneten, den herandringenden Haufen lichteten, auch den muthigen Pannerführer schwer verwundet zu Boden streckten, und mich selbst durchlöcherten. Aber ein alter Corporal riß das Sponton, an dem ich trauernd hing, aus der Hand des Gesunkenen, ließ keuchend mich noch ein Mahl voran wehen, und die Batterie wurde erstiegen.

Das geschah unter den Augen des Generals von Inselberg, der eben heran sprengte, um Alles aufzubiethen dem rechten Flügel eine freyere Bewegung zu verschaffen. Er ritt selbst auf die eroberte Batterie, befahl, den in seinem Blute schwimmenden Eduard hinter die Fronte zu den Wundärzten zu tragen, knüpfte mich eigenhändig von dem Sponton los, und behielt mich zur Erinnerung an die schöne Waffenthat, von der er Zeuge gewesen. Sie führte den Gewinn der Schlacht herbey.

Mehrere Wochen lang trauerte ich im Stillen, um Eduard als einen Todten, bis ich eines Tages,

bey einer feyerlichen Parade; ihn plötzlich, zwar noch bleich, aber doch genesen vor der Fronte erblickte, wohin mein General ihn berufen, um ihn als Lieutenant zu begrüßen und ihm das Kreuz des Verdienstordens auf die Brust zu heften. Ich meinte, er würde auch mich, als ein mit Blut bezahltes Eigenthum ihm zurückgeben; allein von mir war keine Rede: der General gedachte meiner nicht, und Eduard hatte nicht erfahren, daß ich in seinen Händen war, gern würde er mich sonst gegen das Kreuz wieder eingetauscht haben.

Der General hatte in der letzten Schlacht seinen Adjutanten verloren, und wußte die Stelle nun nicht besser zu ersetzen, als durch den Lieutenant Werlau, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Nun befand sich Eduard in einer gemächlichen Lage, und die Schritte auf der Bahn der Ehre wurden ihm erleichtert. Sein General war ein jovialischer, nach jedem Lebensgenuß oft über die Gebühr strebender Mann, weßhalb er auch um seine Privatgeschäfte sich wenig bekümmerte, sie gern in fremden Händen ließ, die nicht immer die treuesten Hände waren. Eduard nahm sich ihrer mit dem redlichsten Eifer an, und machte sich dadurch seinem Chef immer unentbehrlicher.

Der Friede wurde geschlossen. Der General von Inselberg erhielt vom Könige zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste, ein schönes Landgut an der Gränze, nebst dem Commando des Truppenkorps,

welches, um den Frieden zu sichern, dort stehen blieb. Da vor der Hand nichts zu besorgen war, so nahm er Urlaub, um einige Monathe in der Residenz zubringen, und, nach den Mühseligkeiten des Feldzuges, dort genußreiche Stunden zu verschwelgen. Er gab sich nicht ein Mahl Mühe, zuvor sein neues Landgut in Besitz zu nehmen, sondern schickte seinen Adjutanten dahin, mit dem Auftrage, wenn er alle Förmlichkeiten und Geschäfte dort abgethan, ihm in die Residenz zu folgen.

Sobald er selbst am Hofe angelangt war, eilte er zu seiner Schwester, der Frau von Wöhrlen, die er seit vielen Jahren nicht gesehen, und die ihn mit ungeheuchelter Freude empfing, obgleich sie gegen seinen Lebenswandel von jeher vieles einzuwenden hatte. Hier sah er Lottchen zum ersten Mahle, und entbrannte, trotz seiner 45 Jahre, in lodernder Gluth. Er war noch immer ein schöner Mann, von Jugend auf gewohnt, die Mädchenherzen mit Sturm zu erobern; jetzt erschien er als ein gefeyerter Sieger, den der König auszeichnete, dem Jedermann den Hof machte, und, voll Selbstvertrauen, wähnte er auch an Lottchen eine leichte Eroberung zu finden. Er irrte. Als dem Bruder ihrer Wohlthäterinn begegnete sie ihm nur mit einer kindlichen Ehrfurcht, die ihm unerträglich war. Freylich wurde sie bald gewahr, was in ihm vorging, aber jeder zärtlichen Erklärung wich sie verständig aus, und vermied mit ihm allein zu seyn. Dieser ungewohnte Widerstand

fachte seine Gluth nur noch heftiger an. Er entschloß sich zu einer förmlichen Belagerung, und hoffte nach und nach durch Aufmerksamkeiten aller Art, die in seinem Alter bisweilen an Thorheit gränzten, in das widerspenstige Herz sich einzuschleichen. Er verschwendete große Summen für glänzende Feste, deren Königinn Lottchen war, und an Ruhetagen, wenn seine Schwester einen kleinen Zirkel um sich versammelte, mischte er sich in die muntern Spiele der Jugend.

Einst wurde, an einem solchen Abende, das Blindekuhspiel vorgeschlagen, der General erboth sich sogleich die erste Blindekuh zu seyn. Er band mich um die Augen, aber so locker, daß er den Kopf ein wenig zurückbiegend, Alles sehen konnte. Zum Schein haschte er bald nach diesem bald nach jenem der Anwesenden; eigentlich war es auf Lottchen gemünzt, weil er bey dieser Gelegenheit, durch Blindheit entschuldigt, sie recht derb in seine Arme fassen wollte. Lange wich sie durch Behendigkeit ihm aus, und selbst dann, als sie, in einen Winkel getrieben, ihm nicht mehr entrinnen konnte, schob sie schnell einen Stuhl zwischen sich und ihm, so, daß sie mindestens der Umarmung entging. Aber sie war nun Blindekuh. Mit dem abgenutzten Compliment, daß sie mit der Binde dem Amor gleichen werde, band ihr der General mich um die Augen. Sie ahnete nicht, daß ich es sey, dessen Verlust sie so oft beweint hatte, ich, die treue Freundinn ihrer Mut-

ter, und die ihrige. Vorsichtig tappte sie herum. Nur wenn sie Frauenzimmerkleider neben sich rauschen hörte, griff sie behende zu, denn sie hatte nicht Lust den General zu erwischen, der ihr gern in die Arme gelaufen wäre. Allein ihre Gespielinnen entschlüpften ihr stets mit großer Gewandtheit. Endlich hatte sie Eine derselben in eine Ecke getrieben, und breitete die Arme weit aus, damit sie ihr nicht noch ein Mahl entwischen möchte. In diesem Augenblicke wurde die Thür des Zimmers geöffnet, der sie zufällig nahe stand. Sie glaubte, ihre Gespielinn habe in der Noth dieß letzte Rettungsmittel ergriffen und wollte hinauslaufen; sie fuhr zu — hielt fest — rief: ich habe dich! — riß die Binde von den Augen, und — Eduard war in ihren Armen. Die schalkhafte Liebe hatte den eben Angekommenen gerade jetzt hergeführt, um seinem General zu rapportiren.

Beyde erkannten sich, beyde standen versteinert. Es war ein Glück, daß beyder Verwirrung so natürlich schien, und daß ein lautes Gelächter aller Anwesenden die ersten Töne der süßesten Ueberraschung verschlang. Beyde faßten sich, Eduard machte eine tiefe Verbeugung, welche Lottchen bebend erwiederte, und einen Schritt zurück wich. Eduard bath um Verzeihung, daß er unangemeldet hereingetreten, weil der Dienst ihm auferlege, sich gleich nach seiner Ankunft bey dem Herrn General zu melden.

„Es hat nichts zu bedeuten, mein lieber Wer-

lau," rief dieser ihm entgegen, „kommen Sie, ich will Sie meiner Schwester vorstellen." Er führte den Ankömmling zur Frau von Wöhrlen, die mit ihrer gewohnten holden Freundlichkeit ihn empfing.

„Mit der Tochter vom Hause," sagte er scherzend, „haben Sie bereits Bekanntschaft gemacht, und zwar eine recht vertrauliche." — „Mit der Tochter?" stammelte Eduard. „Ja, es war Fräulein Charlotte von Wöhrlen, die Ihnen mit offenen Armen entgegen kam."

Eduard glaubte zu träumen. Er blickte schüchtern nach ihr, sie verstohlen nach ihm, beyde fast athemlos, doch beyde von Wonne durchströmt, denn sie hatten sich wieder gefunden. Man ging bald darauf zur Tafel. Stumm saßen beyde ohne ihr Messer zu berühren. „Du mußt nicht glauben, Schwester!" sagte der General, „daß dieser junge Herr immer so schüchtern und blöde sey. Vor dem Feinde solltest du ihn sehen, Sapperment! da weis er die blitzenden Augen wohl aufzuschlagen; und nun erzählte er von Eduards Waffenthaten mit herzlicher Gesprächigkeit, und Lottchen verschlang gierig jedes Wort, und dem Jüngling — obgleich er bescheiden erröthete — that es wohl, in Gegenwart seiner Geliebten so warm gelobt zu werden.

Es war an diesem Abend den Liebenden unmöglich einander ein Wörtchen zuzuflüstern, nur seelenvolle Blicke wechselten sie beym Abschied. Der General nahm seinen stummen Adjutanten mit in den

Wagen. „Wie gefällt Ihnen meine Nichte?“ fragte er unterwegs. —

„Eure Excellenz haben mir nie gesagt,“ stotterte Eduard, „daß Sie eine Nichte hätten.“

„Habe ich es doch selbst erst nun erfahren,“ antwortete der General, und erzählte ihm, was er von Lottchens letzten Schicksalen aus dem Munde der Frau von Wöhrlen vernommen. Er wußte nicht, welches himmlische Vergnügen er seinem Adjutanten dadurch verursachte; doch am Schlusse seiner Erzählung vernichtete er durch jenen Blitz alle die Hoffnungen, die während derselben in Eduard aufkeimten, denn er fügte hinzu: „Herr! ich bin rasend verliebt in das Mädchen, und ich muß sie besitzen, es koste was es wolle.“

Da bedeckte eine schwarze Wolke Eduards aufgehende Sonne: „das wird Euer Excellenz sehr leicht werden,“ stammelte er. „Nicht so leicht als Sie denken, denn das Mädchen ist verdammt widerspenstig, alle meine Mühe war bis jetzt verloren.“

Da brach ein Strahl durch die schwarze Wolke. Eben hielt der Wagen vor des Generals Wohnung, das peinliche Gespräch wurde unterbrochen. „Gute Nacht,“ sagte er zu seinem Adjutanten. „Sie werden von der Reise sehr ermüdet seyn. Schlafen Sie aus, ich bedarf Ihrer nicht.“

Eduard schlafen? in dieser Nacht? das war unmöglich! Er ging, bis zum Anbruch des Tages, hastig in seinem Zimmer auf und nieder, von Freude.

und Kummer hin und her gezogen, von Furcht und Hoffnung gepeinigt und geschmeichelt.

In den Verhältnissen, in welchen der General zu seiner Schwester stand, konnte es nicht fehlen, daß für Eduard und Lottchen öftere Gelegenheiten allein miteinander zu sprechen, sich ergeben mußten, zumahl, da Eduard sie suchte, und Lottchen ihnen nicht auswich. In solchen Augenblicken erneuerten sie den Schwur der ersten Liebe, den Schwur ewiger Treue. Die wehmüthigen Erinnerungen an die Vergangenheit knüpften sich an die süßen Hoffnungen der Zukunft. Nur die immer heftiger werdende Leidenschaft des Generals beunruhigte beyde, ihn, weil der Hochgeehrte die Geliebte blenden, sie, weil der Mächtige dem Geliebten schaden könnte. Lottchen, der ohnehin ein Geheimniß drückend wurde, welches sie nicht mit ihrer Mutter theilte, beschloß, der Frau von Wöhrlen alles zu vertrauen. Diese kannte ohnehin schon die seltsamen Abenteuer, durch welche die Schicksale ihrer Tochter mit denen des Jünglings verflochten waren, nur daß Eduard dieser Jüngling sey, wußte sie noch nicht. Ihr das zu offenbaren, begab sich Lottchen eines Morgens früher als gewöhnlich zu ihr.

„Gut, das du kommst, rief Frau von Wöhrlen ihr entgegen, „ich wollte dich so eben rufen lassen, denn ich habe etwas Wichtiges mit dir zu sprechen. Mein Bruder, der General, hat gestern Abend förmlich um dich angehalten.

Lottchen erschrack. Das kam ihr unerwartet. Mehr als ein Mahl hatte der General in ihrer Gegenwart über den Ehestand gespottet, und wirklich seines Herzens Meinung ausgesprochen, denn nur die Ueberzeugung, daß er auf keine andere Weise zu Lottchens Besitz gelangen könne, hatte ihn endlich vermocht, einen so entscheidenden Schritt zu wagen. Frau von Wöhrlen, Lottchens Schrecken bemerkend, fügte sogleich hinzu, daß sie durchaus nicht überredet werden solle, „denn," sagte sie, „wenn es mir gleich ein sehr angenehmer Gedanke ist, meine Tochter an meinen Bruder zu vermählen, so kann und mag ich doch die Fehler dieses Bruders nicht bemänteln; du würdest ihn lieben, wenigstens sehr hochachten müssen, um sie stets freundlich zu ertragen.

„Sie wissen, beste Mutter," hub Lottchen schüchtern an, „ich liebe schon einen Andern. Ich durfte nicht mehr hoffen ihn jemahls wieder zu sehen, und schon lange kämpfte die Vernunft mit dem Herzen, um sein Bild unter die Todten zu stellen; aber — nun habe ich ihn wieder gesehen." — Frau von Wöhrlen stutzte. — „Es ist der Adjutant Ihres Bruders."

Die gute Mutter war überrascht, doch nicht unangenehm, denn der junge Mann hatte ihr wohl gefallen. Sie wollte ihn nur noch näher kennen lernen, und überhaupt meinte sie, ein Aufschub sey nothwendig, damit der General, dessen Heftigkeit sie scheute, erst nach und nach beruhigt werden möch-

te: denn schwerlich würde bey dieser Entdeckung seine Großmuth die Oberhand behalten. Darum rieth sie Lottchen, behuthsam ihre Liebe noch zu verbergen und diese Warnung ihrem Eduard mitzutheilen. „Wenn es dir Bedürfniß ist, von ihm zu sprechen," sagte sie lächelnd, „so hast du ja mich.

Mit kindlicher Rührung hing Lottchen an dem Halse ihrer Mutter, und versprach Alles; doch in solchen Dingen Wort zu halten, ist für Liebende die schwerste Aufgabe.

Die Eitelkeit des Generals war noch tiefer gekränkt als sein Herz, da seine Schwester ihm erklärte, Lottchen könne und wolle die Seinige nicht werden. Ein Kammermädchen war so keck, seine Hand auszuschlagen! um eines Kammermädchens willen hatte er seine Abneigung gegen den Ehestand nebst so mancher andern Rücksicht überwunden, und sie verschmähte ihn! — fast hätte seine Liebe sich in Haß verwandelt. Wenigstens mischten nun Trotz und Groll sich darein; er schwur, wenn der Titel seiner Gemahlinn der kleinen Zofe nicht genüge, so solle sie seine Buhlerinn werden.

Je mehr er über Lottchens unbegreifliche Widerspenstigkeit nachdachte, je mehr bemächtigte sich ein finsterer Argwohn seiner Seele. „Es ist nicht anders möglich," sprach er zu sich selbst, „mir steht ein Nebenbuhler im Wege." Von Stund an beobachtete er sie genau. Die Eifersucht ist scharfblickend, und es währte nicht lange, so ergriff ihn die Ahn-

dung, die bald zur Gewißheit wurde, daß Eduard sein glücklicher Nebenbuhler sey. Diese Entdeckung machte ihn wüthend. Allen den gehässigen Leidenschaften — Zorn, Eifersucht, unbefriedigte Wollust, gekränkter Ehrgeiz — ließ er nun den Zügel schießen. Kaum war er seiner noch mächtig genug, um die Verstellung zu Hülfe zu nehmen. Vor allen Dingen entfernte er Eduard, ihm Geschäfte auf seinen Gütern übertragend, die weit aussehend waren, und dem ausdrücklichen Befehl ihm ertheilend, nicht eher zurück zu kommen, bis diese Geschäfte beendigt wären.

Mit schwerem Herzen würde Eduard von Lottchen geschieden seyn, wenn sie nicht den, von ihrer Mutter genehmigten Trost ihm mit auf den Weg gegeben hätte, diese Trennung solle die letzte Prüfung ihrer Liebe seyn. „Nach Ihrer Zurückkunft," sagte sie, „wird meine Mutter den General von allem unterrichten, und sollte seine unselige Leidenschaft ihn hinreißen, Dienstverhältnisse zu mißbrauchen, um unserer Verbindung Hindernisse in den Weg zu legen, so nehmen Sie ihren Abschied und folgen uns in die sichere ländliche Einsamkeit."

Mit dieser frohen Hoffnung reiste Eduard ab, nicht ahnend, welchen schwarzen Entwurf der General gegen seine Liebe brütete. Unfern von der Residenz wohnte ein Jugendfreund des Generals, das heißt, ein ehemahliger Gefährte seiner Ausschweifungen, dessen schwächere Leibesbeschaffenheit dem

zerstörenden Gifte früher unterlegen, und der jetzt, durch Gift und Zipperlein, die Jugendsünden büßte, doch nicht bereute, denn noch immer war sein liebster Genuß, wenigstens die Erzählung von leichtfertigen Abenteuern mit anzuhören, und wenn es seyn konnte, zu deren Gelingen mitzuwirken. An ihn wandte sich der General, und fand die größte Bereitwilligkeit, sein Helfershelfer bey einem Bubenstück zu werden. Nur etwas furchtsam war er, da die Sache großes Aufsehen erregen konnte, ein Scrupel, den der General durch die Versicherung ihr benahm, daß ein schnell geknüpftes Eheband alle üblen Folgen verhüthen werde; eine Auflösung des Knotens, die ja alsdann der eigene Wunsch des Mädchens und seiner ehrbaren Schwester seyn müsse.

Nachdem der Plan verabredet und der Zeitpunkt der Ausführung bestimmt war, eilte der General in die Residenz zurück, betrug sich gegen Lottchen nach wie vor mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit, und wurde von ihr mit ängstlicher Schonung behandelt, da sie noch immer hoffte, ihn sich zum Freunde zu gewinnen. Er veranstaltete wie sonst allerley Lustbarkeiten zu ihrer Ergetzung, und es war daher nicht auffallend, als er eines Tages eine maskirte Schlittenfahrt in Vorschlag brachte. Auf dem Gute seines Freundes sollte ein Ball gegeben werden, man wollte die Nacht durch tanzen, und erst am andern Morgen heimkehren. Seiner Schwester rieth er,

zu Hause zu bleiben, da das Schwärmen und die Nachtluft ihrer Gesundheit nachtheilig seyn könnten, und mehr als eine ehrbare Dame mit Vergnügen Lottchen unter ihre Flügel nehmen würde. Aber Lottchen erklärte unwiederruflich, daß sie ohne ihre Mutter nicht fahren werde, und da Frau von Wöhrlen eben an einer Verkältung litt, so verursachte das einen Aufschub von einigen Wochen; eine harte Geduldsprobe für den heftigen Kriegsmann. Kaum war sie genesen, als Thauwetter einfiel, und er, sammt den Schnee, alle seine Hoffnungen schmelzen sah. Er war in Verzweiflung, bis es endlich wieder fror und schneite, und mitten unter Frost und Schnee die Gluth seiner Begierden zischend empor loderte.

Nun eilte er den Schlag zu vollführen. Der Tag war angesetzt. Die glänzende Gesellschaft, ein buntes Gemisch von allerley Menschen, versammelte sich bey Frau von Wöhrlen. Hier erst sollte durch das Loos jedem Herrn eine Dame zufallen, und Lottchen selbst hatte, aus guten Gründen sich vorbehalten, die Loose aus dem Glückstopfe zu ziehen. Auch diese Vorsicht wußte der General unnütz zu machen. Es war mit einigen Freunden verabredet, daß sie scherzend den Vorschlag thun sollten, ihm, als den Wirth, die Wahl einer Dame frey zu stellen. Lottchend widersetzte sich scherzend, gab aber bald ohne Ziererey nach, um ihn nicht zu beleidigen. Er dankte der Gesellschaft für die Auszeichnung, und,

da er als Türke maskirt war; so spielte er diese Rolle scherzend weiter, ging mit gravitätischen Schritten im Kreise der Damen umher, zog endlich mich aus dem Gürtel, und warf mich Lottchen zu, die sich mich mit Anstand ihrem Schicksal unterwarf, und, noch immer, ohne mich zu erkennen, mich dießmahl in einer Tasche verwahrte, die sie als Pilgerinn trug. Die Uebrigen paarten sich wie der Zufall es wollte. Nun setzte sich der fröhliche Zug in Bewegung. Ein sogenannter Wurstschlitten mit Musikanten beladen, fuhr voran, und Alle folgten unter lustigen Schellengeklingel.

Auf dem Gute des dienstfertigen Freundes erwartete sie ein köstliches Mahl. Nach dessen Beendigung zogen die bunten Masken paarweise in den Garten. Hier war von Brettern ein Saal erbaut, inwendig durch ein grünes Tannengebüsch ein Platz im Walde nachgeahmt; der papierne, transparente Plafond stellte den gestirnten Himmel dar; eine Menge bunter Lampen hingen an den Bäumen, zwischen ihnen Blumenguirlanden von gemahltem und geöhltem Papier; das Ganze gewährte einen freundlichen Anblick. Um den Saal, so viel für Tanzende nöthig schien, zu erwärmen, war auch, als künstliche Ruine, ein Ofen angebracht, dessen Wärme jedoch, wie der General vorausgesehen, der alten Frau von Wöhrlen nicht genügte, weßhalb sie schon nach einer Viertelstunde sich zurück in das Schloß

begab, und nur noch im Vorübergehen Lottchen warnte, sich vor Verkältung zu hüthen.

Das junge Volk hatte bereits bis tief in die Nacht wacker getanzt, als unerwartet der General seinen Helfershelfern ein Zeichen gab, und plötzlich der ganze Saal in Flammen stand. Das Feuer schien von dem geborstenen Ofen auszuströmen, ergriff schnell die Guirlanden und den geöhlten Plafond, und loderte knisternd in den Tannengebüschen empor. Ein fürchterliches Gekreisch erhob sich — alles stürzte nach den Thüren. Der General hatte Lottchen nicht aus den Augen gelassen; er umfaßte die Halbohnmächtige, trug sie im Getümmel hinaus, schlug aber nicht den Weg nach dem Schlosse ein, sondern rannte mit der Beute in entgegengesetzter Richtung bis zu einem bereit stehenden Schlitten, warf sich mit ihr hinein, und der wohl unterrichtete Kutscher führte ihn in wenigen Minuten bis zu einer einsamen Hütte, an der Gränze des Forstes, wo er die Betäubte in ein kleines, niedriges Stübchen trug, auf ein Ruhebett legte, und die Thür hinter sich verschloß.

Das arme Lottchen, sich erhohlend, betrachtete ihn dankbar als den Retter ihres Lebens, wurde aber schrecklich aus dieser Täuschung gerissen, als er mit flammenden Blicken ihr erklärte, sie müsse nun die Seinige werden. Bebend fiel sie auf ihre Knie, suchte vergebens ihn zu rühren, wurde verspottet, als ihr ein Sprung nach der Thür gelang, wo sie

aber umsonst die wohl verschlossene aufzurütteln strebte. Eine gräßliche Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, sie rang mit dem Ehrenräuber, anfangs an Stärke ihm gleich, bis die übersparnte Kraft sie verließ, und nur ihre Brust noch Athem hatte für ein wildes durchdringendes Gekreisch.

In diesem Augenblicke wurde die Thür gesprengt — Eduard flog herein, packte den General bey der Brust und warf ihn mit Jugendkraft zu Boden. Lottchen wurde ohnmächtig.

Von der Sehnsucht nach Rückkehr, und vielleicht auch von einer düstern Ahndung getrieben, hatte Eduard die Berechnung des Generals getäuscht und seine Geschäfte weit früher beendigt. Schon war er dem Ziele der Reise nahe, als er in geringer Entfernung eine jähe Flamme auflodern sah. Nun trieb er die Pferde hastig an. Die Flamme verschwand bald wieder; aber sein Weg führte ihn durch den Forst, dicht an der Hütte vorbey, aus der ein weibliches Gekreisch in seine Ohren drang. Rasch sprang er aus dem Wagen, fand die Thüre verschlossen, glaubte die Stimme der Geliebten zu erkennen, und sprengte das Schloß durch Kraft und Angst der Liebe. Mit dieser Angst wandte er sich zu Lottchen, nachdem er den Ehrenräuber zu Boden geworfen. Schäumend sprang der General auf. Er war in seiner Maske unbewaffnet, nur ein Theaterdolch stack in seinem Gürtel, doch zog er ihn drohend, und

Eduard — der Waffe Unschädlichkeit nicht kennend — riß seinen Degen aus der Scheide.

„Wie!“ rief der Wüthende, „du wagst gegen deinen General den Degen zu ziehen?“

„Ich durchbohre Sie auf der Stelle, antwortete Eduard mit blitzendem Auge, wenn Sie noch ein Mahl durch Wort oder That dieß edle Mädchen zu beschimpfen sich erlauben.“

Knirschend antwortete der General: Ich bin unbewaffnet, aber Morgen, du elender Prahler! stelle dich mir auf Pistolen.“

Lottchen, aus der Ohnmacht erwachend, vernahm diese Ausforderung, ihr Herz bebte für den Geliebten — sie warf sich wimmernd auf die Knie vor dem General, der in einem Sessel getaumelt war und an seinen Nägeln kaute — sie versuchte durch die kindlichsten Bitten ihn zu rühren, und indem sie so weinte und schluchzte, zog sie mich hervor — und indem sie wiederhohlt mich zu den Augen führte, erkannte sie mich plötzlich — Sprache und Thränen stockten — sie sah mich starr an — „Gott!“ rief sie endlich, „in dieser Minute gibst du mir mein Schnupftuch wieder.“

Der General stutzte. Begeistert fuhr Lottchen fort: „von Ihnen habe ich es heute empfangen — wie es in Ihre Hände kam, weiß Gott! was Sie mir gegeben, ahnen Sie nicht! aber wenn noch etwas auf der Welt Sie zu rühren fähig ist, so wird die Geschichte dieses Tuches Sie rühren. Meine Mut-

ter, die unschuldige Tochter eines Pachters, wurde ein Opfer der Verführung eines jungen Offiziers, der scheidend ihr dieß Schnupftuch hinterließ. Ihren Vater verzehrte der Gram — sie starb unter Gewissensfoltern, indem sie mir das Leben gab. Dieß Tuch und mit ihm die Erinnerung an die Gefahren der Unschuld ist mein ganzes Erbe!"

Während dieser kurzen Erzählung überzog eine graue Todtenfarbe des Generals braunes Antlitz. Fast unvernehmlich stammelte er die Worte: „wie ist das Tuch gezeichnet?" „H. S. v. I." sagte Lottchen, „mit der Jahrzahl 1792," „und der Nahme Ihrer Mutter?" — „Marie Fernau."

Da verhüllte er sein Antlitz in den Kaftan, und heulte aus hohler Brust: „du bist meine Tochter!"

Begehrt nicht Schwestern, daß ich Euch schildern soll, was nun vorging — Lottchens Freudentaumel — der Kampf ihres Vaters zwischen Reue, Scham und Liebe — Eduards sprachloses Erstaunen. Seit vielen Jahren zum ersten Mahle weinte der General von Inselberg heiße bittere Thränen, die nach und nach, durch seiner Tochter Liebkosungen versüßt, in sanfte, unaussprechliche Wehmuth verschmolzen. Mit verwandeltem Herzen drückte er nun Lottchen an seine Brust, und streckte den Arm nach Eduard aus. Der rohe Mann, der so oft an einer leitenden Vorsehung spottend gezweifelt hatte, beugte sich nun zerknirscht im Staube und bethete an.

Stunden waren wie Augenblicke vorüber ge-

flohen — der Tag graute — Lottchen erinnerte sich zuerst der Angst, die ihre gute Mutter um sie leiden würde. Zwischen dem Vater und dem Geliebten eilte sie mit freudetrunkenem Herzen zurück in das Schloß, wo Frau von Wöhrlen die beweinte Tochter, als durch ihren Bruder gerettet empfing, was ihr gedroht, blieb schonend ihr und allen verschwiegen. Die plötzliche Feuersbrunst galt für zufällig. Nur die frohe durch mich bewirkte Entdeckung wurde der staunenden Gesellschaft mitgetheilt, und in deren Mitte Lottchens Verlobung mit Eduard gefeyert.

Seit jenem Tage wurde ich still und mit Ehrfurcht im Schranke bewahrt, nur noch ein Mahl hervorgezogen, als der König einen Deserteur begnadigte, der schon auf dem Richtplatz kniete, um erschossen zu werden. Eduard erhielt den Auftrag, ihm Gnade anzukündigen, und in der Hand des Keuchenden flatterte ich dem Richtplatz zu, von ferne mich erblickend, die zum Anschlag fertigen Grenadiere fröhlich und schnell die Gewehre schulterten. Das war die letzte Begebenheit in meinem abenteuerlichen Leben. Seitdem habe ich still unter Euch der ehrenvollen Ruhe genossen, allein noch oft, beym Oeffnen unseres Schrankes, mich an der Heiterkeit meiner, durch mich beglückten Gebietherinn ergetzt.

Die Pomeranzen- und die Melonenschalen.

Eine moralische Erzählung von August v. Kotzebue.

Vor einem Posthause in den pontinischen Sümpfen stand ein Knabe mit Lumpen bedeckt. Die schwarzen Augen schimmerten düster unter den langen Wimpern hervor, und das schwarze struppigte Haar umflatterte sein blasses Gesicht. Er war aus Velletri gebürtig, Enrico sein Nahme, ein Waise von wackern, verarmten Aeltern, die ihm nichts hinterließen, als ihre Ehrlichkeit und den guten Willen zu arbeiten, wenn man ihm nur Arbeit geben wollte. Aber in seiner Vaterstadt, die keinen andern Reichthum besitzt, als den Stolz, den Geburtsort des Herrn der Welt, des Kaiser Augustus, gewesen zu seyn, konnte Niemand den noch schwachen Knaben brauchen. Betteln mochte er nicht, und überall, wo er seine Dienste anboth, wurde ihm durch ein mitleidiges Achselzucken und die trockene Ermah-

nung geantwortet: Gehe mit Gott! diese Worte prägten sich nach und nach tief in sein kindliches Gemüth. Es muß doch wohl ein guter Rath seyn, meinte er, den so viele gute Menschen mir ertheilen; und so faßte er endlich den Entschluß, mit Gott zu gehen. Wohin? das wußte er selbst nicht recht. Nach Neapel hielt er für das Beste; denn er hatte gehört, daß dort viele tausend Faullenzer lebten, und so dachte er, es würde ja auch wohl ein fleißiger Knabe sein Brot finden.

An dem Tage, wo er diesen kühnen Vorsatz wirklich ausführte, war er gerade in einem Kloster wohl gesättiget worden, und fühlte sich stark genug die Wanderschaft anzutreten. Es ging ihm aber mit seinen Kräften, wie es andern Kindern mit ihrem Sparpfenning zu gehen pflegt, sie halten den Schatz für unerschöpflich. Erst wenige Meilen hatte Enrico zurückgelegt, als er schon ermattet niedersank.

„Ich bin mit Gott gegangen," sagte er weinend: „warum kann ich denn nicht weiter?"

Es war in der Nähe eines Dorfes. Eine junge Bäuerinn, die ein Gefäß mit Milch auf ihrem Kopfe trug, hatte seinen Stoßseufzer vernommen, und als er das gesenkte Haupt empor hub, weil er ein kleines Geräusch in seiner Nähe hörte, so schwebte der Milchtopf vor seinen Lippen, und ein Paar freundliche Augen begegneten den seinigen. Das schien dem Knaben ein Wunder, und, so hübsch auch das Mädchen war, so konnte er sie doch nicht ansehen,

ohne an den Raben des Elias zu denken. Nachdem er sich satt getrunken, und nun seinen Dank stammeln wollte, schwebte das Mädchen, ohne das abzuwarten, leichtfüßig vorüber. Das nannte Enrico „verschwinden," und war sehr geneigt, einen verkappten Engel in der gutmüthigen Dirne zu vermuthen.

Gestärkt an Kräften und an Vertrauen setzte er seinen Weg fort, trällerte, bethete, und blieb wohlgemuth, bis der Hunger sich wieder einfand. Da hub er an, erst leise, und als der Hunger immer heftiger wurde, immer lauter den lieben Gott zu erinnern, daß er mit ihm gehe, und von ihm, als seinem Reisegefährten, Hülfe zu erwarten berechtiget sey. Es währte auch nicht lange, so begegnete ihm ein Eselstreiber, der sein Maulthier mit Kastanien beladen hatte. Er glich einem Raben weit mehr, als jenes hübsche Bauernmädchen. Enrico setzte sich ohne Bedenken noch ein Mahl an die Stelle des Propheten Elias, und erwartete sehr zuversichtlich die Einladung zum Gastmahl. Allein der Mann zog vorüber, ohne den kleinen hungrigen Pilger eines Blickes zu würdigen. Enrico schlich trübselig weiter, und stand schon im Begriff, gegen seinen erhabenen Reisegefährten zu murren, als er plötzlich gewahr wurde, daß die ganze Straße mit Kastanien gleichsam besäet war.

Sonder Zweifel hatte, dem Eselstreiber unbewußt, einer der Säcke ein Loch bekommen, und

verzettelte nun bey jedem Tritte des Maulthieres einen Theil des ihm anvertrauten Schatzes. Diese Auslegung verwarf Enrico mit einer Art vom geistlichen Stolze, weil sie ihm zu natürlich war. Wenn schon die Milch, die ihm gleichsam in den Mund quoll, ein halbes Wunder genannt werden konnte, so war eine Landstraße mit Kastanien gepflastert, doch offenbar ein ganzes. Er sammelte seine Taschen voll, trug einige dürre Reiser zusammen, briet und verzehrte einen Theil der Beute, und behielt noch so viel übrig, daß in den nächsten Paar Tagen der Hunger ihm nichts anhaben konnte.

Wir wollen auch nicht verschweigen, welche Menschlichkeit ihn beschlich, und jeden Zweifel an dem Wunder unterdrücken half. Wenn nähmlich die Sache natürlich zuging, so mußte er, nach den Grundsätzen, die sein redlicher Vater ihm eingepflanzt, dem Eseltreiber zurufen, den ungetreuen Sack ihm andeuten, das Verlorne wieder auffammeln helfen, und ruhig abwarten, ob der Eigenthümer ihm zur Vergeltung einige Kastanien mittheilen werde. War es aber ein Wunder, so konnte er diese Pflicht sich überheben, und da ein Mensch in Noth jeden Vorwand gern ergreift, um die Mittel zu beschönigen, die auf fremde Kosten seiner Noth ein Ende machen können, so verscheuchte er jeden Zweifel an dem Wunder, durch welches, ihm zu Liebe, sein mächtiger Reisegefährte den Sack an einer unrechten Stelle geöffnet hatte, und sagte sehr

laut, indem er munter vorwärts schritt: Ich gehe mit Gott.

Noch zuversichtlicher wiederhohlte er diese Worte, als er gar am andern Tag ein ganzes Nest voll Kibitzeyer fand, da ihn ein schöner Schmetterling einige Schritte vom Wege lockte. Was schien gewisser, als das ein Engel die Gestalt des Schmetterlings angenommen, um ihn zu dem Neste zu führen? — Selige, kindliche Täuschung! warum ist nicht jedem Herzen die Kraft oder Ohnmacht verliehen, sich dir zu öffnen? Der Glaube an Wunder erzeugt in der That ein Wunder, indem er ein Vertrauen erweckt, welches allen Stürmen des Lebens trotzt, und oft am sichersten das Schifflein, zum Erstaunen der Zuschauer, in den Hafen geleitet.

Mit diesem Vertrauen hatte Enrico nun das letzte Posthaus in den pontinischen Sümpfen erreicht. Der Kastanienvorrath ging zu Ende. Der Weg nach Terracina war noch weit. Der Posthalter und seine ganze Familie wankten wie Gespenster umher, denn sie schleppten sich mit jenem Fieber, welches von der bösen Sumpfluft erzeugt wird. Durch Krankheit und Mangel waren sie grämlich und hartherzig geworden. Kaum fand Enrico ein Obdach gegen die giftigen Nebel.

In einem Winkel des Stalles lag er, und besprach sich leise mit seinem erhabenen Reisegefährten, ihn freundlich erinnernd, daß ein neues Wunder eben nicht überflüßig seyn werde. Da vernahm er plötz-

sich das rasche Rollen eines Reisewagens, schlich aus seinem Winkel hervor, und erblickte eine niedliche Kalesche mit sechs Postpferden bespannt, die vor dem Posthause hielt.

Ein schlanker Jüngling verließ den Wagen, und hob ein allerliebstes kleines Mädchen heraus, das ungefähr im gleichen Alter mit Enrico zu seyn schien. Während die Pferde gewechselt wurden, setzten sich beyde auf eine Bank, stellten ein Körbchen mit süßen Pomeranzen zwischen sich, schälten sie, schnitten sie in Scheiben, bestreuten sie reichlich mit Zucker, und erquickten sich an ihrem Safte.

Dem armen Enrico lief der Mund voll Wasser. Er theilte seine ganze Aufmerksamkeit zwischen den Orangen und dem hübschen Mädchen. Glücklicherweise konnte er beyde Gegenstände unter einem Gesichtspunkte vereinigen; denn die niedlichen Finger des Mädchens schälten die Pomeranze und schoben sie auch in den Mund. Auf diesem schönen Munde verweilten seine Blicke am liebsten und längsten, und es regte sich zum ersten Mahle in ihm eine unschuldige Lüsternheit, die weniger der Frucht, als den Lippen galt, welche den Saft von jener so zierlich in sich sogen.

Unwillkührlich hatte er dem schmausenden Paare sich so nahe geschoben, daß er die Härchen zählen konnte, welche der säuselnde Wind von des Mädchens Locken spielend ablöfete. Mit der Dreistigkeit der Unschuld, die bisweilen der Einfalt gleicht, stand

er da; die schwarzen Augen waren weit geöffnet, und die zum Lächeln verzogenen Lippen zeigten die weißen Zähne. Da gewahrte ihn der Jüngling und grinste ihn an, und sagte zu dem Mädchen (es war seine Schwester): „Sieh ein Mahl den dummen Jungen.“

Das Mädchen strich die Locken ein wenig aus dem Gesichte, und warf einen Blick auf den Knaben, der seine bleiche Wange röthete, wie ein Sonnenstrahl den Apfel.

„Ein armer Junge scheint er zu seyn,“ lispelte das Mädchen: „dumm sieht er eben nicht aus.“

Enrico verlor kein Wort.

„Höre du!“ rief der Jüngling mit dem Uebermuthe des Reichen, indem der Orangesaft ihm aus dem Munde durch die Finger lief: „sage mir, bist du dumm?“

Enrico schwieg: die Schwester sah den Bruder unwillig an. „Wie kannst du so hart seyn?“ murmelte sie.

„Hart? als ob der Bube gleich uns fühlte und dächte? Was uns beleidigen würde, ist dem Pöbel ein Scherz; und wenn ich ihm vollends ein Paar Pfenninge biethe, so wird er gern versichern, daß er der dümmste Esel auf Gottes Erdboden ist. Nicht wahr? du! wirst du reden?

Enrico schwieg.

Der junge Herr zog eine kleine Münze aus der Tasche. „Willst du Geld verdienen? Ich fordere

nichts von dir, als ein Bekenntniß deiner Dummheit.“

Enrico schwieg, aber sein Mund hatte sich verschlossen, und sein Auge starrte finster nach dem Unverschämten, der die Armuth verspottete.

„Nun, wenn du kein Geld brauchst,“ hub der Reisende wieder an! „so bist du klüger und reicher als ich.“ Mit diesen Worten schob er seine Münze wieder in die Tasche, und griff in das Körbchen nach einer Pomeranze. Dem Mädchen schien die Lust zu essen vergangen. Sie blickte einige Mahl verstohlen nach Enrico, Mitleid und Unmuth beschatteten ihre lieblichen Züge. Der Bruder streckte gemächlich die langen Füße von sich, schälte die Frucht, und warf die Schalen, ein Stück nach dem andern, dem Knaben ins Gesicht. „Mein Gott! Bruder!“ sagte die Kleine, mit Augen, in welchen ein schöner Zorn glühte.

„Warum geht er nicht aus dem Wege?“ antwortete das kalte Menschengesicht, und fuhr fort sein übermüthiges Spiel zu treiben.

Enrico sammelte schweigend die Schalen, und steckte sie in ein Säckchen von Leinwand, das an einem Bindfaden über seine Schulter hing. Als der junge Herr das sah, lachte er laut auf. „Was willst du mit den Schalen machen?“ fragte er spöttisch. Enrico dachte an seinen redlichen Vater, und das gab ihm den Muth zu sprechen.

„Mein Vater,“ stammelte er: „hatte mich ge-

lehrt, man müsse nichts verachten, denn es sey nichts so klein und schlecht, daß es nicht zu Etwas nützen könne."

„Hörst du?" sagte das Mädchen: „er ist nicht dumm!"

Mit widrigem Gelächter bemerkte der Bruder sehr witzig: wer Schalen sammele, werde nie bis zum Kern gelangen, und er wolle dem Buben rathen, ein Philosoph zu werden, das wären Leute, die an Schalen nagen. Dieser Spott ging verloren, denn Enrico verstand ihn nicht, und hörte auch nicht ein Mahl was der Zierbengel sprach; seine ganze Seele war in seinen Augen, und seine Augen hingen an dem Mädchen, das mit freundlichem Mitleid ihn betrachtete, und endlich dem Gefühl sogar Worte lieh: „Du bist wohl sehr arm? „fragte sie fast schüchtern, als fürchte sie, durch diese Frage wehe zu thun.

Enrico schwieg, aber es drängten sich zwey Thränen aus seinen Augen.

„Bist du hier zu Hause?" — Er schüttelte den Kopf.

„Kommst du weither?" — Von Velletri.

„Ganz allein?" — O nein! mit Gott.

„Siehst du," sagte spöttelnd der Bruder zu der Schwester: wir haben von Velletri aus bewaffnete Begleitung mitnehmen müssen; deren hat er freylich nicht bedurft, er ist mit Gott gegangen." — — Ja, mit Gott! wiederhohlte der Knabe

andächtig. — „Und bist nicht beraubt worden?“ witzelte der junge Herr. — Nein, erwiederte Enrico ganz ehrlich, ohne den Spott zu fühlen. — — „Ich glaube dir aufs Wort,“ rief jener mit wieherndem Gelächter. Aber die Kleine hüpfte zu dem Wagen, hohlte ihren Arbeitsbeutel, zog einen Piaster heraus, und reichte ihn dem Knaben, der seine Hand nur langsam darnach ausstreckte, und sich sehr hüthete, die Finger seiner Wohlthäterin zu berühren, denn sie war ja doch offenbar ein Engel. Er dankte auch nur durch einen Blick gegen den Himmel, und meinte, sie werde den wohl verstehen.

„Man sieht es, Annunziata,“ rief der Bruder mürrisch: „daß du eben aus dem Kloster kommst. So viel Geld an Bettelbuben zu verschwenden, haben die Nonnen dich gelehrt.“

„Ich habe nicht gebettelt,“ unterbrach Enrico ihn schnell.

„Nein, das hast du nicht,“ sagte das Mädchen; freywillig gab ich dir, was dein Vertrauen auf Gott verdient.

Ein Peitschenknall des Postillions machte dieser Scene ein Ende. Das holde Kind, in den Wagen steigend, schaute noch ein Mahl zurück, und verdoppelte den Werth seines Geschenkes durch einen freundlichen Gruß. Ihr Bruder warf die letzten Pomeranzenschalen dem Knaben vor die Füße, sprang ihr nach, schrie fahr zu! und fort rollte der Wagen.

So lange Enrico ihn sehen konnte, stand er wie eingewurzelt, und als er nur noch in der Ferne den Staub gewahrte, schien ihm dieser eine Wolke, in der sein Engel schwebte. Annunziata wurde ihm der Nahme einer Heiligen. Jeder ihrer Züge hatte sich tief in sein Herz, jedes ihrer Worte in sein Gedächtniß gegraben, und nichts war ihm verdrießlicher, als daß er die Gestalt des hämischen Bruders nicht davon trennen konnte. Gern hätte er den Piaster als eine Reliquie verwahrt, allein die Noth zwang ihn, das große Silberstück zu verwechseln. Der kleinen Münze bekam er so viel, daß er meinte in Neapel noch manche Woche davon zu zehren. In dieser Ueberzeugung that er sich gütlich, und kam, nicht bloß gestärkt, sondern auch vertrauungsvoller als jemahls nach Terracina. Der Weg dahin schien ihm so kurz, denn das holde Bild seines Engels schwebte vor ihm her. Es war ihm immer als müsse er die Arme ausbreiten, um es zu erhaschen, und so verdoppelte er, ihm selber unbewußt, die Schritte.

In Terracina ruhte er gemächlich, denn sein Schatz erlaubte es ja, und das Ufer des mittelländischen Meers, an dem er zum ersten Mahle stand, fesselte ihn durch seine bunten Muscheln. Erst nach drey Tagen machte er die Bemerkung, daß die Quelle bald verrinnen werde, die er für unerschöpflich hielt. Fast erschrack er, als der kleine Ueberrest von Münze in seiner Tasche nicht mehr volltönend klappern wollte

te; allein der Troſt: Ich gehe mit Gott, und ſein Engel iſt vor mir her geflogen! richtete ihn wieder auf.

So wanderte er munter am Seegeſtade hin, und erreichte Molo di Garla, als eben der letzte Heller für kleine gedörrte Fiſche aufgegangen war. Nun ſah er ſich wieder mit andächtigen Blicken nach ſeinen Reiſegefährten um; doch der ließ ihn einen ganzen Tag hungrig am Markte ſtehen, und eine ganze Nacht hungrig und ſchlaflos auf einer Kirchentreppe liegen.

Mit ſteifen Gliedern erhob er ſich am andern Morgen, und griff in ſein Säckchen von Leinwand, um zu ſuchen, ob nicht eine Brotrinde ſich noch irgendwo verſteckt habe. Die fand er nicht, wohl aber die Pomeranzenſchalen. Auch gut, dachte er, es iſt doch alles zu gebrauchen, wer's nur zu gebrauchen verſteht. Er erinnerte ſich, daß ſeine Mutter bisweilen aus ſolchen Schalen ein wohlriechendes Oehl gepreßt, und eben, da er ſich deſſen erinnerte, öffnete ein Deſtillateur ſeine Bude.

Sogleich trat Enrico dreiſt hinzu, denn er war ja kein Bettler, ſondern bot ſein wohlerworbenes Eigenthum dem Fremden zum Verkaufe an. Der Deſtillateur, er hieß Villani, war ein kleiner, runder Mann, mit einem rothen, wohlgenährten Antlitz, aus dem ein Paar luſtige Augen blitzten.

„Was ſoll ich damit thun?“ fragte er lachend.

„Ey, ich meine, der Herr ist so ein Mann, der wohlriechende Sachen verkauft.“

„Freylich.“

„Nun so kann er ja das Oehl aus diesen Sachen pressen.“

„Das gäbe ja kaum einige Tropfen?“

„Einige Tropfen sind auch nicht zu verachten.“

„Sehr wohl, aber die Hand voll ist ja kaum einen Bajocco werth?“

„Ein Bajocco ist auch nicht zu verachten, besonders wenn man keinen hat, so wie ich, und doch hungert, so wie ich.“

Des Knaben Naivität gefiel dem Manne wohl. Er brauchte gerade einen Lehrburschen, und, nachdem er erfahren, daß Enrico von ehrlichen, frommen Aeltern sey, auch sonst aus dessen Antworten ein frommes ehrliches Gemüth erkannte, so that er ihm den Vorschlag, seine Kunst zu lernen.

Mit großen Freuden nahm Enrico das Anerbiethen an; sprang sogleich in die Bude, warf sein Säckchen ab, war in der ersten Minute wie zu Hause, und griff alles flink an.

Der runde Villani hatte seine Freude an dem muntern Burschen, aber Signora Villani, seine karge, gelbe Gattinn, stimmte keineswegs ihm bey. Sie führte das Regiment mit eisernem Zepter. Ihre spitzige Nase roch alles schon in großer Ferne, und wo sie ihre Zunge ausstreckte, da blieben die guten Nahmen kleben, wie die Ameisen an

der Zunge eines Ameisenbären. Man pflegte ihr Schuld zu geben, sie liebte nichts auf der Welt, allein das war Verläumdung, denn sie liebte das Geld über alle maßen, und wußte einen Bajocco so lange umzukehren, bis ein Piaster daraus würde. Da ihr Mann im Gegentheil Vergnügen daran fand, die Piaster in Bajocchi zu verwandeln, so gab diese Verschiedenheit des Geschmacks bisweilen Veranlassung zu traulichen Gesprächen, die alle Nachbarn herbeyzogen, und gewöhnlich mit Liebkosungen endeten, welche die Farben des Regenbogens auf mehrere Wochen dem Vollmondsgesicht des Gatten, oder den karg überzogenen Knochen der Gattinn aufdrückten. Denn wenn ihr sanftes Joch bisweilen unleidlich wurde, so empörten sich die Unterthanen, griffen zu den Waffen, und beschränkten für einige Zeit die despotische Regierungsform.

Solche bedenkliche Empörungen ereigneten sich aber selten; und als Enrico das Haus betrat, war die Herrschaft der Signora Villani schon seit Jahr und Tag unerschütterlich. Sein Erscheinen erregte einen furchtbaren Sturm. Die Nothwendigkeit, einen Lehrburschen anzunehmen, hatte sie zwar schon öfter eingestanden, aber es sollte ein honnettes Nachbarskind seyn, das von seinen Aeltern mit Kleidung und Wäsche gehörig ausgestattet würde, und, im väterlichen Hause wohl genährt, nicht gleich über alle ihre Töpfe herstürzte. Am liebsten hätte sie von Vaucanson sich einen Automa-

ten verfertigen lassen, den man, nach verrichteter Arbeit, in einen Winkel stellen, und allenfalls noch für Geld zeigen könnte. Statt dessen erschien nun eine Art von Bettelbuben, der bloß durch seine Verdauungskraft mit der berühmten Vaucanson'schen Ente einige Aehnlichkeit hatte, und nichts weiter mitbrachte, als — eine Hand voll Pomeranzenschalen. Der sollte nun gekleidet und gefüttert, die Blöße bedeckt, der Hunger gestillt werden; eine Zumuthung, welche den Geduldsfaden der Signora Villani augenblicklich zerriß. Eine heftige Debatte entstand, während welcher der arme Enrico hinter einem getrockneten Lavendelhaufen saß, und die Entscheidung seines Schicksals mit klopfendem Herzen erwartete.

Der gutmüthige Destillateur behauptete, der liebe Gott selber habe ihm den Burschen zugewiesen, und blieb standhaft bey dieser Behauptung, trotz der zärtlichsten Gegenversicherungen seiner Frau, daß der liebe Gott weder von dem Burschen noch von ihm selber die mindeste Notiz nehme. Die Waffen mußten endlich entscheiden, und da bekanntlich nichts leichter den Frieden bewirkt, als eine verlorne Schlacht, so wurde auch Signora Villani plötzlich anderer Meinung, nachdem die runden Fäuste ihres Gatten einen Waffenstillstand herbey geführt hatten. Da aber ein erzwungener Frieden so schlecht als möglich gehalten wird, so durfte Enrico natürlich keine goldenen Tage erwarten. Fleiß und Treue,

von seinem Herrn freundlich erkannt, vermochter der Gebietherinn kein Wohlgefallen zu entlocken. Was er leistete, blieb Schuldigkeit; was sie dagegen gab, Gnade. Wenn er nicht so lange hungern konnte, als ein Raubvogel, oder wenn seine Kleider nicht so lange hielten; als die der Kinder Israel in der Wüste, so mußte er an jedem Sonntage eine Predigt über die Genügsamkeit, und als Zugabe, die Liste aller Wohlthaten hören, die er seit dem Eintritt in das Haus empfangen, wobey er jedesmahl Gelegenheit hatte, das treue Gedächtniß seiner Wohlthäterinn zu bewundern, denn nie fehlte auch nur eine Stecknadel in dieser Liste.

Mit schweigender Ergebung trug Enrico Alles, und verzieh in seinem Herzen Alles. Nur Eines konnte er ihr nicht verzeihen; sie hieß nähmlich auch Annunziata, und das schien ihm eine Verspottung aller Heiligen. Vier Jahre hatte er bereits in dieser beklemmten Lage geschmachtet, als sein guter Herr plötzlich starb. Enrico beweinte dessen Tod mit heißen Thränen, und warf einen düstern Blick in seine Zukunft; was konnte er anders erwarten, als daß die karge Witwe, die ihres Mannes Gewerbe nicht ein Mahl fortsetzen wollte, ihn plötzlich ersuchen werde, ihr Haus zu verlassen? — Aber zu seinem nicht geringen Erstaunen schien der Tod des Signor Villani das Gemüth der Signora gänzlich verwandelt zu haben. Sie suchte eine

Freundlichkeit hervor, die ihr so wohl anstand, als ein vom Trödel gekauftes Kleid. Sie schloß die Bude zu, und sprach doch nicht ein Wort von Trennung, vielmehr sorgte sie jetzt, mütterlich, wie es ihm vor kam, für alle seine Bedürfnisse, und bewirthete ihn sogar mit Leckerbissen.

Diese Verwandlung war bloß die Folge einer ganz einfachen Bemerkung, die seit einiger Zeit sich ihr aufgedrungen hatte; daß nähmlich Enrico, der Bettelbube, ein schöner, stattlicher Jüngling geworden, und daß sie kaum vierzig Jahre zählte. Sie schien sogar nicht abgeneigt, von dieser Zahl noch ein ganzes Viertel zu vergessen, oder vielmehr ihm abzutreten; wodurch eine gewisse Gleichheit des Alters entsprang, welche zu süßen Gefühlen berechtigte. Sie versäumte nichts, um diese Gefühle auch in Enrico zu erwecken. Sie schenkte ihm das Bräutigamskleid des Verstorbenen, und ließ die Veranlassung nicht entschlüpfen, die zärtlichen Empfindungen eines Brautpaares zu schildern.

Dann mußte er im verschlossenen Kämmerlein ihr die Piaster zählen helfen, mit welcher ihre löbliche Sparsamkeit manchen Sack gefüllt hatte. Mit besonderer Wehmuth erkannte Enrico unter diesen Säcken auch den, den er mit ins Haus gebracht, der aber nun nicht von Pomeranzenschalen, sondern von eitel Silber strotzte.

Die junge Witwe erinnerte ihn mit zarter Schonung an das, was er gewesen, als dieser Sack um

seine Schultern hing, was er nun sey, und vor allen Dingen, was er werden könne. Allein der Unempfindliche erklärte freymüthig, daß es für ihn nur Eine Annunziata auf der Welt gebe, und daß er eher diesen ausgeleerten Sack wieder auf den Rücken nehmen und wandern, als das werden wolle, wozu die Güte der Frau Prinzipalinn ihn bestimmte.

Da schüttelte plötzlich ein Sturm die tauben Blüthen ab, die ein warmer Herbst hervorgelockt hatte. Die grünen Augen schlossen flammende Blitze, und die bebende Zunge, sonst eine treue Sclavinn ihres Zorns, versagte ihr zum ersten Mahle den Dienst. Mit einem hämischen Lächeln ergriff sie den kleinen, zuvor sorgfältig noch ein Mahl umgewendeten Sack, füllte ihn mit kleinen, unreifen Pomeranzen, die seit geraumer Zeit in einem bestaubten Winkel lagen, und reichte ihn dem erschrockenen Enrico, mit den Worten:

„Da, junger Herr. Jetzt packe er sich fort, und preise er meine Wohlthätigkeit. Pomeranzenschalen hat er mitgebracht, ich gebe ihm dafür ganze Pomeranzen; er kann sich Bischoff davon machen wo es ihm beliebt, und auf meine Gesundheit trinken."

Während dieser Rede erhohlte sich Enrico von der ersten Bestürzung, nahm den Sack, dankte für alles Gute, das er im Hause genossen und nicht genossen, und verließ das Haus eben so arm, als er gekommen war. „Ich gehe mit Gott," sagte er

sehr gelassen: „Gott, der mich von Velletri durch die pontinischen Sümpfe geführt, der meinen Weg mit Kastanien bestreut, und einen Engel vor mir her gesendet hat, wird auch ferner helfen.“

Mit diesem Ruhe gebenden Vertrauen betrat er das nächste Haus, in dem ein alter ehrlicher Drechsler wohnte, bey dem er manchen Sonntag zugebracht, und zum Zeitvertreib in dessen Kunst gepfuscht hatte. Der alte Mann hatte ihn lieb gewonnen, und betrübte sich über sein Schicksal, um so mehr, da er nicht helfen konnte; denn er war selber arm.

„Bin ich denn so ganz arm? meinte Enrico: „habe ich denn nicht diesen Sack mit unreifen Pomeranzen? Es ist nichts so klein, daß man es nicht nutzen könnte.“

Der Alte lächelte mitleidig, und schüttelte den Kopf. Aber Enrico wußte, daß die Pomeranzen schon Jahre lang bey seinem Herrn gelegen, und vergessen worden, und daß in solchen Fällen diese Frucht so hart zu werden pflegt, daß sie ohne Mühe sich Drechseln läßt. Er wußte ferner, daß man hie und da in Italien Rosenkränze daraus verfertigt. Seine Frau Prinzipalinn besaß selbst einen solchen, den ihre knöchernen Finger mit großem Wohlgefallen abbetheten. Flugs setzte er sich an die Drechselbank, drechselte munter seine Pomeranzen zu schönen, glatten Kügelchen, reihte sie auf eine Schnur, brachte solcher Rosenkränze wohl ein Dutzend zu Stande,

und stellte sich damit auf eine Kirchentreppe, den frommen Seelen sein Kunstwerk feilbiethend.

Viele gingen vorüber und achteten dessen nicht, denn es waren Männer. Als aber die Weiber und Mädchen zur Messe trippelten, und der schöne Jüngling mit bittender Gebehrde seine Rosenkränze ihnen darboth, da wurde er in wenigen Stunden sie alle los, und jede gab ungeweigert was er forderte.

Mit einem kleinen Schatz in der Tasche kehrte er zu dem ehrlichen Drechsler zurück, der ihm gern in Feyerstunden den Gebrauch seines Handwerkzeuges überließ. Enrico kaufte nun einen ganzen Scheffel unreifer Pomeranzen, und konnte kaum so viel Rosenkränze machen, als deren verlangt wurden. Denn die launenhafte Mode mischte sich ins Spiel. Jedermann wollte von dem hübschen Jünglinge kaufen, und ein Gebeth schien kräftiger, wenn seine Pomeranzenkügelchen dabey durch die Finger rollten. Lange konnte diese Nahrungsquelle freylich nicht sprudeln; denn die Stadt ist klein, und alle hübsche Weiber und Mädchen waren bald mit Enrico's Rosenkränzen versorgt. Aber ein Capitälchen erwarb sein Handel ihm doch, und mit einer Art von Stolz, mehr noch mit freudiger Rührung, daß Gott sein Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen, hielt er seinem Freunde, dem Drechsler, einen wohlgefüllten Beutel vor die Augen, sprechend:

„Sieh da! all das Geld haben einige weggewor-

sene Pomeranzenschalen mir eingetragen. Aber wie werde ich es nun am vortheilhaftesten an."

„Ihr seyd ein guter Kaufmann," meinte der Alte: „beginnt einen Handel mit irgend einer Waare."

„Ja, wenn ich etwas gelernt hätte! ich verstehe mich auf keine Waare."

„Doch wohl auf unsere edlen Südfrüchte? die habt Ihr ja bey meinem verstorbenen Nachbar hinlänglich kennen und würdigen lernen."

„Recht," sagte Enrico: „ich will es mit Gott versuchen. Es kann doch nichts dabey verloren gehen, als dieser Beutel voll Piaster; und geschieht das, so nehme ich mein leeres Säckchen und wandere nach Neapel.

Aber es geschah nicht. Er pachtete einen Orangengarten um geringen Preis. Es war derselbe, von dem die Sage geht, er sey Cicero's Eigenthum gewesen. Von der vormahligen Herrlichkeit hatte er nichts mehr aufzuweisen, als ein verfallenes Bild und eine köstliche Aussicht auf das Meer. Hingegen trugen viele hundert starke gesunde Bäume schöne reichliche Früchte. Der sparsame Enrico legte einen Piaster zum andern. Nach einigen Jahren konnte er schon drey Gärten miethen, und wieder nach einigen Jahren fast alle Gärten im Stadtbezirke. Nur Signora Villani wollte ihm den ihrigen durchaus nicht verpachten, obgleich er aus dankbarer Erinnerung an den ehrlichen Dickkopf, ihren geplagten Gatten,

und an die frohen Stunden, die er noch als Knabe in diesem Garten genossen, weit mehr dafür both, als er jemahls ertragen konnte.

Man zählte ihn jetzt zu den Honoratioren der Stadt, denn er war ein wohlhabender junger Mann; das rühmten die Väter, und berechneten die Mütter, während die Töchter bemerkten, daß er auch ein schöner junger Mann sey. In jedem Hause war er wohl gelitten, und mancher Schleyer lüftete sich auf den Straßen, um einem freundlichen Blick den Durchgang zu verstatten. Da aber in keinem Hause, und unter keinem Schleyer das Auge der holden Annunziata ihm winkte, so blieb er kalt gegen alle Versuche, auch Myrten in seinen Orangengarten zu pflanzen.

Seine immer mehr und mehr sich ausbreitenden Geschäfte ließen ihm sogar wenig Zeit, das Bild seiner kleinen Wohlthäterinn auf dem Altar seines Herzens immer mit frischen Blumen zu kränzen. Jeder Fuhrmann, jeder Schiffer, der edle Früchte lud, wollte nur mit Signor Enrico handeln, denn seine Ordnung und Redlichkeit waren stadtkundig.

Einst that ein unternehmender Schiffer ihm den Vorschlag, eine Ladung Orangen nach Petersburg zu schicken, und zwar in einer Jahreszeit, wo sie dort selten sind. Freylich war Gefahr dabey, denn das Schiff konnte im finnischen Meerbusen zwischen Eisschollen gerathen und zertrümmert werden; aber Enrico selbst mitzufahren, und zwar in Be-

gleitung seines alten, wohlbekannten Reisegefährten. Seine Zuversicht täuschte ihn auch dießmahl nicht. Er landete in der Nähe der prachtvollen Hauptstadt des Norden, zu einer Zeit, wo in ganz Petersburg keine Orange aufzutreiben war, und der reiche, mächtige Fürst Potemkin eben in seinem Wintergarten dem Hofe eine prächtige Feté geben wollte. Man weiß, daß dieser Fürst seinen Launen gern um jeden Preis befriedigte, und es ihm nicht darauf ankam, einen Curier hundert Meilen weit nach Moskau zu schicken, bloß um einige Gurken zu hohlen.

Kaum vernahm er die Ankunft des Schiffes, als ihn die Lust anwandelte, alle Bäume seines Wintergartens mit Orangen zu behängen, und sogleich kaufte er die ganze Ladung um einen hohen Preis.

Jetzt schiffte Enrico als ein reicher Mann in sein Vaterland zurück. Für den großen, seine kühnsten Hoffnungen übersteigenden Gewinn, hatte er russische Produkte eingetauscht, die er nach Neapel führte, und dort abermahls mit ansehnlichem Vortheil umsetzte.

An dem Tage, an welchem er dieses glückliche Geschäft vollendet hatte, führte ihn sein Weg durch die Straße Toledo. Sein Herz, in stiller Freude, wünschte sich Gelegenheit, eine Wohlthat zu erzeigen, darum haftete sein Auge besonders auf Armen, deren es damahls in Neapel viele tausende gab. Nicht lange, so fesselte eine Gruppe von Laz-

zaroni's seine Blicke. Sie standen um den Tisch eines ihrer Mitbrüder, der Melonen schnittweise verkaufte. Diese Frucht ist in Neapel so gemein, daß nur die Armen sie genießen, denen gewöhnlich auch ein Armer sie bey kleinen Stücken um einen sehr geringen Preis zuschneidet. Die Lazzaroni's verzehrten ihre Stücke mit großem Appetit, und warfen dann die wohlbenagten Schalen in den Koth.

Wie vom Blitz getroffen stand Enrico, als er neben dieser Gruppe einen langen hagern Mann in Lumpen erblickte, der diese abgenagten Schalen aus dem Kothe wieder hervor suchte, um sie gierig noch ein Mahl zu benagen, und als er in diesem Unglücklichen alsobald den übermüthigen Jüngling erkannte, der in den pontinischen Sümpfen ihn mit Pomeranzenschalen geworfen hatte. Großer Gott! murmelte er schaudernd, und ergriff den Elenden beym Arme, der aus den hohlen Augen ihn erschrocken anstarrte. „Sie scheinen sehr arm zu seyn?" fragte Enrico.

Der Mensch lächelte bitter, und antwortete: „das sehen Sie wohl."

„Sie waren nicht immer in dieser traurigen Lage?"

„Was kümmert das Sie?"

„Vielleicht könnte ich helfen, Ihnen Beschäftigung anweisen."

Ich verstehe nicht zu arbeiten."

„Haben Sie nicht eine Schwester?"

„O ja, wenn die wollte.“ —

„Wie? sie wäre im Stande Sie zu unterstützen, und wollte es nicht?“

„Eigensinn und Grillen, die der Armuth nicht geziemen. Ich vermuthe, Signor, daß Sie meine Schwester irgendwo gesehen haben, und daß sie Ihnen gefallen hat, denn sie ist, Gott straf mich, ein schönes Mädchen! Aber geben Sie sich keine Mühe, es ist schon Manchem so gegangen, und mehr als Einer hat mir einen Beutel voll Gold gebothen, wenn ich die alberne Ziererey en ihr aus dem Sinne reden konnte. Sie verstehen mich wohl.“

Enrico fing an ihn zu verstehen, und schauderte.

„Nun, ich habe weiß Gott mein mögliches gethan,“ fuhr der Mensch mit offenen, frechen Augen fort: „es ist alles vergebens. Weder List noch Ueberredung können die spröde Dirne besiegen, und gegen Gewalt steht sie verzweifelt auf ihrer Huth. Ich habe nur ein Mahl mit einem Duca einen solchen Versuch gewagt, und sie hat mich ohne Barmherzigkeit der Polizey überliefert. Ja, mein Herr, das hat meine eigene Schwester gethan, die recht gut weiß, daß ich hier stehe und Melonenschalen käue.“

Enrico's Gemüth war tief empört. Kaum konnte er es noch über sich gewinnen, das Gespräch fortzusetzen. Er bath den Böswicht, ihn zu seiner Schwester zu führen, ihm nur die Thüre von ihrer Wohnung zu zeigen, und dafür ein Stück Geld zu empfangen.

meine Unwürdigkeit und auf dieses Menschen Troß, führen Sie Ihr edles Vorhaben aus um dieses frommen Mädchens willen, damit ich erfahre, daß einer reuigen Mutter Segen bey Gott noch etwas gilt!"

Sie hatte bey diesen Worten ihre entfleischte Hand auf der Tochter Haupt gelegt, und diese stand, mit den Armen über die Brust gekreuzt, in Andacht vor ihr, den Segen kindlich empfangend.

Enrico war tief bewegt. Er mußte sich sammeln, um zu sprechen. „Sie kennen mich nicht mehr?" redete er das Mädchen an, welches befremdet horchte: „Ich verehre Sie als meine erste Wohlthäterinn, und auch Ihr Bruder ist mein Wohlthäter."

Sie meinte, er wolle spotten. Der Bruder wandte sich hastig um.

„Erinnern Sie sich noch eines armen Knaben, der vor einem Posthause in den pontinischen Sümpfen stand, als Sie die Pferde wechselten?"

Eine hohe Röthe flog über des Mädchens Wangen, ein Blitz strahlte aus ihrem Auge.

Erinnern Sie sich noch, daß Sie mir einen Piaster schenkten, und daß Ihr Bruder mich mit Orangenschalen warf?"

„O ja! rief sie freudig. Der Bruder wandte sich mürrisch um.

„Nun denn," fuhr Enrico fort: „Ihr Piaster war mein Reisegeld, und die Orangenschalen haben mein Glück gemacht." Er erzählte seine Geschichte. Die Kranke bewunderte Gottes Vorsehung. Das Mäd-

chen hing mit inniger Theilnahme an seinen Lippen. Der Bruder stand mit verschränkten Armen, den starren Blick an den Boden geheftet.

„Damahls," sagte Enrico (den einzigen Vorwurf sich erlaubend): „damahls glaubte ich freylich nicht, daß ich den Reisenden, der mir so übermüthig seine Schalen zuwarf, einst Melonenschalen werde benagen sehen." — Gottes Gericht! sagte die Mutter weinend. Gottes Gericht! wiederhohlte dumpf der tief erschütterte Sohn. Die Tochter schluchzte leise.

„Sie kennen nun meine Schicksale," hub Enrico wieder an: „aber noch nicht die Geschichte meines Herzens. Ihr Bild, schöne Annunziata, ist seit jenem Tage nie daraus gewichen. Ich hielt Sie gläubig für einen Engel. Vernichten Sie diese liebliche Täuschung nicht! Es hängt jetzt nur von Ihnen ab, der Schutzengel meines Lebens zu werden! die Gattinn des Mannes, der seinen ganzen Reichthum, vielleicht auch seine Beharrlichkeit im Guten, Ihrem Bilde verdankt, das er wie ein Heiligenbild im Herzen trug.

Jetzt ergriff er ihre Hand. Weinend sank das Mädchen auf der Mutter Bett — heulend stürzte der Bruder hinaus — und die Mutter hob noch ein Mahl ihre Hände segnend empor.

Der alte Oberrock und die alte Perücke.

(Ein Seitenstück zu dem Vorigen.)

Fritz war ein wilder Bursche, ein Sohn des alten Föhrenbach aus der ersten Ehe. In der zweyten hatte seine Stiefmutter ihn mit einem Brüderlein beschenkt, Elias genannt. Ey, dieser Elias war ganz ein anderer Knabe; der lernte, daß ihm der Kopf rauchte, wenn er das Gelernte auch nicht verstand. In seinem Kleide war nie ein Loch, auf seiner Wäsche nie ein Flecken, und wenn er in Gesellschaften trat, küßte er allen Leuten die Hand sehr zierlich, und wenn man ihm etwas gab, so verfehlte er nicht zu sagen: ich bedanke mich gehorsamst. Sein röthliches Haar beschattete ein Firmament von Sommersprossen, und die gesatteite Nase vereinte auf ihrer Spitze den Sehpunct beyder Augen. Immer ging er leise, und schnaubte sich sehr leise, und sprach so leise, daß man es kaum vernehmen konnte. Welch ein zierliches Bürschgen

gegen den wilden Fritz, der aus schwarzen Augen so schelmisch gluxte. Wenn der ein neues Kleid anzog, so war es nach drey Tagen nicht mehr zu kennen, und von seiner Wäsche hingen stets Fragmente auf des Nachbars Obstbäumen. Kein Knabe in der ganzen Stadt machte einen so ungeschickten Kratzfuß, und wenn er den Gästen die Hände küssen sollte, so versteckte er sich hinter den Ofen. Auch er schnallte zwar an jedem Morgen seine Schulbücher zusammen, und ging, aber nicht in die Schule, sondern hinten herum, weil im Sommer das edle Ballspiel, und im Winter das Schlittschuhlaufen ihn verlockten. Nur wenn das jährliche Examen heranrückte, und der Lehrer etwa gesagt hatte: man wird nun sehen, wer es am besten macht; dann kroch Fritz mehrere Wochen lang auf ein Dachstübchen, und lernte mit solcher Anstrengung, daß er es gewöhnlich am besten machte. Sobald aber dieser feyerliche Tag glücklich überstanden war, trieb er sein altes Wesen, und wo er einen lustigen Streich spielen konnte, da scheute er keine Gefahr.

Was Wunder, daß die Lehrer klagten, wenn er seinen Mitschülern die Zöpfe zusammengebunden, oder ihnen lebendige Krebse in die Tasche gesteckt hatte. Was Wunder, daß die Stiefmutter klagte, wenn sie den alten Kettenhund plötzlich mit ihrer Haube auf dem Kopfe herumlaufen sah.

Nur durch Kreuz und Leiden, pflegte sie zu sagen, wird dieser Bube gebessert werden. Das merkte

sich Elias, und von dem christlichen Verlangen beseelt, seinen Bruder so bald als möglich gebessert zu sehen, trug er aus allen Kräften dazu bey, ihm Kreuz und Leiden zu verschaffen. Er gab nicht allein alles treulich an, was er von Fritzens losen Streichen ausspüren konnte, sondern er erfand auch deren noch manche, die nicht allein lose, sondern auch böse waren, und hinterbrachte sie seufzend dem zwar gütigen, aber auch strengen Vater. Ihm wurde geglaubt, denn er hieß ja in der ganzen Nachbarschaft der fromme, kleine Elias, und Fritzens Läugnen galt für Verstockung.

Der bekümmerte Vater beschloß endlich, ihn aus dem Hause in eine strenge Schulanstalt zu senden, und zwar so fern als möglich. Fritz vernahm diesen Entschluß ohne Schrecken, ohne Betrübniß; denn ihm wuchsen ja in seinem väterlichen Hause keine Rosen; er sah den tückischen Bruder überall sich vorgezogen, und durch dessen Verläumdungen des Vaters Liebe sich beraubt. Schlimmer, dachte er, kann es mir nirgends gehen; darum packte er seinen Bündel mit einer Art von Vergnügen, und es schmerzte ihn nur, daß er abreisen sollte, ohne eine kleine Rache auszuüben. Darüber sann er noch am Abend vor der Trennung, und plötzlich fiel ein Schwank ihm ein.

Er schlich in seines Vaters Studierzimmer, hohlte dessen Perücke und Oberrock, kletterte damit

auf den Boden, und kroch von da auf das Dach. Mit Lebensgefahr erreichte er einen Blitzableiter, der auf dem Hause stand, hing den Oberrock auf die Spitze, und setzte die Perücke darauf. Dann rutschte er fröhlich herunter, und legte sich wohlgemuth schlafen.

Den andern Morgen, als es Tag wurde, sammelte sich Jung und Alt vor dem Hause, um die seltsame Trophä zu beschauen, die der Nachbar Föhrenbach sich errichtet hatte. Der Vater trat von ungefähr ans Fenster, sah das Getümmel, und aller Köpfe nach seinem Dache gerichtet, glaubte, es brenne im Giebel, und lief erschrocken auf die Straße, wo seines Söhnleins Witz und Geschicklichkeit im Klettern ihn schlecht erbauten. Mit verbissenem Grimme schlich er wieder hinein, ließ einen Schornsteinfeger hohlen, und seine gelüftete Garderobe des Pöbels Spott entziehen. Es währte aber doch einige Stunden, ehe das komische Schauspiel sein Ende erreichte, und so lange war das Haus belagert wie ein Beckerladen in Hungersnoth, nur mit dem Unterschied, daß kein Seufzer gehört wurde, sondern ein wieherndes Gelächter, so oft der Wind einen Aermel des Oberrocks hob, oder den Zopf der Perücke ausbreitete wie einen Cometenschweif.

Doch im Innern des Hauses sparte Elias die Seufzer nicht, und die Stiefmutter schürte den Zorn des Alten. Unter diesen Umständen konnte der Abschied von dem gottlosen Fritz eben nicht zärtlich ausfallen. Der Vater wollte ihn nicht ein Mahl

sehen; die Mutter sagte: du wirst ein Taugenichts werden, und der Bruder accompagnirte die Prophezeyung mit einem tiefen Seufzen und verdrehten Augen.

Fritz schüttelte das alles ab. Nur daß er seinen Vater nicht mehr sehen sollte, schien ihm unerträglich. Der Alte hatte seine Thüre verschlossen, und Fritz bath vergebens eingelassen zu werden, mit dem Erbiethen, sich jeder Züchtigung demüthig zu unterwerfen, wenn er nur des Vaters Hand noch ein Mahl küssen dürfe. Als zu Elias stiller Freude keine Antwort erfolgte, sprang Fritz in den Hof, wo eine alte Linde stand, deren Zweige sich bis vor des Vaters Fenster hin streckten. Auf diese Linde kletterte er, und rutschte dann, auf die Gefahr, den Hals zu brechen, auf einem starken, doch immer schwächer und dünner werdenden Zweige, dem Fenster so nahe als möglich, und schrie aus allen Kräften: „Guter Vater! ich habe Sie doch wahrhaftig lieb. Sehen Sie mich nur noch ein Mahl freundlich an!"

Der Alte vernahm die Stimme aus den Lüften anfangs mit Erstaunen, dann mit großen Schrecken, als er den Waghals wie einen Sperling vor seinem Fenster sitzen sah. Er riß es auf, und befahl ihm von Zorn und Angst beklemmt, sogleich herab zu steigen. Aber Fritz gehorchte nicht, sondern wiederhohlte seine Bitte, und wollte lieber den Zweig fahren lassen, der ihn in der Schwebe erhielt, als

ohne des Vaters Segen aus dem Hause gehen. „So gehe nur," sagte der zitternde Alte, den der Trotz der kindlichen Liebe rührte: „gehe nur, ich segne dich!"

Husch! war Fritz vom Baume herunter, und mit einem Sprunge auf dem Postwagen. Anfangs weinte er still, als er aber erst das Thor im Rücken hatte, lauter neue Gegenstände ihn umringten, und der frische Wind mit seinen schwarzen Locken spielte, da fuhr er so munter in die Welt hinein, als wäre das Schlaraffenland seiner Reise Ziel. Nach einigen Tagen langte er wohlbehalten an dem Orte seiner Bestimmung an. Seine Empfehlungsschreiben verschafften ihm eben nicht die freundlichste Aufnahme. Ein finsterer Direktor nahm ihn unter seine besondere Aufsicht. Das Umgehen der Schule war hier nicht leicht. Die ersten Versuche mißlangen, und wurden scharf bestraft. Als er nun sah, daß man hier durchaus etwas lernen müsse, so ergab er sich darein und lernte viel. So oft sich aber Gelegenheit zu einem Schwanke darboth, ließ er sie nicht entschlüpfen, und es gab bald weder Lehrer noch Mitschüler, der nicht irgend ein Mahl von ihm geneckt worden wäre. Darum lauteten die Berichte nach Hause sehr verschieden. Bisweilen hieß es: der junge Friedrich applizirt sich mit rühmlichem Fleiße, und dürfte wohl, an Fähigkeiten und Kenntnissen, zu den Coryphäen dieser löblichen Schulanstalt gezählt werden. Bisweilen: der junge Frie-

brich ist ein ungezogener Range, der diesen und jenen Frevel verübt, diesen und jenen Schaden angerichtet hat, welchen dessen geehrter Herr Vater zu ersetzen gelieben wird.

Die Briefe von der ersten Gattung wurden von der Stiefmutter klüglich unterschlagen, die der letzteren hingegen immer treulich ausgehändigt, mit hämischen Anmerkungen verbrämt, und das Gemüth des Alten täglich mehr erbittert. Endlich erschien gar ein Brief, welcher berichtete: nun sey der Geduldsvorrath sämmtlicher Lehrer erschöpft, und ein letzter, boshafter Streich habe dem Fasse den Boden ausgestoßen. Der junge Herr sey nähmlich der Kunst auf Stelzen zu gehen in einem hohen Grade mächtig. Nun habe kürzlich der Tanzmeister, ein etwas furchtsamer Mann, seine geliebte Gattinn verloren, und als er, den Tag nach ihrer Beerdigung, in der Mitternachtsstunde an seinem Schreibtisch gesessen, in einem Zimmer im zweyten Stockwerk, so sey plötzlich eine weiße vermummte Gestalt am Fenster erschienen, anklopfend und mit hohler Stimme seinen Nahmen rufend. Das sey besagter Musje Friedrich auf Stelzen gewesen, und der arme Tanzmeister darob so erschrocken, daß er einen Wadenkrampf bekommen, der ihn mehrere Tage gehindert, die Zöglinge in der edlen Tanzkunst zu unterrichten. Da nun der junge Herr bereits ein wohlgewachsener Bengel sey, dessen man sich zu ermächtigen nicht mehr getraue, er auch in Litteris ge-

nugsame Fortschritte gemacht, um die hohe Schule zu beziehen, so ersuche man angelegentlichst, ihn des förderſamen dahin zu senden, ehe das räudige Schaf die ganze fromme Herde anstecke.

Madam Föhrenbach empfing wie gewöhnlich diesen Brief zuerst, und lächelte hold bey jeder Zeile. Durch erkünsteltem Gram und verstohlene Seufzer bereitete sie einige Tage lang ihren Gatten auf die Hiobspost vor. Er forschte vergebens nach der Ursache ihrer stillen Trauer, und mußte stets die peinigende Antwort hören: sie wolle ihn nicht betrüben, seiner Gesundheit schonen. Allein er war schon tief betrübt, und die ängstliche Erwartung nagte bereits an seiner Gesundheit, als sie endlich mit dem Bekenntniß hervor rückte, der Friedrich sey ein ungerathener Bube, an dem Hopfen und Malz verloren sey. Sie hoffte, der verhaßte Stiefsohn werde nun gänzlich verstoßen werden, und künftig ihrem rothen Elias nicht mehr im Wege stehen. Auch beschloß der Vater wirklich in der ersten Hitze, seine Hand von ihm abzuziehen, und die Mutter berechnete schon in ihrem Kämmerlein, wie viel dadurch jährlich erspart werde. Aber als der Alte schon das Papier zu einem Donnerbriefe gefaltet hatte, und nur noch einigemahle mit großen Schritten auf und nieder ging, um die kräftigsten Ausdrücke zu wählen, da fiel sein Auge von ungefähr auf das Bild seiner verstorbenen Frau, welches über seinem Schreibtische hing und ihn sanft anlächelte. Er

hatte sie geliebt, er sah noch ein Mahl hin, sie schien für den einzigen Sohn zu bitten. Er setzte sich, ergriff die Feder, und die harten Vorwürfe verwandelten sich, fast wider seinen Willen, in väterliche Ermahnungen.

Dießmahl, schrieb er, wolle er ihm noch verzeihen, aber es sey das letzte Mahl. Er solle nun hinziehen auf die Universität, wozu er ihm jährlich eine hinreichende Summe aussetzte. Er solle fleißig studieren, seine Neigungen bekämpfen, und als ein gesetzter, ordentlicher Mann zurückkehren; wo nicht, des Vaters Antlitz meiden ewiglich.

Mit den herrlichsten Vorsätzen bezog nun Fritz die Universität, und hielt sie auch zum Theil; wenigstens konnte kein schlechter Streich ihm zur Last gelegt werden, und die Professoren rühmten seinen Fleiß. Aber an Gelde kam er stets zu kurz, nicht eben durch Verschwendung, sondern durch Gutmüthigkeit; denn sein Beutel stand allen geldbedürftigen Cameraden offen. Es hieß zwar immer: Herr Bruder, sobald mein Wechsel kommt, bezahle ich dich bey Heller und Pfennig; aber wenn die Wechsel kamen, meldeten die Herrn Philister sich so häufig, daß für den Herrn Bruder nichts übrig blieb. Endlich mußte er selber Schulden machen; und endlich wurde der Vater mit Mahnbriefen bestürmt. Eine Schlägerey, in die Fritz verwickelt wurde, und die ein Consilium abeundi nach sich zog, zerhieb auch vollends den morschen Geduldsfaden des Alten,

zumahl, da die Frau Stiefmama das Gemählde in den gehörigen Schatten zu stellen wußte. Er war ohnehin jetzt kränklich und sehr reizbar. Sie benutzte die bösen Stunden, und verdrängte den Leichtsinnigen, den sie Bösewicht nannte, gänzlich aus seinem Herzen.

Bald darauf wurde er ernstlich krank, machte sein Testament und starb. Fritz empfing diese Trauerbothschaft in einem kühlen Brieflein seines Bruders, der ihn einlud, nach Hause zu kommen, und der Eröffnung des väterlichen Testaments beyzuwohnen.

Der arme Jüngling stand tief erschüttert, und machte sich zum ersten Mahle die bittersten Vorwürfe. Es war ihm nie eingefallen, daß sein Vater sterben könnte, und wenn dessen Zorn ihn bisweilen betrübte, so tröstete er sich immer mit den Gedanken: ich habe doch etwas Rechtschaffenes gelernt, und werde dem alten Herrn gewiß noch Freude machen. Nun schwand plötzlich diese Hoffnung. Es war aus seinen ersten Kinderjahren ihm nicht entfallen, wie liebreich, als seine Mutter noch lebte, sein Vater ihn gepflegt und täglich auf seinem Arme getragen, auf seinem Knie geschaukelt hatte. Nur in dieser Gestalt erblickte er jetzt den Verstorbenen, schob jede Unfreundlichkeit und Strenge, die er seitdem von ihm erfahren, auf Rechnung seiner Stiefmutter, und weinte bitterlich.

In dieser Stimmung kam er nun nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt, betrat schluchzend

das väterliche Haus, und wurde mit höflicher Kälte empfangen. Sein Stiefbruder war indessen sehr lang geworden, und glich so ziemlich einem Albino von der Landenge Darien. Im Grunde war er noch schlimmer daran, als ein solches papierweißes Menschenkind, dem doch nur das Sonnenlicht zuwider ist. Elias hingegen scheute jede Art von Licht, selbst die Augen der ehrlichen Leute, vor welchen er die seinigen bescheiden niederschlug. Gelernt hatte er nichts, und sollte auch nichts lernen; weil er zu stark wüchse, meinte die Mutter, beydes zugleich möchte seinen Körper zu heftig angreifen, und im Grunde sey Wachsen und Lernen ja doch einerley. Sechs Schuh hoch war er richtig aufgeschossen, nur hatte die Natur in der Breite gespart, was sie in der Länge verschwenderisch zugemessen, denn es schien in der That, als könne er wohl in ein Nadelöhr gefädelt werden. Wozu er eigentlich Genie habe, das hatte der mütterliche Scharfsinn bald entdeckt; denn mit ihren ersparten Marktpfennigen wußte sie ihm den Posten eines Zöllners zu verschaffen, und da stand er ganz an seinem Platze. Er roch die verbothenen Waaren Meilen weit, und konnte, wenn er einen armen Krämer all sein Habe confiszirte, bey dem Gewinsel von acht Kindern ganz ruhig eine Prise Taback schnupfen. Aber gegen seinen Bruder trieb er die Großmuth so weit, ihm den Koffer uneröffnet nach Hause zu verabfolgen.

„Du siehst, mein lieber Bruder,“ sagte er zu

ihm, „welches Vertrauen ich in dich setze.“ Im Grunde hatte er schon längst gerochen, daß in dem leichten Koffer weder Zucker noch Kaffeh war.

„Fritz zog ihn bey Seite, und fragte ängstlich nach den letzten Stunden seines Vaters. Elias faltete die Hände und verdrehte die Augen. „Er ist sehr christlich gestorben, hat allen Feinden und Beleidigern von Herzen vergeben.“

„Feinde?“ wiederhohlte Fritz: „nun, zu seinen Feinden hat mein guter Vater mich doch sicher nicht gezählt; aber zu seinen Beleidigern?“

Elias zuckte die Achseln.

„Leider ja!“ seufzte Fritz: ich mag ihn wohl oft betrübt haben. Es thut mir herzlich leid!“

„Zu spät!“ murmelte Elias.

„Da sey Gott für!“ so rief Fritz, indem er sein schwarzes, durch Thränen verschleyertes Auge gen Himmel hob: „Er wird diesen Seufzer dort vernehmen!“

„Ich meine nur,“ sagte der Albino: „wegen des Testaments. Ich fürchte sehr.“ —

„Was?“

„Er war nicht in der besten Stimmung gegen dich, als er es machte. Ich und Mama haben flehentlich gebethen, aber umsonst. Was darin steht, weiß ich freylich nicht.“ Diese Lüge rollte ganz glatt über seine Zunge; allein er wußte sehr wohl was darin stand; und hatte selbst einen bewußtlosen Au-

genblick des Kranken benutzt, um ihn zum Werkzeuge des hämischen Grolles zu mißbrauchen.

Dann als nun das Testament in Gegenwart vieler Zeugen eröffnet und verlesen wurde, da fand es sich, daß Elias zum Universalerben eingesetzt, und seinen Bruder betreffend, bloß folgende Anmerkung hinzugefügt worden:

„Was meinen Sohn Fritz anlangt, so findet derselbe in seinem Leichtsinn eine so unerschöpfliche Quelle des Glücks, daß ich für gut und recht halte, ihm nichts weiter zu vermachen, als — meine alte Perücke und meinen alten Oberrock, dieselben die er einst am Blitzableiter aufhing.“

Die Augen aller Umstehenden hefteten sich mitleidsvoll auf den erblassenden jungen Mann, dessen Lippen im ersten Augenblicke von innern Krämpfen zu einem bittern Lächeln verzogen wurden. Nicht, daß er enterbt war, rührte ihn so heftig, aber die Art der Enterbung, der bittere Spott eines sterbenden Vaters. Er kehrte der Versammlung schweigend den Rücken, ging auf den Kirchhof und setzte sich auf seines Vaters Grab.

„Das kam nicht aus deinem Herzen, du guter Mann!“ so sprach er zu dem geliebten Schatten: „du konntest zürnen, und ich hatte es verdient; aber mich durch Spott in den Staub zu treten, das konntest du nicht! das ist dir eingehaucht worden in einer bösen Stunde, wo meiner Mutter Bild dir nicht mehr vorschwebte. Hättest du darum gewußt,

so würde ich dir auch etwas zu verzeihen haben. Aber nein! ich allein bin der Schuldige, und hier knie ich auf deinem Grabe, deine Verzeihung erflehend. Ich danke dir für deinen alten Oberrock, deine alte Perücke. Wenn dein Segen darauf ruht, so sollen sie mir eine köstliche Erbschaft seyn. Ich will mich nie davon trennen, ich will nie vergessen, daß dieser Rock über deiner redlichen Brust zugeknöpft wurde. Dein Blut fließe in meinen Adern, und hier lege ich die Hand auf dein kaltes Grab, und schwöre: ich will es nie beschimpfen!"

Gestärkt erhob er sich, und ging mit heiterm Antlitz heim, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Unterwegs begegnete ihm ein Advocat, ein weitläuftiger Verwandter, der auch Zeuge bey Eröffnung des Testaments gewesen. Der hielt ihn an, bedauerte, gab zu verstehen, man verfahre gewissenlos mit ihm, das Testament sey null und nichtig, und wenn der Herr Vetter ihm die Sache übertragen wolle, so mache er sich anheischig, es umzustoßen. „Da sey Gott für!" sagte Fritz: „ich habe meinem guten Vater während seines Lebens wenig Ehrerbiethung bewiesen, obschon er stets väterlich und recht an mir gehandelt; so will ich wenigstens nach seinem Tode seinen letzten Willen ehren, auch wenn er mir weh gethan. Ich bin mit dem zufrieden, was er mir zugedacht!"

Der Advocat stutzte, sah ihn an, schüttelte ihm schweigend die Hand, war gerührter als einem Ad-

vocaten geziemt, und ging seiner Wege. Als Fritz nun zum ersten Mahle über die Schwelle des väterlichen Hauses schritt, fand er seine Stiefmutter und den langen Elias in peinlicher Verlegenheit, weil sie noch nicht wußten, wie der kräftige Jüngling sich benehmen, und ob er nicht gar in der ersten Hitze den tückischen Albino zerschmettern würde. Doch da er mit freundlicher Sanftmuth bloß um den Oberrock und die Perücke bath, da erheiterten sich die Gesichter. Man liebkosete ihn, man nannte den Seligen hart, und versicherte, man könne das nicht zugeben. Mit Wäsche und Kleidern wolle man ihn reichlich ausstatten, auch einen honetten Zehrpfennig ihm in die Tasche stecken; das könne der Selige dem Herzen eines Bruders nicht verübeln. Fritz dankte, verbath sich alles, und bestand bloß auf dem was ihm gebühre. Es wurde endlich, wiewohl nicht ohne Scham, herbey gebracht. Fritz wickelte die Perücke sorgfältig in den Oberrock, schnürte den zusammen, hing ihn an seinen Knotenstock, und sagte Lebewohl! nachdem er zuvor dem rothen Elias seinen ganzen Koffer geschenkt hatte, in dem aber dieser mit Verdruß nur Bücher fand.

Fritz wanderte zum Thor hinaus. Einige Thaler waren sein ganzer Reichthum. Was er beginnen wollte, wußte er selbst noch nicht. Es gab damahls Krieg fast in ganz Europa. Er betrachtete sich lächelnd, und dachte an die Worte Fallstaffs: „Futter für Pulver!“ Mit diesem halbge-

reiften Vorsatz wanderte er einige Meilen, und näherte sich der Gränze des benachbarten Königreichs, wo er, wenn der Zufall ihm nichts Besseres in den Weg würfe, der ersten besten Trommel nachziehen wollte.

In diesen Gedanken unterbrach ihn plötzlich das Keuchen eines Menschen hinter ihm. Er sah sich um, und erblickte einen Mann von edler Gestalt, aber nur in einer kurzen Weste gekleidet und ohne Hut. Ehe er noch Zeit hatte, Betrachtungen über den Fremden anzustellen, redete dieser ihn schon hastig an:

„Guter Freund! rettet mich! die Verfolger sind mir auf der Ferse. So wie ihr mich hier sehet, bin ich aus der Festung entsprungen, aber denkt darum nichts Arges von mir. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein Unglücklicher: Ihr sollt mich kennen lernen, doch jetzt ist kein Augenblick zu verlieren. Ich habe schon die Lärmkanonen hinter mir gehört. In dieser Gestalt erkennt man mich auf den ersten Blick, und hier ist weit und breit kein Busch, keine Höhle, wo ich mich verbergen könnte. Aber die Gränze meines Königreichs ist nicht fern mehr. Leihet mir Etwas von Eurer Kleidung, so bin ich gerettet, und Euch soll reich vergolten werden.“

Indessen der Fremde so sprach, hatte Fritz dessen edle Physiognomie beobachtet, und ohne sich zu besinnen, ohne zu antworten, riß er den Bündel von seinem Knotenstocke, löste des Vaters Oberrock ab, half ihm den Flüchtling anziehen, setzte

ihm die alte Perücke auf, den eigenen Hut darüber, gab ihm den Stock in die Hand, und sagte: „Gehen Sie mit Gott.“

„Ich kann Euch jetzt nicht danken, wie ich sollte,“ erwiederte der Fremde: „aber es wird eine Zeit kommen. Dieser Weg führt Euch nach B.**, dort fragt an dem Thore nach dem Grafen N.**

Mit diesen Worten entfernte er sich hastig. Fritz sah ihm lange verwundert nach, bis der Eilende in einem Hohlwege verschwand. Dann zog er seine Schlafmütze aus der Tasche, bedeckte damit sein entblößtes Haupt, schnitt sich einen Stock vom nächsten Baume, setzte seine Wanderschaft ruhig fort, und sagte lächelnd: da ist die ganze Erbschaft auf ein Mahl zum Henker gegangen!

Es währte nicht lange, so hörte er Pferdegetrappel hinter sich. Husaren sprengten heran. Als sie ihn erreicht hatten, hielten sie, und betrachteten ihn aufmerksam. Er sah ihnen steif in die bärtigen Gesichter. „Das ist er nicht,“ sagte einer von ihnen zu seinen Cameraden.

„He! guter Freund! habt Ihr nicht einen Mann gesehen, der so und so gekleidet war?“

„O ja,“ antwortete Fritz gelassen: „eine halbe Stunde von hier nahm er den Weg nach dem Dorfe linker Hand. Er schien große Eile zu haben.“

„Das glaube ich!“ rief der Husar schmunzelnd. „Links um Cameraden! den erreichen wir. Doch

mögen zwey von uns bis an die Gränze reiten, wie befohlen worden.“

Und fort sprengten sie im sausenden Galopp rückwärts und vorwärts. Die beyden letztern kehrten bald zurück. Sie hatten zwar den Flüchtling ereilt, doch, durch seine Verkappung getäuscht, ihn nach einigen keck beantworteten Fragen ruhig ziehen lassen. Jetzt tummelten sie sich, um ihre Cameraden einzuhohlen.

Fritz sah den Staubwolken anfangs lächelnd, aber bald bedenklich nach. „Ob ich recht gethan habe?“ so sprach er zu sich selber: „weiß ich freylich nicht. Möglich, daß ich einen Verbrecher der gerechten Strafe entzogen. Aber so ist der Mensch, und das ist noch das Beste an ihm: den Schwächern nimmt er gern in Schutz, ohne zu fragen, ob er es verdient. Es wäre mir nur leid um meine Erbschaft, wenn ich sie übel angewendet hätte.“

Fast hatte er sein Abenteuer schon vergessen, als er die Gränze des fremden Landes, und bald darauf dessen Hauptstadt, B.**, erreichte. Nachdem die Schildwache ihm am Thore auf die gewöhnliche barsche Weise examinirt, und kein Arges in ihm gefunden hatte, fragte er nach dem Grafen R.**. Auf diese Frage betrachtete der Soldat ihn noch ein Mahl vom Kopf bis zu den Füßen, zog die Klingel, und ein Officier erschien, der ein Signalement in der Hand hielt, mit welchem er den Wanderer verglich.

Seine Gestalt mußte wohl sehr treffend geschildert seyn, (die Angst bemerkt scharf) denn ohne weitern Zweifel zu hegen, hieß er den Pilger höflich willkommen, rief seine Ordonnanz und befahl ihr, den Fremden nach dem Hotel des Grafen N.** zu begleiten. Der Grenadier schritt vor ihm her, Fritz folgte neugierig. Nachdem sie einige Straßen durchwandert, erblickte er in der Ferne einen Pallast von zahlreichen Equipagen umgeben. Ohne seinen Begleiter würde er schwerlich durchgedrungen seyn. Der Grenadier machte Platz. Jetzt standen sie an der Pforte, vor der ein dicker Schweizer im verbrämten Wehrgehänge sich brüstete, und den Ankömmling in der Schlafmütze über die Achsel anschaute. Aber kaum hatte er vernommen, wen er vor sich habe, als er fast erschrocken seinen Hut lüftete, und einen Kammerdiener rief, um diesen bestaubten Mann sogleich zu Sr. Excellenz zu führen.

Wohlgemuth folgte Fritz dem neuen Führer, eine Paradetreppe hinauf, durch Vorzimmer, in welchen Lakeyen würfelten, Jäger plauderten, und Hayducken gähnten. Flügelthüren wurden geöffnet. Da stand der Mann von gestern im Kreise bebänderten Herren, die ihre Glückwünsche demüthig darbrachten.

Kaum erblickte der Graf den Pilger, der, mit abgezogener Schlafmütze, doch ein wenig betreten auf der Schwelle stand, als er hastig durch das Gewühl sich drängte, ihn bey der Hand ergriff, in

den Saal zog, und ihn der hochansehnlichen Versammlung als seinen Retter vorstellte. Jedermann beeiferte sich, ihn mit Liebkosungen zu überhäufen. Fritz wußte nicht recht wie ihm geschah. Der Graf, der noch Geschäfte abzuthun hatte, ersuchte ihn zu verweilen, bis er allein mit ihm sprechen könne.

Fritz zog sich bescheiden in eine Fensterbrüstung zurück, und erwartete ruhig den Ausgang des seltsamen Abenteyers. So viel, dachte er, sehe ich wohl, daß meines Vaters Segen auf seiner Erbschaft ruht. Ein freundlicher Secretär gesellte sich zu ihm, der seine Neugier befriedigte. Der Graf von R.** war General und Liebling seines Königs, dessen Recht er im Felde und im Cabinette mit Tapferkeit und Schlauheit verfochten hatte. Sein Wirken fiel aber gerade in eine Zeit, wo Vaterlandsliebe oft ein Verbrechen gescholten wurde. Der Feind stellte ihm Netze. Durch tückische List bemächtigte man sich seiner Person, und sperrte den gefährlichen Mann in eine Festung. Aus dieser war ihm gelungen zu entkommen, obschon mit Lebensgefahr, da er über Dächer klettern und zuletzt einen bedenklichen Sprung hatte wagen müssen. Im freyen Felde sah er sich zwar endlich, aber darum noch nicht gerettet, denn manche unvermuthete Hindernisse hatten seine Flucht so sehr verzögert, daß die Dunkelheit einer regnichten Nacht, auf die er zählte, viel zu früh von der Morgensonne verscheucht wurde. Man vermißte ihn alsobald. Die ganze Garnison kam in

Bewegung, aus allen Thoren stürzten die Verfolger, auf allen Straßen spähten sie nach ihm, und ohne die Perücke des alten Föhrenbachs würde er schwerlich entronnen seyn.

Jubelnd empfing ihn die Hauptstadt seines Vaterlandes, gerührt umarmte ihn sein königlicher Freund. Die neidischen Höflinge eilten um die Wette, sich hoch erfreut zu stellen, und verwünschten insgeheim seine Zurückkunft. Er sann bereits auf neue Plane, die Feinde fühlen zu lassen, daß er wirklich wieder am Ruder stehe, als Fritzens Erscheinung ihn an die Pflichten der Dankbarkeit erinnerte, die, — es mag unglaublich scheinen — dem Günstling des Königs heilig waren. Kaum hatte das Schranzengewimmel sich entfernt, als der Graf den Pilger in sein Cabinett rufen ließ. Hier befragte er ihn mit einer Art von Vertraulichkeit um seinen Nahmen: — Fritz Föhrenbach — sein Vaterland? — keines mehr, — seine Geschäfte? — hoffen — seine Aussichten? — finster. In einer halben Stunde hatte der erfahrne Weltmann den offenen Jüngling durchschaut.

„Es freut mich," hub er an: „daß Sie Lust zum Soldatenstand äußern. Da kann ich Ihnen am ersten nützlich werden. Kommen Sie morgen wieder, und ich hoffe Ihnen gute Nachrichten mitzutheilen." — Er hielt Wort. Auf seine Bitte nahm der König den Fremdling als Fähndrich in seine Dienste. — Das Glück, sogleich Officier zu werden, hatte er

sich nicht träumen lassen. Er dankte seinem Gönner mit dem treuherzigen Versprechen, bey erster Gelegenheit sich dessen würdig zu zeigen. Auch einen Beutel mit Gold zu seiner Equipirung, den der Graf ihm aufdrang, empfing er dankbar, stand aber noch immer zögernd im Cabinett, und sah sich mit einiger Aengstlichkeit um.

„Fehlt Ihnen noch etwas," sagte der Graf: „so reden Sie frey."

„Mein Oberrock — meine Perücke" — stammelte der Jüngling.

„O die lassen Sie mir. Ich werde sie zum Andenken unter meinen Kostbarkeiten verwahren."

„Nein, Ew. Excellenz, das kann nicht seyn."

„Da Sie künftig Uniform tragen, so sind Ihnen beyde ja doch völlig unnütz? und ihr Werth ist so gering."

„Ihr Werth — ich bitte Herr Graf — sie sind unschätzbar für mich. Mein Vater hat sie getragen. Es ist Alles was er mir hinterlassen hat, und ich lebe der frohen Zuversicht, daß sein Segen darauf ruht."

„Daß ist ein anders," sagte der Minister: „und jetzt bin ich Ihnen doppelt verpflichtet, da Sie Ihr ganzes Erbe an einen Unbekannten wagten."

Er ließ ihm den Oberrock sammt der Perücke ausliefern, und Fritz empfahl sich mit frohem Herzen. In seinen neuen Stand wußte er sich trefflich zu schicken, gewann die Liebe und Achtung seiner

Cameraden, und benutzte die Muse des nächsten Winters, um sich theoretische Kenntnisse im Militärsache zu erwerben. Die practischen hoffte er im Frühjahr beyzufügen, denn die ganze Armee bereitete sich ins Feld zu rücken.

Den Grafen hatte er indessen nur auf der Parade gesehen, wohl aber der Graf ihn nicht aus den Augen verloren, und stets erwünschte Nachrichten von ihm eingezogen. Fritz wußte davon nichts, und meinte, es habe sich sein Gönner hinreichend mit ihm abgefunden, auch ihn schon längst vergessen. Um so angenehmer wurde er überrascht, als er, einige Tage vor dem Aufbruche der Armee, welche der Graf commandiren sollte, zum Lieutenant und Flügeladjutanten des Feldherrn ernannt wurde. Hin flog er zu dessen Pallaste, um zu danken. „Lassen Sie das gut seyn," sagte der Graf: „Sie werden bald Gelegenheit finden mir zu beweisen, daß ich mich nicht in Ihnen irrte."

Und Fritz bewies es ihm täglich. Wo eine Gefahr zu bestehen war, da fand man ihn als Freywilligen an der Spitze, und oft mußte sein General ihn selbst zurückhalten, sein Leben nicht muthwillig zu wagen. Eines Tages wurde ihm ein verlorner Posten anvertraut, der so weit vorgeschoben war, daß er in jedem Augenblick abgeschnitten werden konnte. Allein der Posten war sehr wichtig, denn nur von da aus konnten die Bewegungen des Feindes dergestalt beobachtet werden, daß der Feldherr

den Angriffsplan, den er im Schilde führte, und von dem das Schicksal des ganzen Feldzuges abhing, gehörig ordnen konnte. Darum widersetzte er sich auch nicht, als sein Adjutant sich erboth, das Wagestück zu unternehmen, obgleich er ihn mit schwerem Herzen von sich ließ.

In einer Felsenschlucht am Rande des Waldes, hatte Fritz seine wenige, aber beherzte Mannschaft postirt. In finsterer Nacht, mit Hülfe eines der Gegend kundigen Bauers, erschlich er den verborgenen Ort. Hier mußten die Soldaten fast den ganzen Tag hinter den Gesträuchen lauern, weil das feindliche Lager so nahe stand, daß man den Schildwachen beynahe das Weiße im Auge sehen konnte, und ein Bach, der sich aus der Felsenschlucht ergoß, diente, einige hundert Schritt von da, den Cavalleriepferden zur Tränke. Fritz hatte seinen Standort auf einer dickbelaubten Eiche genommen, von wo herab er mit dem Fernrohr alles überschaute. Dort zeichnete er die Stellungen der verschiedenen Corps, und zählte ihr Geschütz. Eigentlich hatte er nun schon seinen Auftrag vollführt, denn mehr verlangte der General nicht zu wissen; aber Fritz erfuhr, daß in einem nahen, vom Feind besetzten Dorfe das Kirchweihfest gefeyert werde. Dort, meinte er, lasse sich beym frohen Gelage wohl manches von den Anstalten und Absichten der Feinde ausforschen, und faßte den verwegenen Entschluß, verkleidet unter die Gäste sich zu mischen.

Seine Leute hatten kurz zuvor einen verdorbenen Schneider angegriffen, der jetzt ein wandernder Buchhändler war; nähmlich er zog mit einem Vorrath solcher Büchlein in der Welt herum, wie sie auf Jahrmärkten zu geistiger Belustigung der Bürger und Bauern verkauft werden; die schöne Magellone, der gehörnte Siegfried, Till Eulenspiegel, und mehr dergleichen; auch eine Menge der neuesten Lieder, wie sie vor fünfzig Jahren gesungen worden. Daß dieser Schneider kein gefährlicher Mann sey, das sah man wohl auf den ersten Blick; aber weil er doch den Schlupfwinkel des Postens verrathen konnte, so behielt man ihn vorläufig in Verwahrung, ohne ihm sonst ein Leides zuzufügen.

Fritz nahm die Büchlein, zog seines Vaters Oberrock an, setzte die Perücke auf, befahl seinen Leuten, wenn er in vierundzwanzig Stunden nicht zurück komme, sich heim zu schleichen, und seine Papiere dem Feldherrn zu überliefern. Dann ging er dreist hervor, und gerade auf das Dorf los, erreichte es glücklich, bestach gleichsam die Schildwachen mit einigen Kriegsliedern, und kramte seine Waare unter der großen Linde aus. Eine Zeit lang ging es gut. Die Bauern sammelten sich um ihn, die feindlichen Soldaten schienen seiner wenig zu achten. Zu Mittage setzte er sich im Wirthshause mitten unter die Gäste, horchte, lauschte, fragte, erfuhr und errieth manches. Als zur Kirche geläutet wurde, that er, als wolle auch er seine Andacht verrichten,

schlich sich aber auf den Thurm, übersah von da aus noch viel besser die feindliche Stellung, und zeichnete sie auf ein Blättchen, das er in seinem Schuhe verborgen hatte. Aber einem feindlichen Officier war seine Gestalt doch aufgefallen, mehr noch seine kluge Aufmerksamkeit auf alles, was im Wirthshause gesprochen wurde. Er ließ ihn nicht aus den Augen, folgte ihm unbemerkt, schlich ihm nach auf dem Thurm, überraschte ihn beym Zeichnen, und griff ihm plötzlich in den Arm. Fritz erschrack, doch seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht. Er faßte den Officier um den Leib, warf ihn mit überlegener Stärke zwischen den Glockenstuhl, und rannte die Treppe hinab. Aber jener raffte sich zusammen, folgte ihm laut schreyend: halt! halt! ein Spion. Kaum hatte Fritz die Straße betreten, als er umringt wurde, und gänzlich unbewaffnet, sich ergeben mußte.

Man führete ihn sogleich zum General. Sein Verbrechen war erwiesen, und man verhörte ihn nun noch, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen. Da er aber hartnäckig schwieg, so befahl der General, ihn, ohne weitere Umstände an die große Linde mitten im Dorfe aufzuknüpfen. Nur um das heutige Fest nicht zu stören, und da es ohnehin schon dunkel wurde, vergönnte er dem Delinquenten noch eine Frist bis zum Anbruch des morgenden Tages. Während der Nacht sollte er scharf bewachet werden. Der Officier, der diesen Auftrag erhielt,

sperrte ihn, um sein Entweichen sicher zu verhüthen, in einen leeren Keller des Pfarrers, der im Freyen der Pfarrwohnung gerade gegenüber lag. Er war in einen Felsen gehauen, von geringer Tiefe, und mit einer starken eisernen Thüre versehen, in der sich nur ein viereckigtes Loch einer Hand breit befand. Vor diese Thüre wurden zum Ueberflusse noch zwey Schildwachen gestellt. Hier sollte sich Fritz zum Tode bereiten, und that es mit Ergebung.

Aber sein Engel wachte. Des Pfarrers hübsche Pflegetochter, die den Schlüssel zum Keller bringen mußte, hatte mit Schaudern vernommen, welch ein Schicksal dem Unglücklichen bevorstehe, der an ihr vorüber geführt wurde, und dessen edle Gestalt sie rührte. Am Abend konnte sie weder essen, noch in der Nacht das Auge schließen. So oft die Schildwachen vor dem Keller sich ablöseten, ging ihr ein Dolch durchs Herz. Wie mag dem Unglücklichen zu Muthe seyn, dachte sie. Vielleicht hat er Weib und Kinder. Ach! könnte ich ihn doch retten! — Und plötzlich schien eine Stimme ihr zuzuflüstern: du kannst ihn ja retten, warum thust du es nicht? — Jetzt erst erinnerte sie sich der Gelegenheit des Hauses. Der Keller nähmlich, der unter der Pfarrwohnung lag, hing durch einen Gang mit jenem Felsenkeller zusammen. Als das Kriegsgetümmel ausbrach, hatte der Pfarrer seine besten Sachen auf den Nothfall in diesen Gang gebracht, dann auf einer Seite ihn zugemauert, und auf der andern, wo

er durch eine enge Schlucht in den Felsenkeller führte, ihn mit Moos und losen Steinen so künstlich zugesetzt, daß es, in der Dämmerung, die da ewig herrschte, schwerlich bemerkt werden konnte. Einige trockene, zu Flaschen bestimmte Kürbisse lagen noch davor, und einige Weinbergspfähle, die der Zufall dahin geworfen zu haben schien.

Kaum war die Erinnerung an diesen Umstand durch den Kopf des Mädchens geflogen, als sie auch schon aus dem Bette sprang, ein leichtes Gewand überwarf, die Nachtlampe ergriff, und in den Keller eilte. Den zugemauerten Eingang zu öffnen, schien ihre Kräfte fast zu übersteigen. Der Morgen war nahe, sie fühlte eine Angst, als ob sie selber zum Tode geführt werden sollte. Sie schlich die Treppe wieder hinauf, suchte und fand eine Brechstange, eilte so bewaffnet hinab, arbeitete mit einer Anstrengung, die sie immer sich zugetraut, und sobald sie eine Oeffnung zu Stande gebracht, die nur eben groß genug war, um ihren schlanken Körper durchschlüpfen zu lassen, versuchte sie es, kam mit einigen Quetschungen glücklich hindurch, und eilte nun leise zu dem Felsenkeller, den Fußtritt der Schildwachen über sich vernehmend.

Das Hinwegräumen des Mooses und der lockern Steinen machte ihr wenig Mühe. Fritz, der nicht schlief, hatte wohl schon lange in der Ferne ein dumpfes Geräusch vernommen, doch nicht geahndet, daß es seine Befreyung gelte. Aber jetzt, da im tiefsten

Winkel des Kellers sich etwas zu regen schien, fuhr er auf, und harrte mit zurückgehaltenem Athem, was daraus werden solle?

Nicht lange so erblickte er einen Schimmer durch Ritzen, die in jedem Augenblicke sich vergrößerten. Wiederum nicht lange, so gewahrte er ein Paar kleine weiße Hände, die vorsichtig das Moos wegräumten, und dann die Steine, um jedes verrätherische Gepolter zu verhüthen, behuthsam auf die weiche Unterlage fallen ließen.

Nach einigen Minuten war die Oeffnung so groß, daß er eine holde weibliche Gestalt dahinter erblicken konnte, die in der einen Hand eine Lampe hielt, und mit der andern ihm winkte.

Er folgte diesem Winke auf den Zehen. Doch als er noch einen Blick auf die äußere Thüre warf, sah er, daß bereits die Morgendämmerung durch das kleine Loch sich stahl, und wie ein Blitz fuhr ihm durch die Seele, daß es nicht genug sey dem Keller zu entrinnen, sondern daß er auch Zeit bedürfe, wenigstens eine Stunde, um ohne verfolgt und ertappt zu werden, seinen Schlupfwinkel im Walde zu erreichen. Noch wenige Minuten, und es war hell genug in dem Keller, der kaum zwey Schritt ins Gevierte maß, um der Schildwache, die ohne Zweifel durch das Loch schauen würde, seine Flucht zu verrathen.

Das Lämpchen warf jetzt einen dämmernden Schein in den Kerker. Er sah die Kürbisse und die Wein-

bergspfähle. Rasch ergriff er einen der letztern, pflanzte ihn leise in die Erde, stieß einen Kürbis darauf, hing seinen Oberrock über den Pfahl, und setzte die Perücke auf den Kürbis. Dann kroch er hinaus zu seinem Engel, der ihn zitternd in die Pfarrwohnung geleitete, ihm ein Gartenpförtchen öffnete, und einen Feldweg andeutete, auf dem er die Schildwachen umgehen könne.

Zu erläuternden Gesprächen war hier keine Zeit vorhanden, nur ein Wort des Dankes stammelte Fritz. Nur das konnte er noch sagen: „Sie haben einem ehrlichen Manne das Leben gerettet.“ Aber tief in das blaue Auge sah er dabey dem schönen zitternden Mädchen, schlürfte mit diesem Blicke ihre Gestalt für ewig in sein Herz, und eilte beflügelt davon.

Erst als er fort war, brach das Mädchen in Thränen aus, sie wußte selbst nicht warum. Es war die verhaltene Angst, die jetzt sich Luft machte. Weinend schlich sie auf ihr Kämmerlein, und dankte Gott! und sprach mit freudiger Rührung: „Ich habe einem Menschen das Leben gerettet!“

Fritz, von der Dämmerung begünstiget, erreichte den tiefen Strom, wo jenseits desselben ihm Sicherheit winkte. Nur eine Brücke führte über diesen Strom, die zu suchen er keine Zeit verlor. Er war ein ziemlich guter Schwimmer, warf sich kühn in die Wellen, und trotz der Erschöpfung, die, nach einem solchen Abenteuer ihm fast die letzten Kräfte raubte,

erreichte er glücklich das jenseitige Ufer; bald darauf auch seine Mannschaft, die, seiner ängstlich harrend, an seine Rückkehr schon verzweifelt hatte.

Nicht überflüssig zeigte sich die List, welche er ersonnen, um jene Schildwachen irre zu führen. Denn, kaum beleuchtete die Morgenröthe die eiserne Kellerthür, als einer um den anden durch das Loch schaute; weil es aber jedem vorkam, als stehe der Deliquent leibhaftig da, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet, so konnte auch keinem in den Sinn kommen Lärm zu machen. Nur als der eine Soldat sich gar in ein Gespräch mit ihm einlassen wollte, und auf wiederhohltes Anrufen keine Antwort erhielt, schien ihm das verdächtig, und er würde vielleicht zur Unzeit laut geworden seyn, hätte nicht der andere ihn erinnert, daß ein Mensch, der in der nächsten Stunde seinen Tod erwarte, schwerlich Lust haben könne, eine Conversation anzuspinnen, sondern daß er vermuthlich bethe. Das beruhigte den schwatzlustigen Cameraden, und er sagte nur noch: Armer Schelm! Gott stehe dir bey!

Indessen hatte des Pfarrers Pflegetochter, als sie kaum vor Angst und Freude sich erhohlte, einen neuen Schrecken ergriffen; denn nun erst fiel ihr plötzlich ein, daß man ja den geöffneten Gang, folglich auch ihres Pflegevaters ganzen Reichthum finden und vermuthlich plündern werde, ja, daß sogar des Gefangenen Entweichung ihm aufgebürdet werden könnte. Bleich und zitternd lief sie zu dem Alten, der

eben sein Morgengebeth verrichtete, fiel dem Erschrockenen weinend um den Hals, und bekannte was sie gethan.

Im ersten Augenblick stutzte der ehrwürdige Greis, aber schon im zweyten fand er seine Fassung, seinen Glauben, sein Vertrauen wieder. Er faßte die weinende Bertha in seine Arme. „Sey ruhig," sprach er; „eines Menschen Leben wird nicht zu theuer erkauft. War auch der Mann vielleicht ein Böfewicht, so gewinnt er nun Raum zur Buße, und du hast eine Seele gerettet. Eine Seele! den kostbarsten Schatz! Mögen sie doch plündern. Was sonst geschehen könnte, darum sey unbekümmert, und halte dich still in deinem Kämmerlein. Ob du vor Menschen recht gehandelt, mag zweifelhaft scheinen. vor Gott, gewiß! Darum gehe, mein Kind."

Bertha ging getröstet in ihr Kämmerlein, und lauschte hinter den Vorhängen ihrer Fenster. Es war nun gänzlich Tag geworden. Ein Feldprediger erschien, um den Delinquenten zum Tode zu bereiten. Ihm auf dem Fuße folgte das Detaschement, welches Befehl hatte, ihm eine halbe Stunde Zeit zu Erfüllung seiner Amtspflicht zu gönnen, und dann zur Execution zu schreiten.

Mit einem frommen Seufzer trat er in den Keller, wo noch Dämmerung herrschte. Mit großer Salbung begann er zu sprechen, und durch eine freundliche Schilderung des Paradieses, wo er wie zu Hause schien, die Schrecknisse des Todes zu mil-

dern. Der Delinquent hörte ihm schweigend zu, welches dem Redner wohl gefiel, und ihn keineswegs befremdete. „Ich freue mich, mein Sohn," sagte er: „daß Ihr mit so frommer Ergebung Eurem Schicksal entgegen geht. So legt denn Eure letzte Beichte ab, und empfangt von mir die Absolution."

Als aber auch diese Aufforderung unbeantwortet blieb, erinnerte der Prediger ihn mit Ernst, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe. Umsonst! er schwieg hartnäckig. Das schien dem Redner eine hartnäckige Verstockung. Mit frommem Eifer faßte er seinen Arm, um etwa aus der Betäubung ihn zu rütteln, und fand, — einen leeren Aermel — ergriff das Phantom hastig beym Kopfe, und erwischte — einen Kürbis.

Jetzt zog sein Geschrey den Officier des Detaschements, und nach und nach den ganzen Trupp herbey. Die Sonne ging auf, und beleuchtete die langen Gesichtern mit hängenden Mäulern. Die Soldaten erklärten einmüthig, der Kerl sey ein Hexenmeister, der im Bunde mit dem Satan stehe. Allein der Officier untersuchte den Keller, fand die Oeffnung, ließ eine Laterne hohlen, kroch durch den Gang, und entdeckte die Spur des Entwichenen.

Der Pfarrer wurde gerufen. Seine wahrhafte Erklärung, daß er dem Flüchtling auf keine Weise Vorschub gethan, fand Glauben, denn sie wurde durch sein graues Haar, seine Ehrfurcht einflößende Gestalt unterstützt. Es schien nicht unwahrschein-

lich, daß der Spion einen Versuch gemacht, sich zu retten, und ohne fremde Beyhülfe die locker verstopfte Oeffnung gefunden; dann, von der Angst gestärkt, die dünne Mauer durchbrochen, und so während der Nacht durch des Pfarrers Wohnung geschlichen. Wenigstens war der menschliche Officier geneigt, diese Erklärung anzunehmen, wenn gleich noch manches Aber dagegen einzuwenden seyn möchte. An des Pfarrers Pflegetochter wurde nicht gedacht, und der Officier begnügte sich den Vorfall seinem General zu rapportiren, der sich entschloß, in eigener Person eine strenge Untersuchung anzustellen, die er jedoch bis auf den folgenden Morgen verschob, da überhäufte Geschäfte ihn eben jetzt daran hinderten.

Aber ehe dieser folgende Morgen anbrach, stellte sich ein anderes Hinderniß in den Weg, durch welches jede Untersuchung für immer niedergeschlagen wurde. Denn kaum war Fritz, zu des Feldherrn großer Freude, im Lager der Seinigen angekommen, kaum hatte er dem Grafen die feindliche Stellung aus seinem treuen Gedächtniß vorgezeichnet, als dieser für die nächste Nacht einen allgemeinen Angriff beschloß. Es geschah und gelang vollkommen. Trotz des Feindes verzweifelter Gegenwehr, sah sich der Graf am Morgen im Besitz des verschanzten Lagers, hatte eine Menge Kanonen, und alles Gepäck erbeutet.

Unter demselben Baume, an welchem Fritz Ta-

ges zuvor den Tod finden sollte, ernannte der Feldherr ihn jetzt zum Hauptmann, wohl erkennend, daß er nur der Kühnheit des jungen Helden den Sieg verdanke. Fritz konnte aber seines Glückes kaum froh werden, denn vergebens war er im Getümmel nach der Pfarrwohnung geeilt, um dankbar seine Retterinn vor jeder Gefahr zu schirmen; er fand das Haus öde und leer, den Gang geplündert; der Greis mit seiner Tochter waren entflohen. Nur den alten Oberrock sammt der Perücke fand er noch im Felsenkeller, nahm die segenreiche Erbschaft wieder zu sich, und begehrte keinen andern Theil an der Beute.

Die Launen des Krieges wechselten noch oft in diesem Feldzuge, und führten das Heer, bald siegend, bald geschlagen, in ferne Gegenden. Ueberall begleiteten den tapfern Föhrenbach die kargen Erbstücke seines Vaters, und diesen schrieb er es gläubig zu, daß er aus den mörderischsten Gefechten stets unverwundet hervor ging. Ein Kreuz in seinem Knopfloche bewies, daß er sich nirgends geschont hatte.

Jetzt war der Winter nahe, und der Feldherr beschloß, noch eine Hauptschlacht zu wagen, um seinem erschöpften Heere ruhige Winterquartiere zu verschaffen. In dieser Schlacht, in der von beyden Theilen mit Wuth gefochten wurde, widerfuhr es Fritz zum ersten Mahle, beym Stürmen einer Batterie, daß eine Flintenkugel ihn mitten auf der Brust

traf. Er stürzte nieder, und glaubte sich schwer verwundet. Doch schnell erhohlte er sich, sprang munter auf seine Füße, riß die Weste auf, und siehe, die Kugel rollte auf den Boden, denn er hatte die alte Perücke unter die Weste geknöpft, weil er eben nicht wußte wo er sie lassen sollte; ihr dichtes Haargewebe hatte die Kraft der ohnehin matten Kugel gehemmt. Vater! rief er, du bist mit mir! Hastig griff er nach den entsunkenen Degen, stürmte noch ein Mahl den Hügel hinan, und die Batterie war genommen.

Sie allein hatte bisher das Umgehen des feindlichen linken Flügels gehindert. Jetzt drang des Grafen rechter Flügel mit Macht vor, und der Sieg war entschieden. Es hatte viel Blut gekostet von beyden Seiten. Das Schlachtfeld war mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Den Hauptmann Föhrenbach ließ der Graf überall suchen, um ihn als Major zu umarmen. „Das verdanke ich meinem Vater," sagte der Bescheidene, und verließ den Feldherrn in einer Art von Betäubung. Eine kalte Nacht war angebrochen. Fritz ließ von seinem Reitknechte den alten Oberrock sich reichen, der immer hinten auf dessen Pferde geschnallt war, hüllte sich mit Wohlbehagen darein, und schritt langsam über das vom Monde beleuchtete Schlachtfeld, um ein ihm angewiesenes Quartier im nächsten Dorfe zu suchen. Als er so zwischen Leichen wandelte, vernahm er plötzlich unter seinen Füßen ein Gewinsel,

bückte sich, und erkannte einen feindlichen, schwer verwundeten Officier, einen alten Mann, dem ein Säbelhieb den Schopf vom Hirnschädel gehauen, und tief in den Kopf gedrungen war. Er hatte viel Blut verloren, beklagte sich über Durst und Kälte, und bath ihn vollends umzubringen. Fritz kniete neben ihm. Das Mondenlicht zeigte ihm ehrwürdige Züge in dem bleichen Antlitz; es kam ihm vor als hätte der Mann einige Aehnlichkeit mit seinem Vater. Sogleich zog er den Oberrock aus, hüllte den Verwundeten darein, und, in Ermangelung jedes anderen Verbandes, bedeckte er dessen Haupt mit der wärmenden Perücke. Dann lud er ihn auf seinen Schultern, und trug ihn sanft in sein Quartier, eine reinliche Bauerstube mit einem Bette versehen, welches er dem leidenden Gast abtrat, Erquickungen herbey schaffte, und nach dem Wundarzte sandte. Der Unglückliche lag in Ohnmacht. Der Wundarzt kam, untersuchte die Wunde, schüttelte den Kopf und verband sie.

Erst gegen Morgen erhohlte sich der Fremde, und sein Bewußtseyn kehrte zurück. Sprechen konnte er noch nicht, aber in seinen Augen war die Rührung zu lesen, mit welcher er die menschenfreundlichen Bemühungen seines Wirthes erkannte. Fritz wich fast nicht von seinem Bette. Kein Sohn konnte zärtlicher seinen Vater pflegen. Dennoch äußerte der Wundarzt nur geringe Hoffnung.

Der Kranke schien sein herannahendes Ende zu

fühlen. Am dritten Tage raffte er seine letzten Kräfte zusammen, fragte nach dem Nahmen seines Wohlthäters, und stammelte in abgebrochenen Sätzen:

„Ich bin der Obrist von Dallbrück. Fast ein halbes Jahrhundert hatte ich meinem Vaterlande mit den Waffen gedient, und hoffte nun im Genuß eines ansehnlichen Vermögens, im Besitz einer liebenswürdigen Tochter, meine Tage zu beschließen, als dieser Krieg ausbrach, und das Vertrauen meines Fürsten mich noch ein Mahl ins Feld rief. Sonst ging ich freudig, dießmahl mit schwerem Herzen, denn ich ließ ein geliebtes, unbeschütztes Kind zurück. Nur eine alte Verwandte hatte ich noch, die in einem kleinen Städtchen tief im Lande wohnte, wohin, so hoffte ich, das Kriegsgetümmel nie dringen würde. Dahin brachte ich meine Tochter, und nahm — ach! für ewig! Abschied von ihr. Mein baares Vermögen über zwanzigtausend Thaler in Gold mochte ich in diesen unsichern Zeiten niemanden anvertrauen. Ich vergrub es im Garten unter einem alten Lindenbaum, denn Sicherheit für Menschen und Gold gewährt jetzt nur der Schoß der Erde."

„Die Hoffnung, mein Kind sicher zu wissen, hat mich getäuscht! Das Städtchen ist, bey einem feindlichen Streifzuge ein Raub der Flammen geworden, die Einwohner haben sich zerstreut, und alle meine Nachforschungen, um zu erfahren, ob mein Kind lebt oder todt ist, waren bis jetzt vergebens! Das

Land ist von Ihren Truppen besetzt, und ich gehörte nicht zu dem Corps, dem es vor einigen Monathen gelang, es auf kurze Zeit wieder zu erobern. Ich weiß nicht ein Mahl, ob ich wünschen soll, daß meine Tochter noch lebe, oder hoffen, daß sie nun bald im Grabe mit mir vereinigt werde! denn welche Gefahren mögen ihrer hülflosen Unschuld drohen!"

Meine Stunden sind gezählt — ich habe jetzt niemanden auf der Welt, als Sie, mein Herr, der sich meiner so großmüthig angenommen. Erlauben Sie einem sterbenden die Frage: sind Sie vermählt?"

„Nein", sagte Fritz.

„Nun so verzeihen Sie meiner Todesangst den seltsamen Antrag, den nur diese mir entreißt. Ihnen, edler junger Mann, übergebe ich meine Tochter. Sie ist ein wackeres Mädchen. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie die Verlassene aufsuchen, sie trösten und schützen wollen; und — wenn sie nicht vermag wärmere Gefühle in Ihnen zu erregen — so seyen Sie mindestens ihr Bruder, ihr Vater, ihr Vormund. Heben Sie den nicht unbeträchtlichen Schatz, den meine Vorsicht verbarg, verwalten Sie ihn zum Vortheil der Verwaiseten, oder — theilen Sie ihn mit ihr. Ich bitte und fordere viel von Ihnen. Ihr edles Herz und mein nahes Ende geben mir den Muth. Schenken Sie mir einen ruhigen Tod!"

Flehend hob er bey den letzten Worten seine

kraftlosen Hände empor, und Fritz ergriff sie mit Feuer, und schwur ihm, seine letzten Wünsche zu erfüllen, wenn auch kein engeres Band an seine Tochter ihn knüpfen sollte.

Der Kranke lag erschöpft. Seine bleichen Lippen wollten danken, aber konnten sich nur noch zum leisen Gebethe bewegen. Er deutete auf sein Taschenbuch, das neben ihm lag, seine Blicke bathen es zu öffnen. Mit halb gebrochenem Auge durchlief er die Papiere, und bezeichnete diejenigen, aus welchen Fritz nähere Aufschlüsse über seine Tochter, ihren vormahligen Aufenthalt, sein Haus, seinen Garten, und über die Stelle schöpfen konnte, wo er sein Geld vergraben. Dann zog er mühsam einen Ring vom Finger, reichte ihn seinem Pfleger, und stammelte kaum hörbar die Worte: „der Ring ihrer Mutter — an diesem wird sie erkennen, daß ich Sie sende." — Noch ein Mahl erhohlte er sich, verlangte Feder und Dinte, und versuchte einige Worte zu kritzeln, allein vergebens. Er faltete die Hände, entschlummerte und erwachte nicht.

Fritz ließ den Entseelten mit allen militärischen Ehrenbezeugungen zur Erde bestatten, und als bald nachher ein Waffenstillstand eintrat, suchte und erhielt er einen Urlaub von einigen Monathen, um sein Gelübde zu erfüllen. Zwar empfand er keinen Trieb, seiner Pflegbefohlenen mehr zu werden, als Bruder oder Vormund; ihn zog sein Herz zu der Retterinn seines Lebens; ihr wollte er, nach ge-

endigtem Kriege seine Hand biethen, das hielt er für Pflicht, für eine süße Pflicht, und nur wenn diese Hand, deren Fesseln sie lösete, von ihr verschmäht wurde, dann wollte er prüfen, ob sein Mündel und sein eigenes Herz mit den Wünschen des sterbenden Vaters übereinstimmen.

Mit diesem Vorsatz begab er sich auf die Reise. Ihn führte der Weg durch seine Vaterstadt, wo er den langen Elias sah, an eine Megäre verheirathet, unter deren eisernen Pantoffel er stand. Seine Stiefmutter wurde von der Schwiegertochter verachtet und gepeinigt; ihr eigener Sohn behandelte sie mit Geringschätzung; sie war nicht Herr eines Groschen von jenem tückisch erschlichenen Vermögen; ihr fehlte oft das Nothdürftige, und, woran sie sich sogern erquickte, eine Tasse Kaffeh, war ihr seit vielen Monathen nicht gereicht worden. In dieser kümmerlichen Lage sah sie einen Officier, mit dem Orden geschmückt, in ihr Zimmer treten, erkannte den gemißhandelten Fritz, und verbarg mit einem lautem Schrey ihr beschämtes Antlitz. „Ich komme nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen," sagte Fritz; „denn Sie waren meines Vaters geliebte Frau, das werde ich nie vergessen."

Er tröstete die Neuige so gut er konnte, und versteckte beym Abschied einen vollen Beutel unter ihr Strickzeug, damit zu Reue und Alter nicht auch der Mangel sich gesellen möchte. Mit seinem Bruder, der ihn ohnehin wie ein Gespenst vermied, hatte er

nur eine ziemlich kühle Unterredung, und eilte um der widrigen Gefühle los zu werden, nach einem Besuche auf dem Grabe seines Vaters, noch in derselben Nacht aus dem Thore.

Nach einigen Tagen erreichte er den vormahligen Wohnsitz des Obristen von Dallbrück, fand nur noch eine alte, ehrliche Haushälterinn nebst ihrer Katze in demselben, und fragte vergebens nach dem Fräulein. Der bezeichnete Garten lag vor dem Thore; dahin begab er sich um Mitternacht. Sein verschwiegener Reitknecht trug Brecheisen und Schaufel. Sie fanden den Lindenbaum, und unter demselben den schweren Beutel, der des Verstorbenen baaren Reichthum enthielt. Ohne ihn zu öffnen, verwahrte Fritz den Schatz in seinem Koffer, und eilte nun nach dem Städtchen, wo der Obrist seine Tochter dem Schutze einer alten Muhme anvertraut hatte. Es lag noch in Schutt und Asche. Kaum die Hälfte der Einwohner war zurückgekehrt. Daß die Muhme gestorben, erfuhr er durch den Postmeister; wo aber das Fräulein geblieben, wußte niemand.

Wo sollte er sie nun suchen? wo zu finden hoffen? — Sechs Wochen brachte er damit zu, das Städtchen in immer weitern Entfernungen zu umkreisen, und in jedem Dorfe, jeder Hütte seine Nachforschungen zu wiederhohlen, aber alles vergebens!

Die Zeit seines Urlaubs war fast verstrichen. Er durfte nicht länger in dieser Gegend verweilen. Mit

schwerem Herzen trat er die Rückreise an, und wußte jetzt keinen andern Rath, als durch die Zeitungen die Verlorne aufzufordern, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Er schrieb diese Aufforderung, sandte sie nach Hamburg, und kündigte zugleich im Fall das Fräulein todt wäre, allen etwanigen Verwandten des Obrist von Dallbrück an, daß bey ihm eine Erbschaft zu erheben sey, obschon der Sterbende das schwerlich gewollt hatte.

Nachdem er diese zarte Pflicht vollbracht, setzte er seinen Weg fort, hatte aber kaum einige Meilen zurück gelegt, als ihm Curiere mit der Friedensbothschaft überall begegneten. Diese Nachricht erregte ihm ein heftiges Herzklopfen. Jetzt bedurfte es der Eile nicht. Ein Brief an den Grafen konnte seinen Urlaub verlängern, und ihm Zeit gewähren, einige Tagereisen von seinem Wege abzubiegen — wohin? — wohin anders, als nach dem Dörfchen, wo ein rettender-Engel die Todesangst von ihm genommen hatte.

Es wurde schon Abend, als er sich dem Ziele seiner Reise näherte. Einen Bauer, der mit seinem Pfluge vom Felde heimzog, fragte er hastig: ob der alte Pfarrer zurückgekehrt sey?

Ja, war die Antwort.

„Und seine Tochter?"

„Die wackere Dirne pflegt den frommen Greis."

Mit hochklopfendem Herzen sprang Fritz vor dem Dorfe aus dem Wagen, und ging zu Fuße

nach der Pfarrwohnung. Als er von Ferne den Felsenkeller erblickte, drängte sich all sein Blut nach der Brust, mehr noch, da er gegenüber auf einer Bank den Pfarrer, und neben ihm das holde Mädchen sitzen sah.

Fast bebend trat er herzu mit abgezogenem Hute. Als der Greis einen Officier mit dem Ordenskreutz erblickte, stand er ehrerbiethig auf, Bertha wollte entschlüpfen. „Bleiben Sie, Mademoisell," sagte Fritz mit einer sanften, zitternden Stimme: „um Ihrentwillen bin ich gekommen." Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Kennen Sie mich nicht mehr?"

Sie erkannte ihn nicht. Er deutete mit der Hand nach dem Felsenkeller:

„Diesen Kerker haben Sie mir geöffnet. Sie haben mich vom schimpflichen Tode gerettet. — Freudiger Schrecken preßte dem Mädchen einen lauten Schrey aus. Ihr Pflegevater hob die Hände gefaltet gen Himmel.

„Treten Sie herein, mein Herr, in die Wohnung der redlichen Armuth. O wie reich ersetzt Gott uns heute Alles, da wir erfahren, daß es ein Ehrenmann ist, dem meine Bertha das Leben gerettet. Fritz folgte in das Haus. Die geschäftige Wirthinn trug mit zitternder Freude alles herbey, was Küche und Keller vermochten. Immer standen ihre Augen voll Thränen, aber es waren Thränen der reinsten Wonne.

Zwischen solchen Menschen entspann sich leicht eine trauliche Bekanntschaft. Der Greis vergnügte sich bey einer Flasche Wein, und mit der wärmsten Theilnahme hörte er die Erzählung von den Schicksalen des Fremdlings. Durch manche Zerstreuung wurde freylich diese Erzählung unterbrochen; denn so oft die schöne Bertha durch das Zimmer ging, oder gar einige Minuten mit freundlicher Neubegier darin verweilte, vergaß Fritz den Faden seiner Geschichte, und ruhte mit zärtlichen Blicken auf der holden Gestalt. Es war schon tief in der Nacht, als er es erst bemerkte, und aufbrechen wollte, um in dem Wirthshause, in welchem er einst die Volksbüchlein verkaufte, zu übernachten. Aber der ehrliche Pfarrer ließ ihn nicht von sich.

„Mein Haus ist klein," sagte er: „doch gönnen Sie mir die Freude, einen edlen Mann zu beherbergen, der mir eine der schönsten Stunden meines Lebens geschenkt hat. Sie haben angstvolle Minuten in diesem Hause zugebracht, verschlafen Sie nun auch darin eine ruhige Nacht."

Gern erfüllte Fritz den Wunsch des Greises, und zugleich seinen eigenen. Ein Wink des Pfarrers, den Bertha schnell verstand, räumte ihm ihre Kammer. In dieser reinlichen Wohnung, deren ganze Zierde aus einigen Gebethbüchern und einem Heiligenbilde bestand, reifte sein Entschluß, und mit einer süßen Bangigkeit erwartete er den Morgen, um seine Wohlthäterinn zu bitten, das von ihr ge-

schenkte Leben nun auch zu verschönern. Mit wenigen, herzlichen Worten that er ihr den Antrag in Gegenwart des Greises, und als die glühende Bertha verwirrt und schweigend die Augen niederschlug, ergriff der Pfarrer mit andächtiger Rührung beyder Hände und legte sie in einander. „Euch hat Gott zusammen geführt!" sagte er mit hohem Ernst, und der Verlobte schloß die schüchterne Braut feurig in seine Arme.

Aber plötzlich schrie sie laut auf, denn an seiner Hand erblickte sie den Ring ihrer Mutter.

„Fräulein Dallbrück? fragte Fritz hastig.

„Das ist sie," antwortete der Greis: „die Tochter des Obersten Dallbrück. Von aller Welt verlassen habe ich sie gefunden, als ich, zwanzig Meilen von hier, einen alten Oheim zum letzten Mahle besuchte. Wenn ihr Vater noch lebt." —

„Er lebt nicht mehr!" rief Fritz unbesonnen, und Bertha sank ohnmächtig in seine Arme.

Freundschaft und Liebe vereinten sich den ersten Schmerz zu mildern, und als Bertha erfuhr, daß der Gatte, dem sie sich ergeben, die Wahl ihres Vaters sey; daß er dessen Segen ihr bringe, und des Sterbenden letzte Stunde erleichtert habe; da fiel sie andächtig auf ihre Knie, und wollte die Hand des Mannes küssen, in die der scheidende Vater ihr Schicksal gelegt. Den erhobenen Schatz, den Fritz ihr einhändigte, wollte sie mit ihrem edlen Pflegevater theilen. Der sprach:

„Ich habe genug und übergenug, denn ich weiß dich glücklich, und keine Sorge um dich wird meine Sterbestunde trüben. Nur die Trennung von dir — werde ich sie überleben?“ —

Aber diese drey edlen Menschen trennte nur der Tod. Fritz nahm seinen Abschied, kaufte das Gut, zu welchem dieses Dorf gehörte, wurde ein fleißiger, verständiger Landmann; pflegte mit Weib und Kindern den Greis, bis er die Schuld der Natur bezahlte; verwandelte den Felsenkeller in eine Kapelle, die er mit einem Altar schmückte, welcher die Erbschaft seines Vaters barg. Oft zeigte er sie seinen Söhnen, sprechend:

„Meine Reue hat mir des versöhnten Vaters Segen vom Himmel erfleht! und dieser Segen — ruht er gleich auf unscheinbaren Dingen — hat mein Glück gegründet.“

Was geht es mich an?

Der kleine Theodor war ein guter Knabe, nur etwas träge, und was ihm nicht nahe anging, damit gab er sich ungern ab. „Was geht es mich an?“ pflegte er immer zu sagen, besonders, wenn es darauf ankam, irgend einem Fremden einen Dienst zu erweisen: „ich werde doch den Mann in meinem Leben nicht wieder sehen, oder etwas mit ihm zu schaffen haben.“

Sein Vater, ein vernünftiger Mann, ein Fabrikant in Breßlau, verwies ihm öfter diese Trägheit, diesen Mangel an Theilnahme für alles Fremde. „Unsere Welt ist so klein,“ stellte er ihm vor, „daß wir eigentlich Alle Nachbarskinder sind, und gar nicht wissen können, wo wir noch ein Mahl mit einander in Berührung kommen werden.“

Der Knabe schüttelte ungläubig den Kopf.

„Du glaubst mir nicht? — Komme her, ich will dir ein Paar Geschichten erzählen, die zwar

nicht mir selber, doch hiesigen, dir wohlbekannten Einwohnern wiederfahren sind.“

Flugs hohlte sich Theodor einen Schemel, setzte sich zu des Vaters Füßen, und schaute ihm erwartend ins Gesicht, denn er war ein großer Liebhaber von Geschichtchen.

„Du kennest den Kriegsrath West?“ hub der Alte an:

„Der immer so traurig herumschleicht?“

„Derselbe. Und weißt du auch warum er so melancholisch ist?“

„O ja, er hatte eine liebe Frau, die vergiftet wurde.“

„Ganz recht; aber wie ging das zu? — Der Kriegsrath kam an einem rauhen Wintertage von einer Geschäftsreise zurück. Einige Meilen von hier findet er auf der Landstraße einen zerbrochenen Wagen, drey Herrn und eine Dame waren ausgestiegen, und froren gewaltig. Der Kutscher und ein Bedienter flickten an dem Wagen, um wenigstens Breßlau damit zu erreichen. Es wurde schon dunkel. Der Kriegsrath hätte wohl die Dame und einen der Herren mit in seine Kalesche nehmen können, es flog ihm auch der Gedanke durch den Kopf; allein er war eilig, er hatte seine Frau unpäßlich hinterlassen; die Wege waren schlecht; wenn er noch zwey Personen aufnud, so kam er vielleicht eine halbe Stunde später nach Hause. Er fuhr also still vorbey, und dachte: was geht es mich an! Die Reisenden

waren auch zu delikat, ihn darum anzusprechen, doch bathen sie ihn, da er einige Stunden früher als sie nach Breßlau kommen werde, in ein Wirthshaus zu schicken, welches sie ihm benannten, und warme Zimmer zu bestellen, damit sie sich trocknen und auswärmen könnten. Das versprach er, und fuhr weiter."

„Als er nach Hause kam, fand er seine Frau noch immer krank, obschon nicht gefährlich. Er setzte sich, in einem warmen Schlafrock gehüllt, mit Wohlbehagen zum Essen, erinnerte sich einen Augenblick der armen Reisenden auf der Landstraße, die vermuthlich gegen Mitternacht erst ankommen würden; da er aber seinen Bedienten, der ihm beym Essen aufwartete, nicht gern entbehren mochte, so dachte er: was geht es mich an, und schickte nicht ins Wirthshaus."

„Seine gute Frau, vielleicht durch die Freude über seine Wiederkunft angegriffen, spürte in der Nacht so heftige Wallungen, daß sie gegen Morgen mit der Bitte ihn weckte, ein niederschlagendes Pulver aus der nahen Apotheke hohlen zu lassen. Es geschah. Sie mischte die Hälfte davon in Wasser, trank es aus, bekam plötzlich die heftigsten, schmerzhaftesten Zufälle, und starb wenige Minuten nachher."

„Sie hatte Gift genommen. Der schlaftrunkene Apothekerbursche hatte sich vergriffen. Seine Entschuldigung war: er sey gegen Morgen hastig geweckt worden; ein Kellner aus dem Wirthshause,

und ein fremder Bedienter seyen hereingestürzt, um Hülfe für eine Gesellschaft von Reisenden zu hohlen, die in den letzten Zügen gelegen. In dieser Verwirrung — da der Kellner immer fort ihm zugeschrien, der Bediente laut geheult habe — sey die Magd des Kriegsraths hineingetreten, und habe eben so hastig ein niederschlagendes Pulver verlangt. Da habe er die Büchse mit Arsenik ergriffen, die er sonst recht wohl kenne, aber Gott möge ihm gnädig seyn, er habe nicht gewußt, was er gethan."

„Und die Reisenden?"

„Die waren gegen Mitternacht angelangt, hatten kalte Zimmer gefunden; die schnell geheizten Ofen wollten nicht warm genug geben, darum ließen sie, ehe sie sich schlafen legten, noch ein großes Becken mit glühenden Kohlen hereinbringen, schliefen ein, und wären sämmtlich in Kohlendunst erstickt, hätte nicht der Bediente früh um drey Uhr sie wecken wollen. Er fand sie schon ihrer Sinne beraubt. Ihnen wurde noch zu rechter Zeit geholfen, aber die schöne, junge Frau war und blieb todt. — Siehst du nun, mein Sohn, hätte der Kriegsrath ins Wirthshaus geschickt, so wären die Zimmer geheizt, die Reisenden nicht krank, der Apothekerbursche nicht verwirrt geworden, und die Kriegsräthinn lebte noch."

„Du kennst den alten Haberkampf? Er war ein wohlhabender Mann, jetzt ist er blutarm. Vor mehreren Jahren stand ein Artikel in der Zeitung: ein gewisser Herrmann Lißberg sey vor gerau-

mer Zeit in die Fremde gegangen, und habe nichts wieder von sich hören lassen. Da nun seiner Schwester in Holland außerordentlich viel daran gelegen sey, zu erfahren, ob der Bruder todt oder lebendig, so bitte sie jeden Menschenfreund, der etwa von dessen Aufenthalt, Leben oder Tod unterrichtet seyn möchte, ihr solches zu melden; alle Kosten werde man gern erstatten.“

„Nun hatte der alte Haberkampf einen Vetter, der auf der Küste von Koromandel ansäßig ist, der hatte kürzlich unter andern geschrieben: er habe einen Deutschen, Nahmens Lißberg kennen lernen, der sich viele Mühe gebe, etwas vor sich zu bringen, dem aber nichts gelingen wolle. Unser Haberkampf war also im Stande, die verlangte Nachricht zu ertheilen; er wollte es auch thun, verschob es aber von einem Posttag zum andern, dachte endlich: was geht es mich an? und vergaß die ganze Sache.

„Indessen kam Lißberg nach vielen Jahren zurück, und fand seine Schwester im Besitz seines Erbes, denn sie hatte ihn für todt gehalten, einen wackern Kaufmann geheirathet, der mit eben diesem Gelde sich schon ziemlich empor geschwungen, und weil er fleißig und ordentlich war, einen zehnfachen Credit dadurch erworben hatte. Jetzt, da er plötzlich die baaren Summen wieder herausgeben mußte, weil der harte Bruder ihm keine Frist verstattete, sah er sich genöthiget, seine Zahlungen ein-

zustellen. Dadurch fallirte ein Haus in Bremen, mit dem er großen Verkehr getrieben. Durch das Haus in Bremen fallirte ein anderes in Hamburg, und endlich durch das hamburgische eines hier in Breßlau, dem Haberkampf sein ganzes Vermögen anvertraut hatte. — Siehst du nun, mein Sohn? hätte er zu rechter Zeit den Brief nach Holland geschrieben, so wäre Lißbergs Schwager nicht getäuscht worden, hätte mit dem Gelde seiner Frau nicht spekulirt, das Bremer Haus mußte nicht falliren, das Hamburger auch nicht, das hiesige stünde noch, und Haberkampf hätte sein Geld noch."

„Du hast den seligen Bolz gekannt? Er starb vor Kummer. Sein Sohn lebt noch, und geht herum wie ein Schatten."

„Wie ging das zu?"

„Es wurde ein Mahl ein Fest in unserm großen Klubb gefeyert, die Gäste waren alle fröhlich, und fröhliche Herzen sind zum Wohlthun geneigt. Das wußten nun ein Paar ehrliche Holländer aus einem Städtchen, welches durch Ueberschwemmungen gänzlich zerstört worden war. Sie hatten von ihren Mitbürgern den Auftrag erhalten, in Deutschland milde Gaben zu sammeln. Sie traten bescheiden in den fröhlichen Kreis, und trugen ihre Bitte rührend vor; auch würden sie gewiß eine ansehnliche Beysteuer empfangen haben, wäre nicht Bolz aufgetreten, an die Armen unserer Stadt erinnert, und den Satz:

was gehen uns die Fremden an? mit große Beredsamkeit vertheidigt. Die armen Holländer zuckten die Achseln und entfernten sich seufzend. Es war ihnen an mehrern Orten nicht besser ergangen, denn leider dient jener Satz überall, um den Mangel an Barmherzigkeit zu beschönigen. Sie kamen folglich mit einer sehr geringen Summe nach Hause, wo Hunderte von Nothleidenden ihrer schon lange mit Sehnsucht harrten. Mancher bekam ein Weniges, Viele bekamen nichts."

„Das letztere Schicksal traf auch einen Müller, der, weil er seine Kinder nicht länger konnte hungern sehen, sich ins Wasser stürzte. Einige Meilen von da wohnte ein Mann, der eine hübsche Tochter hatte, auch einiges Vermögen besaß; allein so wie die Reitze der Tochter zunahmen, so nahm des Vaters Vermögen ab, denn sie war ein verzogenes Kind, das launenhafteste Geschöpf auf Gottes Erdboden; sie regierte den schwachen Vater unumschränkt, und verschwendete, was er mühsam erworben."

„Eines Tages geht sie am Flusse spazieren, da hatte eben der Strom den Leichnam des Müllers ausgeworfen, er lag da mit offenen, starren Augen, ein gräßlicher Anblick, der ihr so plötzlich vor das Gesicht kam, daß sie auf der Stelle von heftigen Krämpfen ergriffen, ohnmächtig nach Hause getragen wurde. Der Vater sparte keine Kosten zu ihrer Wiederherstellung, allein die Krämpfe kamen immer wieder, kein Arzt konnte helfen. Endlich rieth ei-

ner — was alle gewöhnlich anrathen, wenn ihre Kunst erschöpft ist, — eine Reise ins Bad. Ob nun gleich des Vaters Umstände schon so mißlich waren, daß die Kosten einer solchen Reise zu erschwingen ihm sehr sauer wurde, so mußte sie doch unternommen werden. Das Töchterlein ging nach Pyrmont, und befand sich da sehr wohl, denn der böse Ruf von ihren Launen und von ihrer Koketterie war nicht bis dahin gedrungen.

„Der junge Bolz, der eben damahls in Göttingen studierte, und die Doctorwürde erhalten hatte, machte zu seinem Vergnügen einen Ritt nach Pyrmont, lernte dort die schöne Holländerinn kennen, wurde von ihr angelockt, und verliebte sich in sie, schrieb an seinen Vater, er habe einen Engel gefunden, und erhielt zur Antwort, daß ein Engel als Schwiegertochter sehr willkommen seyn werde. Nun heirathete er sie, und brachte sie nach Breßlau, wo sie ihrer neuen Familie ein eben solcher Quälgeist wurde, als sie zuvor ihrem Vater gewesen. Die alte, ordentliche Wirthschaft ging zu Grunde, der Schwiegervater grämte sich todt, und vermuthlich wird sein Sohn ihm bald folgen. — Siehst du, Theodor! hätte der alte Bolz nicht im Klubb gesagt: was geht es uns an? so wären die Holländer reich beschenkt aus Breßlau gezogen. Dann hätte auch der arme Müller Unterstützung gefunden, die Verzweifelung hätte ihn nicht ins Wasser getrieben, das Wasser seine Leiche nicht ans Ufer gewor-

sen, das Mädchen sie nicht erblickt, folglich auch keine Krämpfe bekommen, sie wäre nicht nach Pyrmont gereiset, der junge Bolz wäre ohne sie heimgekehrt, hätte eine brave Landsmänninn geheirathet, ging nicht wie ein Schatten herum, und sein Vater lebte noch.“

Diese drey Geschichtchen machten Eindruck auf Theodor, der sich ihrer oft erinnerte, und von Stund an gern half, wenn es ihn auch nichts anging.

Eines Tages wurde er von einem seiner Schulcameraden, dessen Vater einen schönen Garten vorm Thore hatte, eingeladen, um Kirschen in diesem Garten zu essen. Er hatte sich schon den ganzen Morgen darauf gefreut, und konnte kaum die Stunde erwarten. Sie schlug endlich, und er trollte fröhlich zum Thore hinaus.

Der Weg führte ihn durch einen öffentlichen Spaziergang, wo viele Alleen sich durchkreuzten, und mit dichtem Gebüsche wechselten. Hier gewahrte er einen jungen Mann mit blassem Antlitz, der sehr ängstlich etwas suchte. Neugierig blieb Theodor stehen, und sah ihm eine Weile zu. Der Fremde seufzte tief, und rang die Hände. Da redete der Knabe ihn an: „Hat der Herr etwas verloren?“

„Mein Taschenbuch,“ erwiederte jener, „es kann niemanden nutzen, allein für mich ist der Verlust unersetzlich.“

Theodor fragte, wo er es verloren? — das

konnte der Fremde nicht bestimmt angeben, da er hier unbekannt war, und sich schon mehrere Stunden lang in den Alleen und Gebüschen herumgetrieben hatte. Theodor guckte rechts und links hinter einigen Bäumen und Sträucher, als er aber nicht gleich das Gesuchte fand, hingegen die Kirschen, die seiner warteten, ihm lebhaft vor Augen schwebten, so ging er seiner Wege, und dachte: was geht es mich an? — doch kaum hatte dieser Gedanke sich auf die Lippen geschlichen, als seines Vaters Geschichte ihm einfielen. Wie am Draht gezogen stand er plötzlich still. „Ich thue doch wohl besser," sagte er, „daß ich dem Fremden suchen helfe, die Kirschen werden mir nicht davon laufen — und wenn auch — ich thue doch wohl besser." — Flugs machte er die Runde durch sämmtliche ihm wohlbekannte Gänge, und spähte mit Falkenblicke in jeden Winkel. Siehe, da lag das Taschenbuch hinter einer Rasenbank, auf der vermuthlich der Fremde gegessen hatte. Mit Freudengeschrey fiel er darüber her, hielt es hoch empor, rannte hin und her, und rief überlaut: „Fremder Herr, wo sind Sie geblieben?" — der junge Mann saß unter einem Baume und weinte; als er aber von ferne den Knaben auf sich zurennen sah, und den verlohrnen Schatz in dessen Hand erblickte, da stürzte er ihm entgegen, drückte ihn an sein Herz, und rief: „Ach! warum bin ich nicht reich, daß ich dir vergelten könnte."

„Das thut nicht Noth," sagte Theodor freundlich, „es ist gern geschehen." Und mit diesen Worten wollte er sich entfernen. Allein der Fremde rief ihn noch ein Mahl zurück, zog eine kleine goldene Brustnadel, die ein Paar verschlungene Buchstaben bildete, aus seinem Hemde, gab sie dem Kleinen, und sagte: „Nehmen Sie das zum Andenken; es ist wenig werth, aber tragen Sie es zur Erinnerung an einen Fremden, dem Sie den wichtigsten Dienst geleistet."

Theodor nahm die Nadel, dankte, und lief aus Leibeskräften nach dem Garten, wo ihm nun die Kirschen noch ein Mahl so süß schmeckten. Von dem Fremden vernahm er nichts weiter; allein die Nadel hielt er in Ehren, und trug sie, wenn er sich putzte.

Zwanzig Jahre verstrichen. Theodor war ein wackerer junger Mann geworden, jedermann liebte ihn. Er verwaltete nun seines alten Vaters Geschäfte. Der Greis genoß der Ruhe. Sittsamkeit und Fleiß hatten ihm ein artiges Vermögen erworben; jetzt wollte er sein Gewerbe dem Sohne ganz überlassen, darum seine Bücher abschließen, und die Summen einziehen, die man in einigen berühmten Handelsstädten ihm noch schuldig war. In dieser Absicht mußte Theodor eine Reise unternehmen. Er verweilte lange in Hamburg und Berlin, am längsten in Frankfurt am Main, wo er die Geschäfte etwas verwickelt fand.

Hier lernte er Julie Ellring kennen, die Tochter eines reichen Banquiers, und eines der liebenswürdigsten Mädchen in ganz Frankfurt. Sie lebte in vertrauter Freundschaft mit der Tochter des Hauses in dem er seine meisten Geschäfte trieb, folglich hatte er oft Gelegenheit sie zu sehen, und fühlte bald, daß er für seine Ruhe sie schon zu oft gesehen habe. Allein auch Julie erkannte, daß der offene, biederherzige Schlesier sich von dem gewöhnlichen Frankfurter Elegants sehr vortheilhaft unterscheide. Mit diesen konnte sie wohl tändeln, zu jenem faßte sie Vertrauen. Beyde näherten sich einander immer herzlicher, und nach einigen Monathen sagte Theodor mit der Hand auf der Brust und niedergeschlagenen Blicken. „Wenn ich Sie doch lieben dürfte!"

Sie hatte nichts dagegen, nur äußerte sie mit einem verstohlenen Seufzer, daß vermuthlich ihr Vater sehr viel dagegen haben würde.

„Darf ich mit ihm reden!" fragte Theodor.

Sie nickte, und verbarg ihre hold erröthende Wange.

Er bath einige Freunde den alten Ellring auf seinen Besuch vorzubereiten, und ein gutes Zeugniß für ihn abzulegen. Das geschah. Dennoch empfing der Alte ihn grämlich, und als er seine Worte schüchtern anbrachte, antwortete Ellring: „Ich habe zwar viel Gutes von Ihnen gehört, auch von Ihrem Vater, und hätte folglich gegen Ihre Person nichts einzuwenden, doch, wenn Sie billig

enken, so werden Sie mir nicht zumuthen, daß ich meine einzige Tochter, den Trost meines Alters, so weit von Frankfurt vermählen soll. Ich kann mich nicht von ihr trennen."

Vergebens wollte Theodor versprechen, ihn jährlich zu besuchen, oder auch wohl, nach seines Vaters Tode, ganz nach Frankfurt zu ziehen; der Alte blieb dabey: „Es geht nicht an: es thut mir leid, oder ich kann mich dazu nicht entschließen."

Da verstummte der hoffnungslose Liebende, und schlug die Augen seufzend nieder. Plötzlich fragte Ellring hastig: „Wo haben Sie diese Brustnadel her?"

„Durch einen Zufall erhielt ich sie in meiner Jugend."

„Durch welchen Zufall? ich bitte." —

Theodor erzählte die Begebenheit. Da schloß zu seinem Erstaunen Ellring ihn in seine Arme, und sagte: „Sie sollen meine Tochter haben! Ihnen muß ich sie geben, denn Ihnen verdanke ich mein ganzes Glück." Und nun erzählte er dem fröhlich Bestürzten, wie er, als ein armer Handelsdiener, aus Preußen gekommen, und nichts besessen, als einige vortheilhafte Zeugnisse und Empfehlungsschreiben, die ihm der sterbende Bruder eines Frankfurter Kaufmanns mitgegeben, und die sich folglich nicht ersetzen ließen; wie er einzig diesen Zeugnissen die Aufnahme in ein solides Haus verdankt; wie er nach und nach die Liebe seines Prinzipals gewonnen,

endlich dessen Schwiegersohn und Erbe geworden. „Es ist Gottes Finger," so schloß er gerührt, „Sie sollen meine Tochter haben. Als Sie vor den Thoren von Breßlau mir das Taschenbuch brachten, — hätte man mich damahls gefragt: willst du diesen Knaben, wenn er ein wackerer Mann geworden, deine Tochter nicht versagen? Mit Freuden würde ich Ja geantwortet haben; warum sollte ich denn jetzt anders denken?"

Julie wurde gerufen, sie bekannte ihre stille Neigung. Spät am Abend verließ Theodor das Haus als Bräutigam, und wie er so freudentrunken über die Straße taumelte, gedachte er der Geschichtchen seines Vaters, und rief laut: „Der gute Alte hat wohl Recht gehabt, man sollte nimmer sagen: was geht es mich an?"

Romanesken

von

August von Kotzebue.

Zweyter Band

Wien

In der F. Haas'schen Buchhandlung.

1816.

Der Großsprecher!

Als Gelnhausen noch eine freye Reichsstadt war, lebte dort ein ehrlicher Fleischer, zugleich Rathsherr, Eleasar Böcklein, war sein Nahme. Nie verkaufte er seinen Kunden eine magere Kuh für einen fetten Ochsen, oder Knochen für Fleisch, und wenn er, was sie verlangten, ihnen zugewogen hatte, so konnten sie getrost das Nachwiegen ersparen, denn es fehlte nie auch nur ein Viertelloth. Eben so gewissenhaft wog er auf der Wage der Gerechtigkeit, so bald er mit seinem schlichten Verstande eine Sache begriffen hatte. Wenn er die grün gewesene Sammtmütze an den Nagel hängte, die weiße Schürze ablegte, mit dem Kamm von Messing drey Mahl durch die Haare fuhr, den braunen Rock mit golbgespounenen Knöpfen anzog, den Hut mit drey langen Spitzen auf den Kopf drückte, den Stock mit dem silbernen Knofe in die schwülen-

reiche Hand faßte, und so mit gravitätischen Schritten sich nach dem Rathhause erhub, so fuhren alle Köpfe an die Fenster, und sprachen mit Ehrfurcht: da geht Meister Böcklein zu Rathe; und wer eine gerechte Sache dort anzubringen hatte, der freute sich, denn Meister Böcklein duldete kein Unrecht.

Unter seinen Collegen war ein Schneider, der gern bisweilen ein X für ein U machte, aber Meister Böcklein drückte ihm den Daumen aufs Auge. Der Schneider hatte auf seiner Wanderschaft ein Paar lateinische Sprüchlein aufgeschnappt, durch die er, wenn er eine Sache sonst nicht durchsetzen konnte, den ganzen hochedlen Rath in die Enge zu treiben pflegte. Wollte er zum Exempel einem Spitzbuben durchhelfen, so sagte er: „Im römischen Rechte ist verordnet, post coenam stabis aut mille passus meabis, folglich ist klar, daß der Angeklagte für dießmahl frey gesprochen werden muß.“ Dann pflegten wohl die Rathsherrn einander bedenklich anzuschauen, und mit den Köpfen zu nicken: „Ja, wenn es sich so verhält. —“ Aber Meister Böcklein schlug bey solchen Gelegenheiten mit der Faust auf den Tisch, daß der Schneider bebte, wie eine Fensterscheibe durch Kanonendonner, und schwur, er gebe keine magere Ziege für das ganze römische Recht. „Was kümmert uns der Papst sammt allen Cardinälen?“ rief er mit einer Baßstimme, für welche Mozart die Rolle des

Saraſtro componirt zu haben ſchien; „wir ſind ehrliche Proteſtanten, und Gelnhauſen iſt ſo gut eine freye Reichsſtadt als Rom.“

Das letztere Argument pflegte den hochedlen Rath völlig zu überzeugen. Der Bürgermeiſter ſagte: „ganz Recht, Herr College; Rom ſolle etwas größer ſeyn, als Gelnhauſen, aber darauf kommt es hier nicht an.“ Und damit war die Sache entſchieden.

Aber ſo hoch Meiſter Böcklein auch bey Rath und Bürgerſchaft in Anſehen ſtand, ſo war er doch in ſeinem Hauſe nur eine untergeordnete Inſtanz. Zwar in die Staatsgeſchäfte durfte Frau Martha Böcklein ſich nicht mengen, das litt er nun ein Mahl nicht. Von der Schwelle ſeiner Hausthür bis an die Gränzen des Staats, welches gerade zweyhundert und ſechszig Schritte betrug, erkannte er keine andere Obrigkeit, als Bürgermeiſter und Rath. Sobald er hingegen über die Schwelle ſeiner Hausthür hineinwärts geſchritten war, ſobald er den Stock mit dem ſilbernen Knopf in die Ecke geſtellt hatte, ſo beſchied er ſich, daß ſeiner lieben Ehefrau das Hausregiment gebühre, und war, trotz ſeiner Baßſtimme, ein gehorſamer Unterthan, oder höchſtens ein Senat, der das ſchon beſchloſſene pro forma prüfen und billigen muß.

Frau Martha trug, neben vielen Schlüſſeln, auch den, unter deſſen Obhuth die alten und neuen Thaler ſich befanden, die ſie fleißig zuſammen ſcharrte, und nur am lieben Sonntag dem Manne einige

Groschen zugestand, um sich mit guten Freunden zu lustriren, wie er es nannte, wobey er jedoch jedesmahl den Vorwurf hören mußte, daß er das Geld aus dem Lande trage, weil das Wirthshaus in der That jenseits der Gränze lag.

Für wen sparte Frau Martha so emsig? — Für ihr Söhnlein Christian, einem muntern Buben, der durchaus studieren sollte, auf daß er einst im Stande seyn möchte, mit dem Schneider lateinisch zu reden. Gern hätte Meister Böcklein den Knaben zu einem Handwerk erzogen, aber Frau Martha schwur, nie solle Christian ein Beil heben, um einem Ochsen damit vor den Kopf zu schlagen, wenn auch der ganze hochedle Rath kein Rindfleisch mehr essen sollte. „Gelnhausen," pflegte sie zu sagen, „ist ja nicht die Welt, wenn gleich ein großes Stück derselben, und wenn er in seinem Vaterlande nicht Bürgermeister wird, so mag er irgendwo Minister werden, ich habe nichts dagegen."

Allerdings hatte der Knabe gute Anlage, war ehrlich wie sein Vater, und wenn er Sonntags aus der Kirche kam, so wußte er das Thema der Predigt unfehlbar zu berichten. Schade nur, daß Frau Martha den Nagel und den Sporn, die sie in ihrem Köpfchen trug, so viel als möglich in den Kopf des kleinen Christian zu verpflanzen bemüht war. Er hielt sich schon für was Rechtes, und seinen Vater für gewaltig vornehm, und seine Vaterstadt so ziemlich für die Hauptstadt der Welt.

Auch seine Mutter fand alles vortrefflich in Gelnhausen, nur meinte sie, die Schulanstalten wären nicht hinreichend, um einen großen Mann zu bilden, und wenigstens ein großer Mann sollte ihr Christian werden, wenn er auch nicht Bürgermeister würde. Sie ging daher mit ihrem Vetter, dem berühmtesten Gewürzhändler in ganz Gelnhausen, zu Rathe, einem Mann, der sämmtliche Krämer daselbst mit Gewürz versorgte, weil er es aus der ersten Hand, nähmlich aus Hanau verschrieb, auch jährlich einmahl in Person die weite Reise dahin unter den Thränenströmen seiner Familie antrat, und, wenn er glücklich heimkehrte, einen festlichen Schmaus gab. Dieser Mann erzählte der Frau Muhme, daß in Hanau eine Pensionsanstalt sey, wo man nach Belieben bis an den Hals studieren könne; „aber," fügte er achselzuckend hinzu, „es gibt da lauter junge Grafen und Baronen, und es kostet ungeheures Geld."

Bey dem Worte Geld schlug die Frau Martha auf ihren Schlüsselbund, als wollte sie sagen: habe ich denn Pfeffer in meinem Kasten? — Und was die vornehme Jugend betraf, meinte sie: ein Rathsherr in der freyen Reichsstadt Gelnhausen habe wohl etwas mehr zu bedeuten, als ein Graf oder ein Baron. Es wurde also beschlossen, das Söhnlein dahin zu senden. Der Gewürzkrämer brachte, bey seiner nächsten großen Reise, die Sache in Ord-

nung, und Christian wurde, mit Wäsche und Würsten wohl versehen, nach Hanau abgefertigt.

Dort merkte er nun wohl bald, daß es, außer Gelnhausen, noch ganz hübsche Leute gäbe, die an Rang und Würden mit seinem Vater sich messen könnten, wie auch, daß Hanau eine recht artige Stadt sey, die wohl hie und da einige Vorzüge vor seiner Vaterstadt behaupten möchte; allein er gestand das alles nur sich selber ins Geheim; einem Fremden hätte er um die Welt nicht zugegeben, daß es irgendwo auf Erden schöner und besser sey, als in Gelnhausen. Lieber nahm er zu den närrischsten Behauptungen seine Zuflucht. Den Mangel an nächtlicher Straßenbeleuchtung entschuldigte er zum Beyspiel durch die Versicherung: daß der Mond und die Sterne in Gelnhausen weit heller scheinen, weil die Luft da immer rein von Dünsten sey. Das elende Straßenpflaster hielt er für weit zweckmäßiger, um sich eine gesunde Bewegung zu machen. „Was hilfs es mir," sagte er, „wenn ich auf der Straße wie auf einer Diele gehe? wird mein Körper dadurch heilsam erschüttert? Aber wenn ich die Beine gehörig aufheben muß, wenn ich bald hoch, bald tief trete, oder auch mitunter ein Mahl auf die Nase falle, das ist gesund, das macht Appetit."

Wo solche Auslegungen nicht hinreichen wollten, da fing er an zu prahlen; bey ihm zu Hause war alles besser, man aß und trank besser, man hatte schönere Häuser, bequemere Wohnungen, feinere

kurzbarkeiten, und dieß Großsprechen wurde ihm nach und nach so zur Gewohnheit, daß er bald nicht mehr mit seiner Vaterstadt allein, sondern auch mit sich selber prahlte. „Mein Vater, der Rathsherr — man weiß, was das in einer freyen Reichsstadt sagen will.“ — Diese Worte führte er beständig im Munde. Daß er Christian Böcklein hieß, war er sehr zuwider, er nannte sich Woldemar Bock, und behauptete, seine Familie stamme aus einem alten patricischen Geschlechte; unter Kaiser Heinrich dem Vogelsteller, sey ein Mahl ein Tournier in Gelnhausen gehalten worden, da habe ein Bock den Preis davon getragen, und weil er klein von Natur gewesen, so habe man ihn Böcklein genannt. Daß sein Vater ein Fleischer sey, verschwieg er sorgfältig, und wenn Frau Martha ihm einen Transport der schönsten Würste sandte, die von jedermann gerühmt wurden, so nahm er sich doch wohl in Acht zu sagen: „Mein Vater hat sie gemacht.“

Diesen häßlichen Hang zum Großthun ausgenommen, war Christian ein braver Junge, der viel lernte, durch Gefälligkeit Liebe, und durch Rechtlichkeit Achtung gewann. In seinem achtzehnten Jahre wurde er reif für die Universität. Frau Martha beschloß, ihr Söhnlein nach Jena zu senden, und versicherte ihren Mann, daß sey ein sehr guter Gedanke von ihm selbst. So oft sie nähmlich ohne alle Umstände eine Sache durchsetzen, und

auf keinen Widerspruch sich einlassen wollte, pflegte sie den Meister Böcklein zu überreden, er selber habe schon länger als einem Jahre diesen Entschluß gebilligt oder gefaßt, er solle sich nur besinnen, es sey an einem Sonntage gewesen, auf dieser Stelle habe er gesessen, u. s. w. Nun hatte aber Meister Böcklein zwey Gedächtnisse, ein Wochengedächtniß und ein Sonntagsgedächtniß; das erstere war sehr gut, das letztere taugte nicht viel; denn ob man gleich nicht von ihm sagen konnte, er sey dem Trunke ergeben, so gehörte doch ein poculum hilaritatis, zu deutsch ein Haarbeutel, am Sonntag zu seinen Lebensgenüßen. Er selbst hatte nicht das mindeste Vertrauen zu seinem Sonntagsgedächtnisse, das ließ er sich aber nicht merken, um seiner Würde nichts zu vergeben. Wer also diese schwache Seite des starken Mannes kannte, und ihm irgend etwas abzwacken wollte, der durfte ihm nur auf den Kopf Schuld geben, er habe es am Sonntag versprochen.

Meister Böcklein wunderte sich nicht, als er vernahm, daß er selbst beschlossen habe, seinen Christian auf die Universität zu senden, und zwar nach Jena, welche Stadt er, nach seiner Meinung, zum ersten Mahle nennen hörte. Sein Wunsch, so viel er sich erinnern konnte, war, Christian sollte, wenn er aus der Schule käme, dem Herrn Stadtschreiber adjungirt werden, und sich so in die Staatsgeschäfte hinein arbeiten. Er selbst wollte ihm, beym Wurstmachen, die wichtigsten

Händel mittheilen, die während seiner Rathsherrnschaft vorgefallen waren. Indessen, da er ein Mahl sein Wort gegeben, so mußte es schon bey Jena sein Bewenden haben.

Ehe Christian dahin abging, brachte er einige Wochen in seiner Vaterstadt sehr angenehm zu, denn mit wahrer kindlicher Freude sah er seine Aeltern wieder, und nebenher genoß er das Vergnügen, recht nach Herzenslust prahlen zu dürfen. Wunderdinge erzählte er von Hanau. Und nun vollends von Cassel! wo er auch ein Mahl in den Pfingstfeyertagen mit einem seiner Lehrer gewesen war. Die damahlige Wilhelmshöhe war ihm bey weiten nicht hoch genug, er verlegte sie in die Wolken, und ließ den ganzen Mainstrom durch die Wasserkunst herab fallen. Der Coloß von Rhodus war ein Kind gegen den Herkules auf dem weißen Stier; die wenigen Menschen, die in der Keule dieses Riesen Platz finden, verwandelte er in ein ganzes Bataillon. Frau Martha ließ vor Verwunderung oft ihr Spinnrad still stehen, und Meister Böckstein mußte seine Pfeife mehr als ein Mahl wieder anzünden.

Besonders gern erzählte Christian auch von seinen vornehmen Freunden und Mitschülern, den jungen Barons von A. B. C., den jungen Grafen X. Y. Z. Sie waren alle seine Duzbrüder. Die Bürgerssöhne hatte er nicht gekannt. Daß er sich am liebsten zu jenen gehalten, war nicht gelogen;

sein Hang zum Großthun zog ihn immer zu seinen adelichen Mitschülern, wenn sie auch nicht die besten waren. Er konnte es ihnen gleich thun, weil Frau Martha es an Geld nicht fehlen ließ. Um den Unterschied der Geburt bekümmern sich Knaben wenig, und seine alt-patricische Herkunft hatten sie in Gottes Nahmen gelten lassen. Aber diese Thorheit wurde jetzt Veranlassung der ersten bittern Lehre, welche Christian empfing.

Ein junger Baron, Murki, der, gleich ihm, aus der Erziehungsanstalt entlassen war, kehrte in die Heimath zurück, und sein Weg führte ihn durch Gelnhausen. In der Hauptstraße dieser berühmten Stadt gerieth sein Wagen in ein großes Loch, und die Deichsel brach. Das hielt ihn einige Stunden auf; er hatte Langeweile. Plötzlich fiel ihm ein, daß sein Schulcamerad noch hier sey, und sogleich erkundigte er sich bey dem Wirthe nach dem jungen Woldemar Bock. Es wurde ihm versichert, daß in ganz Gelnhausen kein wollener Bock geboren sey. Der Baron bestand darauf, er sey in Hanau mit einem Rathsherrnsohn aus Gelnhausen, der wollener Bock geheißen, in Pension gewesen.

„Ach, Ew. Gnaden meinen den Musje Christian, den Sohn von Meister Böcklein, dem Fleischer?"

Der Baron stutzte, errieth den Zusammenhang, und war nicht edel genug, um seinem Schulcameraden die Beschämung zu ersparen. Er schrieb seinen Nahmen auf eine Karte, und ließ Christian

einladen, ihn im Wirthshause zu besuchen. Der Großsprecher gerieth in die peinlichste Verlegenheit. Er sah voraus, das Murkl verlangen würde, ihm alle die Herrlichkeiten der Vaterstadt zu zeigen, die er so oft ihm vorgezeichnet, oder wohl gar in die Wohnung seiner Aeltern ihn einzuführen, die er bisweilen mit einem Schlosse verglichen hatte. Indessen besann er sich schnell auf eine Lüge, denn ein Prahler muß immer neue Lügen in Bereitschaft halten, um die alten zu unterstützen. Er wollte sagen, das prächtige Haus seiner Aeltern sey abgebrannt, und bis es wieder aufgebaut wäre, müßten sie in einer geringen Wohnung sich behelfen.

Aber noch ein anderer Umstand mehrte seine Verwirrung. An die Fensterladen waren Schinken und Würste gemahlt, zum Zeichen, daß hier ein Fleischer wohne. Wie sollte er die vertauschen? — Wurden die Laden zugemacht, so war es finster im ganzen Hause. Desto besser! dachte er, ich werde sagen, mein Vater habe kranke Augen, er könne das Tageslicht nicht ertragen.

Und wirklich that er den Vorschlag, die Laden zuzumachen. Warum? das scheute er sich doch zu bekennen; denn, hätte der Vater gemerkt, daß der Sohn sich seiner schäme, so wäre ein schreckliches Donnerwetter losgebrochen. „Du bist nicht wohl gescheit," sagte Meister Böcklein, „wer Teufel macht am hellen lichten Tage die Fensterladen zu?" und folglich blieben sie offen. In großer Herzensangst

schlich Christian nach dem Gasthofe, und was er befürchtet hatte, geschah.

„Ich brenne vor Begierde," sagte der Baron, deinen respectablen Vater, den Rathsherrn, kennen zu lernen; du mußt mich bey ihm einführen." Keine Ausflüchte halfen; sie machten sich auf den Weg. In Murkis Antlitz strahlte eine kleine boshafte Freude. Unterwegs suchte Christian durch die Geschichte von dem Brande den üblen Eindruck vorzubeugen, den das kleine niedrige Haus seiner Aeltern auf den vornehmen Gast machen könnte.

„Gute Häuser sind hier selten," hub er an.

„Ja, das sehe ich," antwortete Murki lachend.

„Wir müssen uns jetzt sehr eng behelfen," fuhr Christian fort, „wir haben uns bey einem Fleischer eingemiethet; es war nichts Besseres zu haben." Auf diese Weise wollte er den Baron auf die Schinken und Würste vorbereiten, die ihm auf den Fensterladen nothwendig sogleich in die Augen fallen mußten. Murki stellte sich, als nehme er alles für wahr.

„An den reichsstädtischen Ton," sagte Christian, „wirst du dich auch gewöhnen müssen. Hier lebt alles fein bürgerlich, um keine Eifersucht zu erregen."

Murki lächelte und schwieg. An der Hausthür kam Meister Böcklein ihm mit einem derben Händedruck entgegen, und an der Stubenthür Frau

Martha mit freundlichen Knixen. Ihr war so wohl, daß sie einen jungen, vornehmen Herren zu sehen bekam, den ihr Sohn duzte. Sie wischte alle Stühle mit der Schürze ab, trug Schnaps und gute Leberwürste auf, und lief selber zum nächsten Bäcker, um frische Semmeln zu hohlen. Christian schwitzte Angstschweiß. Der Baron hatte guten Appetit, und fand die Würste vortrefflich. „Wo ich nicht irre," sagte er, „so sind das eben solche Würste, als die, welche dir bisweilen nach Hanau geschickt wurden."

„Ja," sagte Christian, und wollte das Gespräch ablenken; doch Mucki kam immer wieder auf die verdammten Würste zurück, und meinte, es müßte ein trefflicher Fleischer seyn, der sie verfertiget habe.

„Ey zum Henker! die habe ich selbst gemacht," fuhr Meister Böcklein heraus, „das verstehe ich am besten in Gelnhausen."

„So, so," erwiederte der Baron, und hatte die Grausamkeit, den bleichen Christian dabey anzusehen. Eine ganze Stunde währte diese Marter, bis endlich der Bediente meldete, der Wagen sey wieder hergestellt. Stumm begleitete Christian den vornehmen Schulfreund zurück, der sich nicht enthalten konnte, ehe er in den Wagen stieg, ihn noch ein Mahl hämisch zu fragen:

„Ist dein Vater ein Fleischer?"

„Er schlachtet bisweilen zu seinem Vergnügen,"

stammelte Christian, und lachend fuhr er davon. Der tief Zerknirschte sah ihm nach, den Angstschweiß an der Stirn trocknend, und bekannte sich selbst zum ersten Mahle, daß es eine häßliche Sache um das Prahlen ist, wäre es auch nur, weil man gelegentlich so beschämend gedemüthigt werden kann. Eine ganze Woche lang ging keine Großsprecherey aus seinem Munde, allein der Hang dazu war noch zu tief gewurzelt. In Jena wurde er oft dadurch in böse Händel verwickelt; denn, wenn er auf Leute stieß, die ihn auslachten, so nahm ers übel, und es entstand ein Gezänk. Einem solchen Handel verdankte er einst eine große Schramme über die Backe, die ihn nicht verschönerte, und über welche Frau Martha Ach und Weh ausrief, obgleich Christian sie versicherte, er habe seinem Gegner dafür neun Finger abgehauen, bis er ihm den zehnten zur Versöhnung gereicht.

Uebrigens erwarb Christian auch in Jena den Ruhm eines fleißigen, ordentlichen und gutmüthigen Menschen, wenn nur — fügte jeder kopfschüttelnd hinzu — wenn nur das verdammte Prahlen nicht wäre! Seit ein Paar hundert Jahren war in der Reichsstadt Gelnhausens kein so gelehrter Bürger aufgestanden, das bekannte selbst der lateinische Schneider. Niemand zweifelte, daß er in wenigen Jahren bis zum Bürgermeister sich empor schwingen werde. Meister Böcklein sagte: „Nun das freut

mich!" Und Frau Martha konnte solche Prophezeihungen nur mit heißen Thränen beantworten.

Christian fühlte wohl, daß er mehr gelernt hatte, als er in Gelnhausen brauchen konnte, auch both sich manche Gelegenheit ihm dar, in der Fremde sein Glück zu machen; aber da er seiner Aeltern einziger Trost und Freude war, so beschloß er, nicht auszuwandern, sondern sich mit dem Loose zu begnügen, welches seine Vaterstadt ihm gewähren konnte. Diese kindliche Gesinnung versöhnte manchen ehrlichen Bürger mit seiner Prahlsucht.

Aber nun erlebte Meister Böcklein den Augenblick, wo fast sämmtliche Reichsstädte aufgehoben und den nächsten Landesherrn zugetheilt wurden. Das war ein harter Schlag für den Ehrenmann, härter noch für Frau Martha, die ihren alten Rathsherrn plötzlich wieder auf seine Fleischbank beschränkt sah, und in der Kirche nicht mehr in den Rathsherrnstuhl gehen durfte. Dazu kam noch, daß nach der Schlacht bey Jena, bey Verfolgung des Feindes, die Stadt sehr übel mitgenommen wurde. Zwar blieb Meister Böcklein's Haus verschont, und das verdankte er seinem Christian; denn als ein halbes Dutzend Weißkittel hineindringen wollten, verrammelte er die Thür, schaute aus dem Fenster seines Dachstübchens herab, und da er fertig französisch sprach, so capitulirte er so lange mit den ungebethenen Gästen, bis er einen Officier die Straße heraufkommen sah, den er um Hülfe an-

rief. Dieser war herzlich froh, endlich einen der Einwohner französisch reden zu hören, denn er hatte Aufträge an den Magistrat, und in ganz Gelnhausen niemanden gefunden, der ihm als Dollmetscher dienen konnte. Er bewilligte eine Sauvegarde für Meister Böcklein's Haus, unter der Bedingung, daß Christian ihn begleiten sollte, bis seine Geschäfte abgethan wären.

Als die Gefahr vorüber war, brüstete Frau Martha sich nicht wenig gegen den lateinischen Schneider mit ihrem französischen Sohn. Aber an Meister Böcklein's Herzen nagte doch ein Wurm. Er hatte seit vierzig Jahren nicht geweint, sonst hätte er jetzt wohl weinen mögen, über den Untergang der Stadt. Er beschloß — gleich andern großen Staatsmännern — sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und was die Requisitionen ihm übrig gelassen, in der Stille zu verzehren, ohne an den neuen Einrichtungen, die er ein neues Unwesen nannte, den mindesten Theil zu nehmen. Sie waren ihm so verhaßt, daß er auch seinem Christian die Erlaubniß, ja fast den Befehl ertheilte, in fremden Landen ein besseres Glück zu suchen.

Plötzlich verwandelte sich Christian Böcklein nun wieder in Woldemar Bock, und unter diesem Nahmen trat er nun in K. auf. Dort war um diese Zeit kein Ueberfluß an jungen gescheiten Männern, daher gelang es ihm, Secretär bey einem der neuen Minister zu werden, einem sehr wa-

ckern und arbeitsamen Mann, der des Jünglings Fleiß und Talente zu schätzen wußte, ihn lieb gewann, und sich vornahm, ihm empor zu helfen; freylich durchschaute er auch gar bald dessen Schwachheit. Der Paß und der Taufschein, die sein Secretär gelegentlich vorweisen mußte, belehrte ihn, daß der junge Mensch nicht Woldemar Bock, sondern Christian Böcklein heiße, und dieser einzige Zug war hinreichend für den Menschenkenner. Durch leisen, gutmüthigen Spott suchte er ihn dann und wann unter vier Augen zu beschämen, und brachte es wenigstens so weit, daß Christian in seiner Gegenwart sich hüthete, den Mund, nach seiner Weise, zu voll zu nehmen. Hingegen stand er in der ganzen Stadt nur zu bald wieder in dem alten Rufe, und sein jetziger Posten gab ihm noch häufigere Veranlassungen, die großsprecherische Unart zu offenbaren. Von allen Staatsgeheimnissen wollte er unterrichtet scheinen, und es gab keinen vornehmen Mann, mit dem er nicht in großer Vertraulichkeit lebte. War einer seiner Bekannten zu irgend einem Großen eingeladen, so warf er nachlässig hin, auch er habe eine Karte empfangen, allein es mangle ihm an Zeit, er könne nicht kommen. Wußte jemand etwas besser, als er, so behauptete er wenigstens, er habe es auch gewußt, es sey ihm nur entfallen. Besonders hielt er sich gern zu Fremden, weil die ihn noch nicht kannten, und aufs Wort glaubten, was er ihnen vorprahlte.

Freylich erfuhr er auch bisweilen manche bittere Beschämung, und faßte mehr als ein Mahl den festen Vorsatz seinen Fehler abzulegen. So zum Beyspiel erzählte er einst im Klubb einem Kreise von Bekannten und Fremden, die sich um ihn gesammelt hatten, er habe in Gelnhausen, als ein Dutzend Weißkittel in seines Vaters Wohnung einbrechen wollten, sie sämmtlich in die Flucht geschlagen, worüber selbst ein feindlicher Officier, der eben die Straße heraufgekommen, in Erstaunen gerathen sey, und ihn um seine Freundschaft gebethen habe. Da nahm plötzlich einer aus dem Kreise das Wort, sprechend: „Vergeben Sie, ich selbst war dieser Officier. Aus dem Fenster ihres Dachstübchens ersuchten Sie mich um eine Sauvegarde, die ich Ihnen zugestand, sonst war es um ihr Haus geschehen.“ Die Umstehenden lachten, und wandten sich weg, und zischelten einander in die Ohren. Was Christian empfand, kann jeder Ehrliebende leicht errathen.

Ein andersmahl befand er sich auf einer Maskerade, wo er sich mit einigen Freunden in ein Vorzimmer um einen Punschtopf setzte. Das Gespräch fiel auf eine treffliche neue Einrichtung, die sein Minister vor Kurzem zu Stande gebracht hatte. Da vertraute er der Gesellschaft, daß eigentlich er die Sache vorgeschlagen, ausgearbeitet und in Gang gebracht, wobey er zwar dem Minister große Lobsprüche ertheilte, aber doch das meiste Verdienst sich

selber zuschrieb. Plötzlich klopfte eine Maske, die hinter ihm stand, ihm auf die Schulter, und winkte ihm bey Seite. Dort zog der Domino die Larve ab, es war der Minister selbst. „Wenn Sie" sagte er mit einer Mischung von Ernst und Spott, „künftig auf der Maskerade mich vorstellen wollen, so geben Sie mir zuvor einen Wink davon, damit ich Ihnen auch meinen Domino leihen kann."

Mit diesen Worten kehrte er ihm den Rücken, der arme Christian stand wie vom Blitz getroffen, verfluchte seinen Hang, und schwur einen theuern Eid, von diesem Tage an sich zu bessern. Diesen Schwur wiederhohlte er am andern Morgen in die Hand des Ministers, als dieser ihm sehr ernsthaft erklärte: er schätze seine Talente und seinen Charakter, wenn er aber die Prahlsucht durchaus nicht überwinden könne, so müsse man sich trennen, weil er, der Minister, es nicht länger dulden könne, daß sein Secretär sich überall lächerlich mache. Warnend entließ er ihn mit den Worten: „Ich werde ein wachsames Auge auf Sie richten."

Die bittere Lehre hatte gewirkt. Christian nahm sich zusammen, schrieb über seine Thür mit großen Buchstaben: „Prahle nicht!" verließ keinen Morgen sein Zimmer, ohne die Worte drey Mahl zu lesen, legte sich keinen Abend zu Bette, ohne zu prüfen, ob er seinen Schwur auch gehalten, und konnte sich wenigstens das Zeugniß

geben, daß ihm keine grobe Prahlerey entwischt sey.

Der Minister, der insgeheim ihn streng beobachten ließ, freute sich seiner Besserung, und schenkte ihm seine ganze Liebe wieder. Nur ein Mahl wurde er auch noch irre an ihm. Ein alter Bürgermeister ließ sich melden, ein reicher Mann, der auf seine Familie etwas stolz war, weil seit mehreren Generationen die Glieder derselben wichtige bürgerliche Aemter im Staate verwaltet hatten. „Ew. Excellenz," sagte er, „nehmen sich des jungen Herrn Bock sehr gnädig an; weßhalb ich unterthänigst berichte, was maßen derselbe gestern am 21. May Abends gegen sieben Uhr um meine einzige eheliche Tochter Catharina geziemend angehalten, und zu vernehmen komme, ob solches mit Ew. Excellenz Gutheißen geschehen?"

Der Minister, der allerdings davon unterrichtet war, bejahte die Frage, und fügte hinzu, es werde ihn freuen, wenn der junge Mann, den er schätze, eine so gute Partie treffen könnte.

„Ich hätte auch wohl nichts dawider," fuhr jener fort, „wenn nur — ich weiß nicht — man sagt hie und da, er sey von geringer Herkunft. Nun wissen Ew. Excellenz wohl, daß meine Familie." —

„Haben Sie ihn nicht darum befragt?"

„O ja, wenn ich seinen Worten trauen dürfte, so wäre er ein Sprößling aus einem alten patrici-

schen Geschlechte, und könnte, wenn er nur wollte, sich von Bock schreiben."

„Hat er das gesagt?"

„Mehr als ein Mahl."

Der Minister runzelte die Stirn, doch ließ er seinen Unwillen nicht merken, überredete vielmehr den Bürgermeister, es auf jeden Fall nicht allzugenau mit der Herkunft zu nehmen, da er beschlossen habe, wenn die Verbindung zu Stande komme, den Rathstitel für den jungen Mann vom Könige zu erbitten. Der Alte, der auf alle Titel großen Werth legte, war damit zufrieden, worauf der Minister ihn ersuchte, mit der Einwilligung zu zögern, bis er ihm einen Wink geben werde. Nach dieser Verabredung entfernte sich der Bürgermeister, wies den Freyer nicht ab, nahm sich aber Bedenkzeit.

Der Minister hatte während des Gesprächs den Gedanken gefaßt, seinen Secretär zu prüfen, und wenn er in einem gewissen Puncte ihn nicht rein und lauter fände, nicht allein die Verbindung zu hintertreiben, sondern auch seine Hand ganz von ihm abzuziehen.

Vierzehn Tage waren verstrichen, als er eines Morgens, nach abgethanen Geschäften zu ihm sagte: „Sie speisen diesen Mittag bey mir." — Christian verbeugte sich, und eilte nach Hause um sich festlich anzukleiden. Zur bestimmten Stunde trat er in den Speisesaal, fand ein Dutzend Gäste versammelt, und unter ihnen, zu seiner größten Verwunderung, auch

den Bürgermeister mit seiner Tochter. Es war für vierzehn Personen gedeckt, aber nur dreyzehn setzten sich zu Tische. Ein Stuhl blieb leer.

Unter gleichgültigen Gesprächen wurde die Suppe verzehrt. Jetzt ward ein Stück Rindfleisch von ungewöhnlicher Größe aufgetragen. Der Minister elbst machte seine Gäste aufmerksam darauf, und es entspann sich ein Gespräch über Viehmastung, worin besonders die Engländer es sehr weit gebracht. Man sprach von Ochsen die einige tausend Pfund gewogen. Der Minister warf die Frage auf: wie hoch wohl in Westphalen diese Kunst getrieben worden? Und — als der Eine dieß, und der Andere das berichtete, und verschiedene Meinungen herrschten, so sagte er: „Meine Herren, wir alle verstehen uns nicht darauf; ich denke, wir thun am besten, wenn wir einen unserer berühmtesten Fleischer kommen lassen, der mag entscheiden.

Mit diesen Worten gab er seinem Kammerdiener einen Wink, der sich schnell entfernte. Das Gespräch wurde noch eine Weile fortgesetzt, da trat Meister Böcklein ehrenfest herein. Sein Sohn saß mit dem Rücken gegen die Thür, und wurde ihn nicht gewahr. Als aber der Minister den Fleischer anredete, dieser ihm zu antworten begann, und Christian seines Vaters wohlbekannte Baßstimme hörte, sprang er hastig auf, rannte auf ihn zu, und schloß ihn freudig bestürzt in seine Arme. „Gottlob!" sagte der Minister. „Das wußte ich wohl!" rief

Meister Böcklein. Alle Gäste stutzten. Der edle Wirth ergetzte sich einige Minuten an der Rührung des Vaters, wie des Sohnes und an dem Erstaunen der Gäste, dann hub er wieder an: „Meine Herren, ich muß Ihnen bekennen, daß ich ein wenig abergläubisch bin. Wir sind unserer hier nur dreyzehn am Tische, da schmeckt mir kein Bissen. Erlauben Sie, daß der vormahlige Rathsherr Böcklein aus Gelnhausen Platz auf dem leeren Stuhle nehme. Setze er sich, mein lieber Meister Böcklein, dort neben seinem Sohne; mache er keine Umstände."

„I nu, wenn Ew. Excellenz es befehlen," sagte der ehrliche Alte, stellte seinen Stock mit dem silbernen Knopfe in die Ecke, hing seinen Hut mit den drey großen Spitzen darauf, und setzte sich neben seinen Sohn, der mit den seltsamsten Gefühlen, seine Augen dankend, bittend und fragend auf den Minister heftete. Dieser erklärte nun das Räthsel, indem er seinen wohlgewählten Gästen erzählte, welchen braven, jungen Mann er in seinem Secretär besitze; daß er nur einen Fehler an ihm kenne, oder vielmehr gekannt habe; daß er nun auch diesen abgelegt, und die letzte Prüfung bestanden: „hätte seines Vaters Erscheinung ihn auch nur verwirrt gemacht, so hätte ich meine Achtung ihm entziehen müssen. Allein er war, was er seyn mußte, und nun, Herr Bürgermeister, fuhr er fort, „nun hoffe ich, daß Sie Ihre liebenswürdige Tochter ihm nicht

versagen werden. Meister Böcklein ist ein Ehrenmann, den ich mit Vergnügen an meiner Tafel sehe; ich habe ihn dazu eingeladen, er ist den weiten Weg auf meine Bitte hergekommen; lassen Sie uns die Verlobung seines Sohnes feyern.

Er ergriff das Glas, alle Gäste folgten seinem Beyspiel, der Champagner schäumte. Der Kammerdiener präsentirte eine verdeckte Schüssel, sie enthielt Christians Ernennung zum Rath. Das wirkte auf den stolzen Bürgermeister mehr, als des Ministers Ueberredung. Er ließ seine Blicke über den Fleischer hinweggleiten, und nickte dem neuen Rath sein Jawort zu. Christian wollte sich dem Minister zu Füßen werfen, der ihn freundlich in die Arme faßte, und ihm in die Ohren flüsterte: „Prahlen Sie künftig nur mit Ihrer hübschen Frau.“

Belohnte Theilnahme!

Ist denn Gold, und immer Gold, dem Armen eine Wohlthat? Auch mit leeren Händen kann Mitleid hülfreich seyn. Gehe nicht vorüber, und denke, was kümmerts mich? wenn ein leidendes Geschopf an deinem Wege liegt, es sey noch so gering, es kann dir einst vergelten; und wenn auch nicht, so lohnt ein freudiges Bewußtseyn.

In der Residenz eines Fürsten des ehemahligen deutschen Reiches lebte ein wackerer Mann, der ein einträgliches Amt verwaltete. Durch vieljährigen Fleiß hatte er so viel gesammelt, daß er ein artiges Haus in der besten Gegend der Stadt am Paradeplatz kaufen konnte. Hier erzog er seinen einzigen Sohn Leopold, einen muntern, gutmüthigen Knaben, der ihm Ehre und Freude machte, und dem besonders ein Abscheu vor Unrecht und Härte, wenn sie auch dem geringsten wiederfuhren, angebo-

ren schien. Er konnte sich ärgern, wenn der reiche Müßiggänger in glänzender Equipage vorüberfuhr, und den armen Lastträger mit Koth bespritzte. Er konnte knirrschen, wenn ein Pflastertreter den einfältigen Bauer foppte, der seine Eyer zu Markte brachte, oder ein übermüthiger Polizeydiener einen bettelnden Greis mißhandelte. Er mischte sich auch dann wohl darein, wenigstens mit trockenen Worten, und erhielt gewöhnlich Spott, und bisweilen sogar Schläge zur Vergeltung. Dann pflegte seine Tante wohl zu sagen: „Was deines Amtes nicht ist, laß deinen Fürwitz. Das gemeine Volk ist nun ein Mahl zur Dienstbarkeit auf der Welt. Der liebe Gott hat alles wohl gemacht."

Aber je älter Leopold wurde, je weniger konnte er sich überreden, daß der liebe Gott das so gewollt hätte, und so oft er zufällig Zeuge war, daß der Schwächere vom Starken, der Geringere vom Mächtigen ein Unrecht erlitt, empörte sich sein Herz mit jugendlicher Wärme, und wo er nicht helfen konnte, da weinte er aus Mitleid und Verdruß. Vor allen war ein Schauspiel, welches täglich unter seinem Fenster aufgeführt wurde, ihm eine tägliche Marter. Da exercierte nähmlich ein hochadelicher Fähndrich oder Lieutenant seine Rekruten, und prügelte sie unbarmherzig. Jedes Wort, daß er ausstieß, war ein niedriger Fluch oder ein beschimpfender Beynahme. In seinem Munde waren die armen Teufel nichts, als Hunde und Bestien, und die Fuch-

tel, die unaufhörlich von einer Schulter auf die andere tanzte, bewies, daß er sie auch in seinem Herzen für nichts anders hielt.

Besonders bemerkte Leopold einen Jüngling von schönem Wuchs und sanften Zügen, der dem Herrn Fähndrich nichts recht machen konnte. Er mochte wohl von Natur weniger Geschmeidigkeit in der edlen Handhabung einer Muskete besitzen. Man sah es ihm an, daß er sich alle Mühe gab; die hellen Thränen rollten ihm oft dabey über die Backen; aber es ging eben nicht, und jeder neue Morgen brachte ihm neue Mißhandlungen. Leopold hatte das oft mit verbissenem Grimm und herzlichem Mitleid angesehen. Eines Tages, nach geendigtem Exercieren, lehnte sich der junge Mann, dem abermahls unbarmherzig mitgespielt worden, erschöpft an die Mauer des Hauses, und seufzte. Da winkte ihm Leopold herein. Er hatte seiner Tante eine Flasche Wein abgebettelt, und seine eigene Semmel nicht verzehrt, um den armen Menschen damit zu erquicken. Mit Rührung und Dankbarkeit empfing dieser die Gabe. Er zog seinen Rock aus, streifte das Hemd vom Rücken, und zeigte die blutrünstigen Schwielen. Fort sprang Leopold, um für sein Taschengeld Branntwein zu hohlen, mit dem er den Rücken des Rekruten wusch.

„Gott vergelt es, junger Herr!" sagte der Leidende: „Sie retten mich vor Verzweiflung. Ich bin, weit von hier, meiner armen Mutter entrissen.

Niemand erbarmte sich meiner. Ich konnte es länger nicht ertragen, und wollte mich diesen Abend ins Wasser stürzen."

Leopold schauderte. Er bath den Verlassenen an jedem Morgen nach dem Exercieren in das Haus zu kommen, wo er jedesmahl eine Erquickung finden sollte. Das geschah, so lange die Exercierzeit währte, und als endlich die wohl dressirten Kriegsmänner zu verschiedenen Regimentern abgeschickt wurden, stopfte Leopold seinem Schützling, alles was er nur entbehren, oder der Tante abbetteln konnte, in den Torniſter, und mit dankbaren Thränen schied der Soldat von seinem jungen Wohlthäter.

Hätte Leopold den Glauben seiner Tante gehegt: daß man das Gute nur darum thun müsse, weil Gott es vergelten werde, so hätte er leicht an dieser Verheißung irre werden können, denn eine Unglückswolke nach der andern überschattete sein Haus. Der Vater verlor die Hälfte seines Vermögens durch den Druck der schweren Zeit, die andere Hälfte durch gutmüthige, aber unbesonnene Bürgschaft für einen falschen Freund. Jenes ertrug er standhaft, dieses schlug ihn zu Boden. Des Schicksals Tücke dringt nur bis in die seufzende Brust, eines Freundes Tücke tief in das blutende Herz. Er starb, von dem Vorwurfe genagt, daß sein einziger Sohn gegen den Mangel werde kämpfen müssen. Der hinterlassenen Schulden waren so viele, daß gleich nach seinem Tode zum Verkauf des Hauses geschritten wurde.

Mit heißen Thränen verließ Leopold, der jetzt achtzehn Jahre zählte, das freundliche Haus, in dem er geboren war, in dem er seine frohe Jugend verlebt hatte. Ein Verwandter seiner Mutter blieb ihm noch übrig, ein braver Mann, nicht reich doch angesehen und wohl gelitten in der ganzen Stadt. Der verhieß ihm eine Versorgung, so bald er die nöthigen Kenntnisse zu irgend einem Amte sich werde erworben haben, und empfahl ihn einem alten Freunde, der Professor auf einer berühmten Universität war. Wenn Leopold fleißig und ordentlich sey, antwortete dieser, so wolle er sich seiner treulich annehmen, auf daß er mit den Trümmern von seines Vaters Vermögen drey Jahre ausreichen, und dann mit gesammelten Geistesschätzen in seine Heimath zurückkehren möge.

Nun bestieg Leopold mit gepreßtem Herzen und einem magern Beutel den Postwagen, der, im gewöhnlichen deutschen Schneckengange, ihn nach jener dreyßig Meilen entfernten Universität schleppen sollte. Am ersten, regnerischen Tage saß er still in eine Ecke gekauert, und bekämpfte sein Heimweh. Am zweyten, als ein heiterer Morgen ihn anlächelte, stieg er aus, um sich in der Morgenluft zu erfrischen, befand sich wohl dabey, und merkte bald, daß sein munterer Schritt den Postpferden weit voraus eile. „Was schadet's?" dachte er bey sich selbst: ich werde bis zur nächsten Station zu Fuße gehen, das Frühstück wird mir dann um so besser schmecken."

Nach einigen Stunden erreichte er das Dorf, wo die Pferde umgespannt werden sollten. Am Eingange dieses Dorfes fand er zwey junge Mädchen von dreyzehn bis vierzehn Jahren. Die eine, mit brennenden schwarzen Augen, und düstern Blicken, war gekleidet wie eine Städterinn, obschon alles nachläßig an ihr hing, und ein halb zerrissenes Halstuch ihr um die Schulter flatterte. Die andere, ein blondhaariges Kind mit sanften Zügen, trug das grobe Gewand einer Bäurinn, und überdieß an vielen Stellen mit Lappen geflickt, aber knapp und reinlich. Die Mädchen waren beschäftigt, eine Menge kalekutischer Hühner aus einem Erbsenfelde zu jagen. Die Blonde bediente sich dabey einer Weidenruthe, die Braune hatte einen derben Knüttel in der Hand. Jene trieb die ungeladenen Gäste langsam vor sich hin, und würde auf diese ihren Zweck vollkommen erreicht haben; dieser hingegen währte das viel zu lange, sie fuhr hastig hin und her, und schüchterte dadurch die Hühner, trieb sie auseinander, wurde ungeduldig, warf den Knüttel mitten unter sie, und als sie keines derselben traf, suchte sie Steine zusammen. Da warnte ihre Gefährtinn: „Mamsellchen, thun Sie das nicht, das könnte übel auslaufen. Die Hühner gehören dem Herrn Pastor, und Sie wissen, daß Ihr Papa, der Herr Amtmann, nicht zum Besten mit ihm steht. Geschähe nun ein Unglück, so gäbe es einen gewaltigen Lärm, und Sie müßten es ausbaden.“

„Halt du dein Maul, Bauerdirne!“ fuhr die Braune sie an: „ich werde doch von dir nicht lernen sollen, was ich zu thun habe?“ Und nun flogen die Steine — Paff! dort lag ein Huhn; Paff! dort wieder ein anderes. Die übrigen flatterten davon. Eines blieb todt auf dem Platze, das zweyte war gelähmt.

„Da haben wirs!“ sagte die Blonde: „wenn das nun die Frau Pastorinn sieht.“ —

„Ich frage den Henker nach der Frau Pastorinn!“ keifte die Braune: „die Bestien haben unsere Erbsen gefressen, ihnen ist ganz recht geschehen.“

Leopold ging vorüber, und dachte bey sich selber: das Mädchen im geflickten Kittel ist mehr werth, als die Mamsell mit dem seidenen Halstuche. Er suchte und fand das Posthaus, trank ein Glas Milch, und konnte nicht begreifen, wo der Postwagen so lange blieb. Aus Langeweile machte er sich wieder auf, um sich draußen vor dem Dorfe nach der Schneckenpost umzusehen. Da vernahm er ein großes Getümmel im Vorhause der Amtsstube; kreischende Weiberstimmen gellten ihm in die Ohren. Das getödtete Huhn lag vor der Hausthür, das Lahme stand trübselig darneben. Es wurde ein strenges Gericht gehalten, dem Leopold lauschend zuhorchte. Die Frau Pastorinn, als Klägerinn, drang auf Ersatz; die Frau Amtmänninn verhörte die Angeklagten.

Mit unwilligem Erstaunen vernahm Leopold,

daß die Braune alles auf die Blonde schob. „Ich habe es dir hundert Mahl gesagt," rief sie weinerlich, laß die Steine liegen! wirf nicht nach dem armen Vieh! es sind ja unvernünftige Bestien. Mache es wie ich. Mit einer kleinen Ruthe und etwas Geduld kannst du sie bald verjagen. Aber du wolltest nicht hören, nun mußt du fühlen."

„Mein Gott, Mamsellchen;" wimmerte die Blonde: „es ist ja gerade umgekehrt, ich habe Sie gewarnt."

„Ey, du unverschämtes Lügenmaul! Mama, das leiden Sie nicht, das ist zu arg!"

„Wie!" donnerte die Amtmänninn dazwischen; du unterstehst dich, meine Tochter einer falschen Anklage zu bezüchtigen?"

„Weiß Gott, es ist so wie ich sage."

„Noch immer? welche Bosheit! Frau Pastorinn, nehmen Sie es nicht übel. Sie sehen, meine Tochter ist unschuldig, folglich können die Hühner Ihnen nicht bezahlt werden, denn die Betteldirne hat nichts, und frißt hier das Gnadenbrot. Aber ihr Rücken soll es büßen. He da! wo ist der Knecht? er soll die Peitsche hohlen."

„Ach! schluchzte die Blonde," wenn doch nur der Herr da wäre, der eben vorbey ging, der würde mir's bezeugen." —

„Ja, ja," rief die Braune keck: „wenn er nur da wäre, um dich zu Schanden zu machen."

Jetzt konnte Leopold nicht länger sich halten.

Mit abgezogenem Hute trat er in das Vorhaus. „Da ist er!“ rief die Blonde freudig. Ihre Gegnerinn erbleichte und verstummte.

„Erlauben Sie,“ redete Leopold die Frau Amtmänninn an: „diesem armen Mädchen geschieht Unrecht. Sie hat die Wahrheit ausgesagt, ich selber bin Zeuge gewesen.“

Die boshafte Braune erhohlte sich schnell von ihrem ersten Schrecken: „Es ist nicht wahr, Mama!“ heulte sie, „ich habe den Herrn nicht mit Augen gesehen.“

„Schämen Sie sich,“ sagte Leopold mit einem Blick der tiefsten Verachtung: „noch so jung und schon so schlecht!“

Das brachte die Mama in Harnisch. „Wer ist der Herr? was hat der Herr sich darein zu mischen?“

„Verzeihen Sie, ich hörte zufällig, daß Sie eine Unschuldige züchtigen wollten. Mich dünkt, Sie sollten mir Dank wissen, daß ich Ihnen eine Sünde erspare.“

„Eine Sünde? Ey, hört doch! Packe sich der Herr Bußprediger zum Henker. Meine Tochter hat mich noch nie belogen, und um eines solchen Gelbschnabels willen werde ich ihr mein Vertrauen nicht entziehen. Diese Dirne hingegen richtet lauter Unheil an, und hätte schon tausend Mahl verdient, daß ich sie aus dem Hause jagte. He da! die Peitsche her!“

„Madam, ich werde das in meiner Gegenwart nicht dulden.“

Kaum hatte er das gesagt, als die Frau Amtmänninn so wüthend zu schreyen anfing, daß ihr die Stimme überschnappte. „Was! ich wäre nicht Herr in meinem eigenen Hause? der erste beste Landstreicher dürfte mir verbiethen, was mir zu thun beliebt?“

Außer sich vor Wuth wollte sie das bleiche, zitternde Mädchen bey den Haaren ergreifen. Leopold trat dazwischen, und ohne Zweifel würde er selbst die Ehre gehabt haben, mit der Frau Amtmänninn handgemein zu werden, wenn nicht in diesem Augenblicke der Herr Amtmann aus der Gerichtsstube hervor getreten wäre. Er war ein rechtlicher Mann, behandelte alles juristisch, und da Leopold sich erboth, sein Zeugniß mit einem körperlichen Eide zu erhärten, so vernahm er selber die Verläumdete in Schutz, gab der Tochter einen Rippenstoß, versprach der Frau Pastorinn, die Hühner zu bezahlen, ersuchte seine Frau, mit einem Herrscherblick, für diesmahl abzutreten, und versicherte den Fremden, er könne ruhig seines Weges ziehen, dem Mädchen solle kein Leid widerfahren.

Leopold ging. An der Thür erhaschte die Blonde seine Hand, und küßte sie weinend.

Endlich erschien der Postwagen, auf dem sich noch ein blinder Passagier eingefunden hatte, ein armer Jude, der mit thränenden Augen ausstieg, und, während die Pferde umgespannt wurden, seinen Weg

zu Fuße fortsetzte. Leopold hätte gern gefragt, was ihm fehle? Allein er war hastig fortgeeilt, und der Jüngling selber zu ermüdet, um ihn einzuhohlen. Die übrige Gesellschaft bestand aus einem alten verabschiedeten Officier, einem dicken Pachter, und einem schöngeisterischen Kaufmannsdiener. Die letztere Gattung von Menschen ist bekanntlich eine der unerträglichsten. Der Bursche hatte in seinem Laden Romane gelesen, auch wohl selber deren geschrieben, hielt sich für einen Aesthetiker: und haschte beständig nach Witz. Auch Leopold wurde schon einigemahl von ihm angezapft. Weil der Jüngling in seiner Ecke gedrückt, an gar nichts Theil zu nehmen schien, so nannte er ihn den Taubstummen; und als er ausstieg, um zu Fuße auf einer sandigen Straße voraus zu waten, sagte er, der Taubstumme habe sich in einen Staubdummen verwandelt; über welchen witzigen Einfall er und der dicke Pachter so lange lachten, bis ihre Thränendrüsen helles Wasser absonderten.

Jetzt, beym Frühstück, welches aus Bratwurst bestand, warf er die Frage auf; ob der Hanswurst, wenn er wieder auf die Bühne gebracht werde, gebraten oder gekocht erscheinen müsse? — „Auf Reisen," antwortete Leopold ärgerlich. Aber jener fühlte den Hieb nicht, sondern fuhr fort seinen Witz strömen zu lassen, und sein eigenes Zwerchfell dabey zu erschüttern, denn der dicke Pachter hatte keine Zeit mitzulachen, so lange gegessen wurde.

Bald verglich er die Bratwurst mit der maulenden Unterlippe eines alten Weibes, bald mit dem Symbol der Ewigkeit, einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Dann wollte er haben, die Aufwärterinn sollte Verse aus der Jungfrau von Orleans declamiren, wobey er Leopold zum schwarzen Ritter ernannte. Kurz, er war unerschöpflich in Albernheiten, und jedermann mußte ihm zur Zielscheibe seines bleyernen Witzes dienen, der Officier ausgenommen, dem er nicht recht zu trauen schien.

Endlich bestieg die Gesellschaft den Postwagen wieder, der sich phlegmatisch fortbewegte. Der Witzling hatte so viel Schnaps zu sich genommen, daß der Schlaf bald Herr über seine Zunge wurde, und so entstand eine wohlthuende Stille von einigen Stunden; alle Ohren der Wachenden ruhten aus.

Nach Zurücklegung einer starken Meile erblickte man den Juden wieder, der, an einem Meilenzeiger sitzend, die Ankunft des Wagens erwartet hatte, jetzt wieder einstieg, und mit dem schlechtesten Plätzchen an der Thür vorlieb nahm, obgleich noch bessere leer waren. Bey dieser Gelegenheit erwachte der Aesthetiker, fühlte sich zu neuen Zungenthaten gestärkt, und fiel über den Juden her, wie ein Affe über ein Stück Zucker, das in zwanzig Papiere gewickelt ist. Bald fragte er ihn: ob er etwa nach Berlin reise, um in Klingemanns neuem Schauspiele den Moses als Gastrolle zu spielen? — bald: ob die Juden das goldene Kalb in Versen oder in Prosa angebethet

hätten? und was dergleichen Albernheiten mehr waren. Endlich wollte er durchaus wissen: ob das Silbergeschirr, welches die Juden in Aegypten stahlen, dreyzehnlöthig oder vierzenlöthig gewesen sey? Alles hatte der Jude schweigend ertragen, und auch dieser letzte Stich preßte ihm nur einen verstohlenen Seufzer aus; aber Leopolds Blut wallte auf: „Ey zum Henker!" fuhr er den Witzling unsanft an: „Sie sollten sich schämen, Ihre stumpfen Waffen an einen Wehrlosen zu üben. Wer einen Juden hohnneckt, der handelt eben so schlecht, als wer einen Gebundenen mit Koth bewirft." Der Bursche stutzte, nahm die Zurechtweisung übel, warf sich in die Brust, und da er gegen Leopold mit den Witz nicht auslangte, nahm er die göttliche Grobheit zu Hülfe. Es entstand ein lebhafter Zank. Leopold erklärte seinem Gegner, daß, wenn er noch mit einem Worte den armen Juden beleidige, er ihn zum Postwagen hinauswerfen würde. Da gerieth der schöne Geist in Wuth, und es würde in dem engen Behältniß ein Faustkampf entstanden seyn, wenn nicht der bisher schweigende Officier sich mit großem Ernst ins Mittel gelegt, und dem Burschen ganz trocken gesagt hätte: Leopold habe ganz Recht, sein Witzeln sey unerträglich, und wenn er die Gesellschaft noch länger beunruhige, so werde man die, von Jenem angedrohte, Maßregel mit vereinten Kräften ins Werk setzen.

Bey den letzten Worten griff er nach seinem spa-

nischen Rohr, welches er hinter sich auf den Boden gelegt hatte, und diese Bewegung schien dem Aesthetiker so bedenklich, daß er den Strom seines Witzes dämmte, bis zur nächsten Station Mäuschen still schwieg, dann sich brummend auf den Beywagen setzte, und so für die übrige Reise den erlöseten Juden freyen Athem schöpfen ließ.

Das waren die Abenteuer alle, die unserm Jüngling auf der Wanderschaft zum Musentempel begegneten. Er gelangte glücklich an den Ort seiner Bestimmung, fand in dem Professor, dem er empfohlen, war einen eben so gelehrten, als menschenfreundlichen Mann, gewann dessen Liebe durch Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit, und sammelte in drey Jahren einen Schatz von Kenntnissen, den er nun im Vaterlande auf Zinsen legen wollte.

Es war ihm während dieses Zeitraums nichts begegnet, was merkwürdig schien. Die Folgen des blutigen Krieges, der damahls Deutschland verheerte, trafen zwar auch einigemahl den Ort seines Aufenthalts, den er plündern sehen mußte; da aber ein Musensohn bey solchen Gelegenheiten nichts zu verlieren hat, so störte das die Einförmigkeit seiner Lebensweise nur auf wenige Tage.

Einst durchwanderte er nach einer solchen Katastrophe die Vorstadt, und hörte ein jämmerliches Gewinsel, daß aus einem etwas abgelegenen Hause zu kommen schien. Er ging näher. — Thüren und Fenster waren offen, die Möbeln zerschlagen, keine

menschliche Seele im ganzen Hause, denn die Bewohner, flüchtig vor der Wuth des Feindes, waren noch nicht zurückgekehrt. Nur im Hofe fand er das noch lebende Gerippe eines vergessenen Kettenhundes, von dem das Gewinsel ausging. Das arme Thier hatte nun schon in mehreren Tagen nichts zu fressen bekommen, lag ausgestreckt vor seinem Häuschen, und war kaum noch im Stande, die Jammertöne hervorzuwinseln, die Leopolds erreicht hatten. Von Mitleid ergriffen, sprang der Jüngling zum nächsten Bäcker, kaufte ein Brot und brachte es dem hungernden Gefangenen, der es gierig verschlang. Dann löfete er ihn von der Kette, in Hoffnung, daß er, befreyt, wohl selber seinen Unterhalt suchen werde. Vergnügt setzte er seinen Spaziergang fort, und erst draußen vor dem Thore wurde er gewahr, daß der Hund ihm folgte. „Geh, geh," sagte er zu ihm, „ich kann dich nicht brauchen." Der Hund stand, sah ihn freundlich an, und wedelte. Aber sobald Leopold wieder vorwärts schritt, lief auch der Hund hinter ihm her. Um seiner los zu werden, sah er sich genöthiget den Stock aufzuheben. Da legte sich der Hund platt auf den Boden, den Kopf zwischen den Vorderfüßen. Leopold ging weiter, und der Hund blieb liegen, so lange bis sein Wohlthäter ihm aus den Augen zu verschwinden drohte, dann aber folgte er ihm, wiewohl schüchtern in einiger Entfernung nach. Als Leopold aber gegen

Abend in die Stadt zurückkehrte, verlor er ihn aus den Augen, und dachte nicht weiter an ihn.

Am andern Morgen, da er ausgehen wollte, um ein Collegium zu besuchen, siehe, da lag der Hund auf der Schwelle seiner Thür, und winselte als er sie öffnete. Nun widerstand er dem Bittenden länger nicht. „Komm herein," sagte er, „du bist ein armer Teufel, und willst durchaus bey einem armen Teufel in Dienste treten. Wohlan! wie nenne ich dich? — du sollst Hunger heißen." Mit diesen Worten reichte er ihm die kargen Ueberreste seines Frühstückes, und verschloß ihn in sein Zimmer. Als er wieder heim kam, fand er den Hund auf einem Koffer gelagert, den ihn gleichsam bewachte, und das Plätzchen nur verließ, um seinen neuen Herrn zu liebkosen. In der Folge konnte Leopolds Zimmer ohne Bedenken unverschlossen bleiben, denn Hunger ließ während seiner Abwesenheit durchaus niemanden herein. Des Hundes Dankbarkeit und Treue gefiel dem Jünglinge wohl. Es war ein häßlicher Köder, aber er hatte seine Freude an ihm, nur fiel ihm dessen Unterhalt beschwerlich, denn obgleich der ehrliche Hunger mit Brötrinden gern vorlieb nahm, so bedurfte er doch, da er zum Geschlechte der Doggen gehörte, der Brotrinden sehr viele, und Leopold konnte deren nur sehr wenige entbehren. Indessen, so lange er noch auf der Universität war, aß er sich bisweilen nur halb satt, ehe er den armen Hunger hätte hungern lassen.

Nun hatte er aber seine Studien vollendet, und dachte mit Ernst an die Heimreise, zumahl, da sein gütiger Verwandter ihm geschrieben hatte, daß er kränklich sey, und des Vetters baldige Zurückkunft wünsche, um, wo möglich, noch vor seinem Tode ihn versorgt zu sehen. Leopold ging mit seiner Casse zu Rathe. Er hatte so sparsam als möglich gelebt, und nebenbey, um einen Sparpfenning zu gewinnen, in einigen Bürgerhäusern den Kindern Unterricht ertheilt; dennoch belief sich sein ganzes Vermögen nur so hoch, daß er allenfalls einen Platz auf dem Postwagen bezahlen, und sich unterwegs beköstigen konnte. Aber was blieb ihm denn übrig, wenn er in seiner Vaterstadt ankam? Sollte er seinen Verwandten sogleich um Geld ansprechen. Der Gedanke war ihm unerträglich. Darum beschloß er, lieber zu Fuße, mit einem kleinen Felleisen auf dem Rücken, heim zu wandern, und berechnete, daß er dann wohl sechs bis acht Louisd'or mit nach Hause bringen würde. Nun mußte er auf diesen Fall seinen großen Hund abschaffen, der leicht mehr, als er selber verzehren konnte. Er entschloß sich dazu mit einem Seufzer. Schon längst hatte ein reicher Student ihm den Hund abschwatzen wollen, und ihm einigemahl zwey Louisd'or für ihn gebothen. Diesem schenkte er ihn jetzt am Abend vor seiner Abreise; denn Geld für seinen ehrlichen Hunger zu nehmen, konnte er nicht über sich gewinnen. Es war ihm fast weinerlich zu Muthe, als er von dem

Hunde sich trennte, und kaum konnte die Ueberzeugung ihn trösten, daß er bey seinem neuen Herrn es besser haben würde.

Am andern Morgen in aller Frühe ergriff er den Wanderstab, hing sein Felleisen auf die Schulter, und ging zum Thore hinaus. Man hatte ihn gewarnt, nicht so allein zu gehen; denn die gewöhnlichen Folgen des Krieges waren nicht ausgeblieben, das Land wimmelte von Räubern und Spitzbuben! aber Leopold dachte: einen einzelnen Wanderer, dessen ganze Equipage Armuth verräth, werden sie wohl ungehindert ziehen lassen, und so schritt er munter auf die waldigen Gebirge zu, die er zu übersteigen hatte.

Nachdem er einige Stunden gegangen, und einen Hügel erklimmt hatte, um die Thürme der Stadt noch ein Mahl zu sehen, in der er mit den Musen vertrauten Umgang gepflogen, da erblickte er in der Ferne etwas auf der Landstraße, was sich sehr schnell fort bewegte, und in wenigen Minuten so nahe kam, daß er mit freudigem Herzklopfen seinen getreuen Hunger erkannte. Noch sah der ehrliche Hund ihn nicht, denn er verließ sich nicht auf seine Augen, sondern einzig und allein auf seine Nase, die beständig dicht an der Erde schnupperte. Nun aber, da er auf der frischen Spur die Nähe seines geliebten Herrn merkte, hob er den Kopf in die Höhe, erblickte ihn, sprang hoch an ihn hinan, und brach in ein Freu-

dengeheul aus. Auch Leopold konnte sich nicht enthalten, ihn mit nassen Augen zu umarmen, und sich das ganze Gesicht von ihm belecken zu lassen, so sehr ihm das auch sonst zuwider war.

„Hunger!" sagte er, „ehrlicher Hunger! du dankbares Gemüth! weiß Gott, du sollst bey mir bleiben, und wenn ich auch als ein Bettler in meiner Vaterstadt einziehen sollte." — Hunger hielt ihn beym Wort, machte allerley possirliche Sprünge, und lief nun wedelnd vor ihm her, sah sich aber oft nach ihm um, damit er ihm nicht noch einmahl entwischen möchte.

Die treuen Gefährten wanderten fröhlich Berg auf Berg ab, bis der Abend hereinbrach, und Leopold ermüdet in einem Kruge einkehrte, der am Rande eines großen Waldes lag. Das Haus hatte nichts einladendes weder von Aussen noch von Innen. Der Krüger schielte auf dem einen Auge, seine Frau auf dem andern; der Knecht hatte eine große, erst kürzlich zugeheilte Schmarre im Gesicht; die Magd war eine Zigeunerinn; die Kinder starrten von Schmutz. Gern wäre Leopold, trotz seiner Müdigkeit, noch einige Stunden weiter gezogen, aber theils mochte er gegen die Nacht sich in den Wald nicht wagen, theils fand er dieses schlechte Nachtlager seinen Beutel angemessen; ließ sich also Brot und einige Eyer geben, theilte das Brot mit seinem Reisegefährten, und bath dann um eine Streu in irgend einen ruhigen Winkel. Man führ-

te ihn in ein Kämmerlein hinten im Hause, gab ihm ein Stümpfchen Licht, und wünschte ihm eine gute Nacht. Er riegelte die Thüre zu, und schickte sich an, zu Bette zu gehen, daß heißt, sich auf ein Bund Stroh zu legen, welches freylich schon manchem Reisenden gedient zu haben schien.

Das erste, was ihm auffiel, waren einige Blutflecken auf diesem Stroh. Er betrachtete sie lange mit geheimen Schauder; indessen meinte er, es könnte ja wohl irgend ein Wanderer sich in den Fingern geschnitten, oder aus der Nase geblutet haben, suchte sich zu beruhigen, legte sich nieder, und wollte eben sein Stümpfchen Licht auslöschen, als er gewahr wurde, daß sein Hund mit dem Schwanze zwischen den Beinen, schnuppernd herum schlich, und leise brummte. Jetzt wurde Leopold aufmerksam. „Such, Hunger, such! flüsterte er dem Hunde zu, der, durch diese Aufmunterung ermuthigt, schon etwas lauter knurrte, endlich an einer kleinen Fallthüre stehen blieb, welche Leopold nicht bemerkt hatte, und zu bellen anhub.

Das geht nicht mit rechten Dingen zu, dachte der Wanderer, und sprang hastig von seinem Strohlager auf. Er hatte keine andere Waffe, als seinen Knotenstock, den ergriff er mit der rechten, das Licht mit der linken Hand, stellte sich neben seinen Hund, und richtete die Augen starr auf die Fallthüre, wobey das Haar auf seinem Haupte sich ein wenig lüpfte. Als Hunger mit Knurren und Bel-

len nicht nachlassen wollte, überlegte Leopold, daß, um ruhig zu schlafen, er nothwendig wissen müsse, was unter der Fallthüre verborgen sey. Er faßte sich ein Herz, und hob sie auf. Da blitzten ihm ein paar schwarze Augen entgegen, es war der Knecht mit der Schmarre auf der Backe. Hunger wollte sogleich hinab springen, und seine Zähne in ihm schlagen, Leopold hielt den Hund fest, und rief dem Kerl mit rauher Stimme zu: „Was machst du da?“

„Was werde ich machen?“ antwortete er: „ich habe da ein Fäßchen Bier im Keller, daß habe ich abgezapft, und mich ein wenig zu lange dabey verweilt.“

„So komm heraus, und geh deiner Wege.“

„Nun freylich, aber halte der Herr nur den Hund fest.“

„Er soll dir nichts zu Leide thun, aber mache daß du fort kommst.“

Brummend stieg der Knecht heraus. Leopold hatte sein Licht auf den Tisch gesetzt, sich selber ein wenig zurückgezogen, schwang in der rechten Faust seinen Knüttel, und umfaßte mit dem linken Arme den Hund, so, daß er, wenn irgend eine Gefahr sich zeigte, den Arm nur öffnen, und das wüthende Thier nur anhetzen durfte. Doch als der Knecht in dieser Verfassung ihn sah, eilte er nach der Stubenthür, die er aufriegelte, und entsprang. Im

Vorübergehen hatte Leopold wohl bemerkt, daß ein langes Messer ihm aus dem Busen hervorragte.

Sobald der Knecht hinaus war, verschloß und verriegelte er die Thür aufs neue; wendete sich dann zu seinem ehrlichen Hunger, und drückte ihn als einen Freund an die Brust.

„Wer mir das gesagt hätte, als ich von deinen Ketten dich los machte, als ich zehenmahl dich fortjagte, und endlich gar verschenkte. — O wie reich hast du mir die Brotrinden vergolten, die ich dir zugewiesen.“

Hunger verstand nichts von seiner empfindsamen Anrede. Er machte noch einmahl die Runde im Zimmer, und legte sich dann neben seines Herrn Felleisen. Allein Leopold war nicht so ruhig als sein Hund. Daß der Kerl böses im Schilde führte, schien ihm unzweifelhaft. Das lange Messer, die Blutflecken auf dem Stroh, die schielenden Gesichter der Wirthsleute — alle diese Gegenstände schwebten wie Gespenster vor seinen Augen. „Wer steht mir dafür,“ dachte er, „daß sie um Mitternacht die Thüre erbrechen, und mich schlafend ermorden?“

Hier war nicht lange Zeit zu überlegen. Das Stümpfchen Licht drohte zu verlöschen. Ihn schauderte, wenn er dachte, daß er hier im Dunkeln bleiben sollte. Er schaute zum Fenster hinaus, es war nicht hoch. Draussen lag der Wald schwarz vor ihm. Ein matter Strahl des letzten Mondesviertl erleuchtete die Gegend, wie ein Lämpchen einer

Gruft. Doch beſſer da drauſſen, meinte Leopold, kleidete ſich raſch wieder an, legte ſo viel Geld auf den Tiſch, als er etwa verzehrt zu haben glaubte, und ſtieg leiſe zum Fenſter hinaus. Hunger ſprang hinter ihm her.

Als er drauſſen war, bemerkte er, daß in einer niedrigen Eckſtube noch Licht ſey; er ſchlich unter das Fenſter, und hörte wie der Knecht ſein Abenteuer erzählte, den großen Hund verfluchte, und ſchwur, er wolle noch in dieſer Nacht die Beſtie ſammt ihren Herrn in die andere Welt ſchicken.

Mit Füßen, von Furcht und Schrecken beflügelt, ſuchte Leopold die Landſtraſſe. Seine Müdigkeit war ganz verſchwunden, und ſchritt ſo haſtig vorwärts, als habe er ſich durch den erquickendſten Schlaf geſtärkt. Der düſter ſchweigende Wald ſchien ihm weit minder furchtbar, als das helle Licht, welches aus dem Kruge ihm noch lange nachſchimmerte. Erſt als er nichts mehr davon gewahr wurde, und dicke Finſterniß ihn umgab, wurde er etwas ruhiger. Der Weg war ſo breit, daß er ihn auch im Dunkeln nicht verfehlen konnte. Bisweilen ſtand er und horchte. Alles war ſtill. Nur ſeinen eigenen Fußtritt vernahm er, und den ſeines Hundes, der ihm jetzt auf der Ferſe nachſchlich, ſtatt daß er ſonſt immer vor ihm her hüpfte.

Gern hatte Leopold auch das Geräuſch vermieden, welches ſeine Füße im Graſe oder in dem

dürren Blättern machten; er berührte den Boden kaum mit den Fußspitzen, und seufzte nach dem Tage der noch fern war. Nach einigen Stunden schien der ehrliche Hunger sich doch auch schon an die Finsterniß gewöhnt zu haben; er trabte jetzt wieder vor seinem Herrn her; und Leopold war bereits so gefaßt, daß er leise das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ anstimmte. Plötzlich stand Hunger, und wollte nicht vorwärts. Vergebens redete sein Herr ihm zu, und als er ihn endlich mit dem Fuße stieß, kroch der Hund winselnd hinter ihn. Ein Schauder überlief den Wanderer — allein was war zu thun? Stehen bleiben auf dieser Stelle bis es Tag würde? das schien ihm unerträglich. „Hunde,“ dachte er, „pflegen sich auch vor jedem unbekannten Gegenstande zu fürchten. Wer weiß, was meinen Hunger so plötzlich verwandelt? Ein paar hundert Schritte weit wird er sich wohl eines Bessern besinnen.

Durch solche Gedanken suchte er sich Muth einzusprechen, und ging darauf los, hatte aber kaum zehn Schritte vorwärts gethan, als er über etwas stolperte, daß ihm ihn Weg lag. Er fiel, raffte sich wieder auf, faßte nach dem, was seinen Fall verursachte, und erwischte mit Entsetzen einen Büschel Haare, der einem Leichnam angehörte. Starr vor Schrecken war er eine Zeitlang gleichsam fest an den Boden gezaubert. Sobald er seiner Glieder sich wieder mächtig fühlte, eilte er bebend von

dem Schreckensorte, und sogleich gesellte auch sein Hund sich fröhlich wieder zu ihm, nachdem er einen Umweg durch den Wald gemacht.

„Hier ist ein Mord geschehen," sagte Leopold schaudernd zu sich selber, „Gott helfe mir durch den Wald!" Kaum hatte er das gesprochen, als er links und rechts in geringer Entfernung pfeifen hörte, und eine Menge beweglicher Lichter im Walde sah, die sich plötzlich zu entzünden und zu vervielfachen schienen. Noch waren sie zerstreut, vereinigten sich aber bald in einen Haufen, und näherten sich dem bebenden Wanderer, der hinter dem nächsten dicken Baum sprang, da ihm kein Zweifel übrig blieb, daß hier eine Räuberbande hause. Er hatte sich nicht geirrt. Wohl zwanzig wilde, mit Pistolen und Säbel bewaffnete Kerls zogen die Straße herauf. Sie hatten den Fußtritt des Pilgers und den Laut des Entsetzens vernommen, den er unwillkührlich ausstieß, als er den Kopf des Leichnams ergriff. Vielleicht wäre Leopold dennoch hinter seinem dicken Baume verborgen geblieben, hätte er nur dem Hund das Knurren verwähren können. Aber Hunger fürchtete sich nur vor Leichen, nie von lebendigen Menschen, und so sehr auch sein Herr sich bemühte, ihm die Kehle zusammen zu drücken, so gab er doch immer noch manchen murrenden Ton von sich, der die Räuber aufmerksam machte. Der Baum wurde umringt, Leopold gefunden.

Die Geistesgegenwart verläßt uns dann am wenigstens, wenn wir ein Unglück nicht mehr bloß fürchten, sondern es unvermeidlich vor Augen sehen. Sobald Leopold sah, daß hier unmöglich zu entrinnen sey, gedachte er der Gefahr, in der sein treuer Hund schwebte, der, wenn er ihn los ließ, zwar sicher einen der Räuber beym Halse packen, aber auch im nächsten Augenblicke todt zu seinen Füßen liegen würde. Deßhalb umfaßte er jetzt den knurrenden Hunger mit beyden Armen, und sagte: „Meine Herren, ich bin ein armer Student, ich habe nichts als meinen kargen Zehrpfenning, lassen Sie mich in Frieden ziehen.“

„Du bist ein Student?“ antwortete einer aus dem Haufen: „ich bin auch Student gewesen. Ecce quam bonum!“

„Der Kerl kann uns verrathen,“ rief ein anderer, „schießt ihn nieder!“

Diesem Urtheil stimmten sogleich die meisten bey, und Leopold sah bereits ein halbes Dutzend Pistolen auf sich gerichtet. Da hub der Erste wieder an: „Laßt dem armen Teufel das Leben. Wer weiß, wozu wir ihn brauchen können. Er ist ein rüstiger Bursche, und ein Student ist zu allen Dingen nütze.“

„Auf deine Gefahr,“ brüllte eine grobe Stimme, die dem Anführer der Bande zu gehören schien; „vielleicht kann er uns den ehrlichen Rolph ersetzen, den wir gestern eingebüßt haben; doch

zuvor müssen wir ihn auf die gewöhnliche Probe stellen.“

„Lustig Herr Bruder!“ sagte der Student, „wenn du unter unserer Fahne dienen willst, und dich brav hältest, so sollst du, Gott straf mich, täglich einen Landesvater mit mir machen, und dabey die schönsten Dirnen auf deinem Schooße wiegen.“

Indessen hatten einige bereits Leopold Fellerisen geplündert, und seine Taschen beraubt. Verschwunden war die wenige Baarschaft, nebst seiner silbernen Uhr. „Fort, ihr Bursche!“ rief der Anführer, „ich wittre Morgenluft. Für heute ist hier nichts mehr zu thun.“

Die Räuber trieben ihren Gefangenen vor sich her, der seinen getreuen Hunger, an sein Schnupftuch gebunden, halb mit Gewalt nach sich schleppte. Auf ungebahnten Pfaden drangen sie tief in den Wald. Die Morgendämmerung schimmerte schon in den Wipfeln der Bäume, als sie ein kleines Thal erreichten, wo die Bande, in Erdhütten mit Zweigen bedeckt, wohnte. Hier wurden sie von vier bis fünf jungen Mädchen empfangen, die man alle hätte schön nennen dürfen, wenn der eigentliche Zauber weiblicher Schönheit, die Sittsamkeit, ihnen nicht gemangelt hätte.

„Wo ist Rolph?“ sagte die Eine, deren Buhler er gewesen.

„Den hat der Teufel geholt!“ antwortete der Student, „er ist auf dem Bette der Ehre in sei-

nem Berufe gestorben. Du kannst dir aber die Thränen sparen, denn ich bringe dir hier einen andern, der wenigstens für dich, leicht eben so viel werth seyn mag.“

Das Mädchen, ohne sich um den Todten weiter zu bekümmern, betrachtete den Gefangenen mit Wohlgefahlen, und sagte: „Sey willkommen!“

Leopold war stumm. Eine neue, furchtbare Welt that sich vor ihm auf, in die er mit Schaudern blickte. Die Räuber setzten sich zum Schmause, und zechten bis gegen Mittag. Ihren Gefangenen übergaben sie der Obhuth der Weiber, die ihm liebkoseten, ihm Speise und Trank vorsetzten, und durch allerley fröhliche Unterhaltung ihn zu zerstreuen suchten. Sie schilderten ihm das ungebundene Leben als das reitzendste auf der Welt, und fluchten darauf, daß er nach vierzehn Tagen sein Schicksal segnen würde. Auch der ehrliche Hunger wurde nicht vergessen, die Mädchen fütterten ihn um die Wette, und ihm schien es in dieser Gesellschaft besser zu behagen, als seinen Herrn.

Als die Sonne hoch stand, legten sich die Räuber schlafen, rings herum hörte man ihr Schnarchen. Nur zwey derselben standen Schildwach mit gezuckten Säbel und geladenen Pistolen. Leopold legte sich gleichfalls schlafen, mehr um sich den Neckereyen der Dirnen zu entziehen, als um den Forderungen der Natur zu gehorchen. Doch seine gänz-

liche Erschöpfung wiegte ihn bald in einen tiefen Schlummer, und er würde auch nicht einmahl erwacht seyn, als es schon ganz finster war, hätte nicht ein leises Rütteln ihn geweckt. Er schlug die Augen auf, da stand eines der Mädchen mit einer Lampe vor ihm, und winkte freundlich. Schon wollte er unwillig einige harte Worte ausstossen, als sie, zu seinem höchsten Erstaunen, ihm durch die Anrede den Mund verschloß.

„Sie kennen mich nicht mehr, aber Ihr Bild hat sich tief in mein Herz gegraben. Ich bin das arme Bauermädchen, das Sie vor drey Jahren durch Ihr Zeugniß von einer unverdienten Züchtigung befreyten. Leider konnten Sie nur das eine Mahl mir helfen. Die Mißhandlungen meiner bösen Herrschaft wurden täglich ärger. Ich konnte es nicht länger aushalten, und lief davon. Was aus mir geworden, sehen Sie. Ich war ein ehrliches, frommes Mädchen. Die Amtmännin und ihre Tochter mögen es vor Gott verantworten, wenn ich zur Hölle fahre. Doch davon wollte ich jetzt nicht reden. Ich bin nun einmahl verloren, aber so schlecht bin ich drum doch nicht, daß ich Ihre Großmuth gegen eine Fremde vergessen sollte. Die Räuber sind auf einen wichtigen Fang ausgezogen, werden erst in zwey Tagen zurückkehren. Die beyden alten Wächter hab ich trunken gemacht. Hier ist das Geld, welches man Ihnen genommen, hier ist auch Ihre Uhr. Stehen Sie auf, ich

will Ihnen einen Fußpfad zeigen, der Sie in wenigen Stunden aus dem Walde führt. Halten Sie sich nur immer links, so kommen Sie in eine Gegend, die unsere Leute selten durchstreifen, weil dort nichts zu hohlen ist. — Warum starren Sie mich so an? — Geschwind stehen Sie auf!"

Leopold glaubte zu träumen. Kaum erkannte er die hübsche Blondine, die freylich seitdem sehr heran gewachsen war, und leider auf ihrem sanften, damahls unschuldigen Gesichtchen die Spuren der Ausschweifungen trug. Die Thränen schossen ihm in die Augen. Dankbarkeit für seine Rettung mischte sich mit dem Kummer, ein weibliches Geschöpf so verworfen zu sehen, das offenbar die Natur gebildet hatte, um einen wackern Gatten und Vater zu beglücken. Er folgte ihr traumelnd hinaus. Sie zeigte ihm den Fußpfad. Er wollte sie überreden mit ihm zu flüchten. „Es ist zu spät!" sagte sie schluchzend, drückte ihm die Hand und entwich.

Wie ein Träumender eilte er durch den Wald, und nach wenigen Stunden befand er sich, wie das Mädchen ihm zuvor gesagt, auf einer Ebene, sah in der Entfernung eine Stadt liegen, und schöpfte leichtern Athem.

„Großer Gott!" sprach er zu sich selber, „wem verdanke ich mein Leben? Dir, ehrlicher Hunger, für einen Bissen Brot. Wem verdanke ich meine Freyheit? Einem armen Kinde, daß ich vor einer

Mißhandlung schützte. Großer Gott! wie belohnst du oft so herrlich das wenige Gute, was wir thun! und doch lassen wir die Gelegenheit so entschlüpfen! gehen auch wohl kalt an leidenden Wesen vorüber, und denken: was kümmerts mich?" — Jetzt hub er mit starker Stimme sein Lied wieder an: „Eine feste Burg ist unser Gott!" und Hunger hüpfte munter vor ihm her.

Die Begebenheiten der letzten Nacht hatten ihn aber doch so heftig angegriffen, daß ihn ein Fieber befiel, und er in der nächsten Stadt zwey Wochen ruhen, auch einen Arzt bezahlen mußte, wodurch sein Beutel so erschöpft wurde, daß er nur noch einen Louisd'or übrig hatte, als ihm, wenige Meilen von seiner Vaterstadt, ein neues Abenteuer begegnete.

Er hatte die Nacht bereits innerhalb der Gränzen seines Vaterlandes durchwacht, denn die Freude ließ ihn nicht schlafen, und noch vor Tage machte er sich schon wieder auf den Weg. Es dämmerte kaum, da fuhr eine offene Kalesche ihm entgegen, mit zwey schönen, aber sehr müden Rossen bespannt, die der Kutscher aus allen Kräften antrieb, um sie in schnellern Trab zu setzen. In der Kalesche saßen ein Herr und ein Frauenzimmer. Der erstere half dem Kutscher fluchen, und schwang den Stock über seinem Haupte, um den Pferden Furcht einzujagen. Das Frauenzimmer blickte schüchtern um sich, und als die Kalesche nur noch wenige Schritte von Leopold

entfernt war, kreischte sie plötzlich: Hülfe! Hülfe! streckte auch ihre Arme bittend nach dem Wanderer aus! Sogleich packte sie der Herr bey beyden Armen, stieß sie in die Ecke des Wagens, und rief: eine Wahnsinnige! während der Kutscher seine Anstrengungen verdoppelte, und die Pferde wirklich zum Laufen brachte.

Schon war die Kalesche an Leopold vorüber gerollt, aber das Angstgeschrey um Hülfe, obwohl jetzt dumpfer, drang noch einmahl in sein Ohr, in sein Herz. Der Wunsch zu helfen, eilte der Ueberlegung voraus. Er rief aus Leibeskräften: „Halt! Halt!" worauf natürlich nicht geachtet wurde; aber schnell besann er sich: „Hunger!" schrie er dem Hunde zu: „packe an! packe an!" und fort stürzte Hunger, hohlte den Wagen ein, sprang dem einen Pferde an den Hals, dann wieder dem andern, ließ beyden seine Zähne fühlen, machte sie scheu, und trieb sie von der Strasse abwärts, daß sie gegen einen Baum rannten, und die Deichsel zerbrach. Zwey Pistolen lösete der Herr im Wagen auf den Hund, doch ohne ihn zu treffen. Indessen keuchte Leopold herzu. Das Frauenzimmer verdoppelte ihr Geschrey. Der Herr sprang aus der Kalesche, empfing den Wanderer fluchend, und fragte: wie er sich unterstehen dürfe, seinen Hund auf die Vorübergehenden zu hetzen? — Drohend hatte er den Hirschfänger gezogen. Auch der Kutscher war abgestiegen, hatte

sich schnell mit einem Zaunpfahl bewaffnet, und gesellte sich zu seinem Herrn.

„Gemach!“ rief Leopold, „erklären Sie mir mit welchem Rechte Sie diesem Frauenzimmer Gewalt anthun, sonst lasse ich Sie nicht von der Stelle.“

„Herr! was geht das ihn an?“ sagte der Kutscher; „sie ist eine widerspänstige Person.“

„Geh er zum Teufel!“ fuhr der andere fort, „oder ich jage ihm meinen Hirschfänger durch den Leib.“

Während sich dieser Streit erhub, war das Frauenzimmer aus den Wagen gesprungen, und lief athemlos an den Streitenden vorüber, denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Als ihr Begleiter das gewahr wurde, rief er dem Kutscher zu: „Halt den Menschen fest!“ und rannte der Fliehenden nach. In demselben Augenblicke empfing Leopold einen Streich mit dem Zaunpfahl, der seinem Kopfe galt, zum Glück nur seine Schultern traf, ihm aber zu Boden streckte. Doch zu gleicher Zeit lag auch der Thäter am Boden, und schwur entsetzlich. Hunger hatte ihn bey der Brust gepackt, niedergerißen, und ihm den rechten Arm so zerfleischt, daß das Blut stromweise durch den zerbissenen Aermel drang.

Leopold raffte sich auf, steuerte der Wuth des Hundes, und da er den Kutscher außer Stande sah, ihm ferner zu schaden, so sah er sich nach

dem Frauenzimmer um. Einige hundert Schritte von da hatte der Herr sie erreicht, umklammert, und sie rang mit ihm, doch mit ungleichen Kräften. Er schleppte sie fort, um sie wieder in die Kalesche zu tragen. „Hunger! pack an!“ rief Leopold, und alsobald rieselte das Blut aus den Waden des Entführers. Schreyend ließ er die Beute fahren. Das Frauenzimmer wollte aufs Neue entrinnen, aber Hunger, der den eigentlichen Zweck dieses Kampfes nicht zu beurtheilen wußte, meinte, er müsse alles fest halten, was laufen wollte, riß ihr den Rock entzwey, und nöthigte auch sie zu bleiben. — Als der Fremde sah, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sey, zog er gelindere Saiten auf. Hinkend faßte er den Wanderer vertraulich unter dem Arm, zog ihn bey Seite, und sprach: „Mein Herr, ich darf Ihnen nur ein Wort sagen, um Ihnen Reue über Ihr thörichtes Beginnen einzuflößen. Ich habe die Ehre, Kammerdiener bey dem jungen Herrn Baron von Stolzenack zu seyn, dessen Vater bekanntlich erster Minister und Günstling des Fürsten ist. Seine hochfreyherrlichen Gnaden haben Gefallen an diesem Frauenzimmer gefunden. Sie ist nur die Tochter eines gemeinen Pachters, verstehen Sie mich? Hochdieselben haben ihr schon längst die vortheilhaftesten Anträge gemacht; da jedoch die alberne Person sich unterfangen, einen solchen Herrn schimpflich abzuweisen, so war der Herr Baron genöthigt, mir den Auftrag zu ertheilen, sie auf ir-

gend eine Weise auf sein Jagdschloß zu liefern, welches Sie dort in der Ferne sehen. Erst gestern Abend gelang es mir, die Widerspenstige zu kapern, die sich ihrem eigenen Glücke widersetzt. Das sey Ihnen genug, mein Herr! Binden Sie Ihren verfluchten Hunde an einen Strick, helfen Sie mir die Kalesche wieder im Stand setzen, damit ich das nahe Schloß erreichen kann, und gehen Sie dann in Gottes Namen, so werde ich es zu rühmen wissen. Haben Sie in der Residenz etwas zu suchen, so kostet es meinem Herrn ein Wort, bedenken Sie das."

Allen diesen Ueberredungsgründen wollte er auch noch einen Beutel hinzufügen, den er aus der Tasche zog, aber Leopold erwiederte trocken: „Herr! nun ich vollends weiß, wie die Sache zusammenhängt, so ist an keine Capitulation zwischen uns zu denken. Sie und ihr Herr Baron sind beyde ein paar Schurken! Mögen Sie sehen, wie Sie mit Ihrer zerbrochenen Kalesche und Ihren zerbissenen Waden aufs Schloß kommen; ich werde meine Pflicht thun, und das arme Mädchen zu ihrem Vater bringen."

Sie hörte die letzten Worte, und schmigte sich zitternd und weinend an ihren Retter. „Kommen Sie Mamsell," sagte Leopold, so lange ich und mein Hund leben, soll Ihnen kein Leid wiederfahren."

„Das wär der Teufel!" knirrschte der Kammer-

diener, und raunte dem Kutscher einige Worte in die Ohren, der schnell ein Pferd ausspannte, sich darauf schwang, und dem Schlosse zu jagte. Ohne weiter darauf zu achten, nahm Leopold das Mädchen unter den Arm, ließ seinen Hund die Arrieregarde formiren, und wanderte mit ihr fort.

Angst und Schrecken hatten die Entführte so angegriffen, daß sie nur langsam folgen konnte. Eine Zeitlang schwiegen beyde. Die Sonne ging auf, und röthete ihr blasses Antlitz. Leopold warf einen verstohlenen Blick auf sie. Jetzt erst wurde er gewahr, daß sie schön, sehr schön sey, und nicht sein Auge allein, auch sein Herz machte diese Bemerkung. Das Wohlwollen, welches ohnehin an ein Geschöpf fesselt, dem man eine Wohlthat erwiesen, gesellte sich zu den Empfindungen, die durch die vertrauliche, seltsame Lage in den Jüngling erweckt wurden. Sie hatte seinen Arm umklammert, und drückte sich so warm an ihn, sie war so dankbar, so reitzend — ein neues Gefühl erwachte in seiner Brust, und als sie vollends, von der ersten Betäubung sich erhohlend, zu sprechen anhub, da verrieth jedes Wort ein reines Gemüth, eine kindliche Jugend. Sie erzählte, wie der junge Baron ihr geschmeichelt, ihr täglich Blumen und Früchte zugeschickt, und sie nichts Arges dabey gedacht, auch wohl Gefallen daran gefunden. Gestern habe sie einer Hochzeit einer ihrer Gespielinnen beygewohnt, und sey erst nach Mitternacht heim gegangen. Der Kammerdiener, der

auch gegenwärtig gewesen, habe ihr den Arm geboten, um sie nach Hause zu begleiten, worin sie den auch nichts Böses gesehen. Weil aber ihres Vaters Wohnung ein wenig abgelegen, und der Weg durch das lange Dorf sehr steinigt sey, so habe er ihr vorgeschlagen, hinter dem Dorfe einen Fußsteig zu wählen, der quer durchs Feld und weit näher zum Ziele führte. Ohne Bedenken sey sie ihm gefolgt — da habe hinter dem Dorfe die Kalesche gestanden, er ihr plötzlich ein Tuch vor dem Mund gehalten, und sie hinein geworfen. In der ersten Betäubung habe sie nicht einmahl die Kraft gehabt zu schreyen, doch ihre Besinnung bald wieder gefunden, und ihre ganze schrecklichr Lage wohl begriffen; da es aber stockfinster gewesen, nichts unternehmen können. Der Wagen sey anfangs auf lauter bösen Feldwegen der Kreuz und Quer gefahren, wodurch zum Glück die Pferde sehr ermüdet worden. Fast gegen Morgen habe der Kammerdiener befohlen nach der Landstraße einzubiegen, vermuthlich weil sie nun nicht mehr weit von seines Herrn Schloße entfernt waren. Indessen habe er seine ganze Beredsamkeit erschöpft, um das Glück zu schildern das ihrer warte, und da sie immer still geschwiegen, möge er wohl gemeint haben, daß sie in ihr Schicksal sich ergebe. Aber insgeheim hatte sie schon beschlossen, die erste menschliche Seele, die ihr begegnen würde, um Hülfe anzurufen. Als der Morgen gedämmert, und sie den einzelnen Wanderer von

ferne erblickt, habe sie freylich wohl gedacht, daß der ihr nicht helfen könne, daß aber doch durch ihn vielleicht ihr Vater erfahren würde, was aus ihr geworden.

„Ist Ihre Wohnung weit von hier?“ fragte Leopold.

Das wußte sie nicht zu beantworten, da sie nicht beurtheilen konnte, wie groß die Strecke Weges seyn mochte, die sie in der Nacht zurückgelegt.

„Aber der Nahme des Dorfes.“

„Rothkirchen.“

Das kannte Leopold sehr gut, denn es lag nur eine halbe Stunde von der Residenz. Er war als Knabe oft dahin spazieret, und konnte seiner Begleiterinn den Trost geben, daß sie höchstens noch ein paar Meilen bis dahin zu wandern hätten.

Die schöne Babet — so hieß das Mädchen — blickte oft ängstlich hinter sich, und ihre böse Ahndung betrog sie nicht; denn kaum mochte der Platz, wo Leopold sie befragte, eine halbe Meile hinter ihnen liegen, als sie in der Ferne vier Reiter entdeckten, die ihnen nacheilten, und an deren Spitze Leopold den Kutscher erkannte. Die übrigen Begleiter waren zwey Jäger und ein Stallknecht, die er vom Schloße gehohlt, und schnell beritten gemacht, um dem Jüngling die Beute wieder zu entreißen.

Als sie nun schon ganz nahe waren, und das

Mädchen sah, daß sie ihren Verfolgern nicht mehr entrinnen konnte, sank sie auf ihre Knie, rang die Hände, und flehte um den Schutz aller Heiligen! Auch ihrem Retter war nicht wohl bey der Sache zu Muthe, denn er begriff, daß er jetzt mit seinem Knotenstock und seinem Hunger nichts würde ausrichten können, doch ein Blick vorwärts flößete ihm neuen Muth ein. „Stehen Sie auf," sagte er, „beruhigen Sie sich! auch von jener Seite werde ich einen Haufen Reiter gewahr. Sie mögen seyn, wer sie wollen, wir sprechen sie um Hülfe an, und sie werden nicht zugeben, daß man auf der Landstraße ein unschuldiges Mädchen raube."

Babet hub ihre bethränten Augen auf, und erblickte — ihren Vater an der Spitze aller seiner Knechte. Fast zu gleicher Zeit trafen die Verfolger mit den Suchenden zusammen. Mit dem freudigen Ausruf: mein Vater! stürzte Babet ihm entgegen und umklammerte sein Knie sammt den Steigbügel. Als die Räuber den wohlbewaffneten Haufen erblickten, und sich übermannt sahen, machten sie Halt, steckten die Köpfe einige Augenblicke zusammen, wandten ihre Rosse, und sprengten fort, ohne einen Versuch zu wagen, das Bubenstück auszuführen.

Der ehrliche Pachter konnte lange nur stottern und seine Tochter in die Arme drücken. Auf seinem bleichen Antlitz war zu lesen, was er seit einigen Stunden gelitten. Früh vor Tage war er, seiner

Gewohnheit nach, aufgestanden, hatte die fleißige Tochter vermißt, und bald erfahren, daß sie gleich nach Mitternacht, in Begleitung des Kammerdieners, das Hochzeithaus verlassen. Gleich fiel ihm der Gedanke aufs Herz, sie sey entführt: denn schon längst war es auch ihm nicht entgangen, daß der Sohn des Ministers seiner Babet nachstelle. Gerne hätte er ihm die Thüre gewiesen, aber als Pachter einer fürstlichen Domaine scheute er den mächtigen Feind, und verließ sich übrigens auf seiner Tochter Sittsammkeit. Daß der junge Herr einen solchen Genieſtreich wagen würde, hatte er nie befürchtet.

Voll Verzweiflung both er seine Knechte und einige Nachbarn auf, ließ die Pferde aus dem Stalle, fand hinter dem Dorfe eine frische Wagenspur, die ihn durch mehrere Feldwege wieder auf die Landstrasse führte, errieth, daß er sein geraubtes Kind auf dem Jagdschlosse des Barons zu suchen habe, und sprengte mit verhängtem Zügel fort, des festen Vorsatzes, eher das Schloß in Brand zu stecken, als ohne seine einzige, geliebte Tochter zurückzukehren. Was er dabey wage, welcher Gefahr er sich aussetzen wolle, daß wußte er wohl, und doppelt lebhaft war daher sein Dankgefühl, als er Babet schon durch einen einzigen, muthigen Fremdling gerettet fand.

Der Zug ging nachdem nächsten Bauernhause, von wo der Pachter einen seiner Knechte zurück-

sandte, um einen Wagen zu hohlen. Während dieser erwartet wurde, und der Vater nur Augen für seine Tochter, nur Ohren für ihre Erzählung hatte, schlich Leopold mit seinem Hunde davon. Er meinte, wenn er länger bliebe, möchte es scheinen, als erwarte er eine Belohnung, und er setzte seinen Weg so eilig fort, als ob er ein böses Gewissen hätte. Der leere Wagen begegnete ihm kurz vor dem Dorfe. Er trug dem Knechte noch einen Gruß an Vater und Tochter auf, und verdoppelte seine Schritte.

Schon lag die ersehnte Vaterstadt vor ihm, er konnte schon die Thurmuhr schlagen hören, als noch ein kleines Abenteuer ihn aufhielt. An einer Stelle, wo mehrere große Straßen zusammen liefen, hatte eine arme alte Witwe sich ein Plätzchen ersehen, wo sie, unter dem Schirmdach einer Ziegenhaut, den ganzen Tag mit ihrem Spinnrade saß, und von den Vorübergehenden Allmosen bettelte. Schon seit vielen Jahren war sie im Besitz dieses Plätzchens, wo Leopold als Knabe sie oft gesehen, und ihr manchen Pfenning gegeben hatte. Darum freute er sich herzlich, als er sie schon von ferne noch auf der alten Stelle erblickte. Sie war die erste Bekannte, die er wieder sah, er hätte sie umarmen mögen. Um so schneller war seine Theilnahme, da er gewahr wurde, daß ein vierschrötiger Bauer vor ihr stand, heftig mit ihr zankte, und sogar mit dem Stocke drohte; die Alte hinge-

OXFO

gen ihre dürren Hände faltete, und Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anzurufen schien.

Leopold eilte herbey, und kam gerade in dem Augenblicke nahe genug, als der Bauer die Bettlerinn bey den Haaren ergriff, und seinen Stock wirklich aufhub, um sie zu schlagen. Sogleich packte er ihn bey der Schulter, riß den Erstaunten zurück, und fragte: „Wie mögt Ihr an einer wehrlosen alten Frau Euch vergreifen?“

„Herr! was geht es Ihn an?“ sagte der Bauer, „das Weib ist eine Hexe, sie hat mein armes Kind behext, das seit vier Monathen weder leben noch sterben kann.“ Und mit diesen Worten wollte er abermahls über die Bettlerinn herfallen.

Leopold begriff wohl, daß hier mit Vernunftgründen nichts auszurichten sey. Er wußte kein anderes Mittel, dem Wüthenden sein Schlachtopfer zu entreissen, als, indem er seinen Knotenstock einigemahl sehr unsanft auf dessen Schultern fallen ließ. Rasch wandte sich der rüstige Kerl, um den ungebetenen Mittelsmann wirklich abzuwalken. Aber Hunger zeigte ihm die Zähne so ernsthaft, daß er einige Schritte zurückprallte, und nach einer Fluth von Scheltworten rief: „Wer ist der Herr? Wie unterstehet er sich, einen ehrlichen Mann zu schlagen, der seine Abgaben quartaliter richtig bezahlt? Das soll er mir entgelten. Ich werde Ihn verklagen! Wie heißt der Herr? Wo finde ich ihn?“

Leopold sagte unbedenklich seinen Nahmen,

und daß er im goldenen Hirsch einkehren werde; wenn der Bauer ihn verklagen wollte, so möge er nur gleich mit ihm kommen. Das fand jener doch nicht gerathen, schwur aber, er wolle ihm einen Advokaten über den Hals schicken, und ging fluchend seiner Wege. Leopold blieb noch eine Weile stehen, der Alten zum Schutz, bis er den Kerl aus dem Gesichte verlor. Dann ging auch er, von den Segenswünschen der Bettlerinn begleitet.

Im goldenen Hirsch, wo er sich bloß umkleiden, und dann zu seinem Verwandten eilen wollte, erfuhr er leider schon, daß dieser vor wenigen Tagen gestorben sey, und das Jünglings-Hoffnungen mit ins Grab genommen habe. Das war ein harter Schlag, der ihn hart betäubte. Was sollte er nun anfangen? Wie ohne alle Protektion einen Weg sich bahnen? — Zwar hatte er immer gehört, der Minister sey ein rechtschaffener Mann, der aufkeimende Talente gern hervorziehe, aber wie sollte er ihm bekannt werden.

Im Vertrauen auf seine erworbene Kenntnisse wagte er es doch, im Pallaste des Ministers, sich zu melden, und um eine Audienz zu bitten; auch fand er Anfangs keine Schwierigkeiten. Der Schweizer sagte ihm: Se. Exzellenz spreche mit Jedermann, er solle nur hinauf gehen in den grossen Saal, und warten bis Se. Exzellenz nach Hofe führe. Aber als Leopold die Treppe hinauf lief, begegnete ihm zum Unglück der Kammerdie-

ner des jungen Barons, erkannte ihn augenblicklich, schob ihn wieder hinunter, und sagte dem Schweizer einige Worte ins Ohr, worauf dieser ihm trotzig die Thüre wies, und ihm den Rath gab, sich nie wieder blicken zu lassen, wenn er nicht noch härter wolle empfangen werden.

„Da möchte doch wohl meine alte Tante einmahl recht behalten," sagte Leopold, schwermüthig heimgehend: „hätte ich das Bubenstück ruhig vollführen lassen, so spreche ich nun mit dem Minister."

Noch manches versuchte er, um Broterwerb zu finden, an manchen Thüren klopfte er, doch immer vergebens. Die alten Freunde seines Vaters waren alle gestorben, er kannte niemand, und niemand wollte ihn kennen. Fast verzweifelnd trieb er in der großen Stadt sich herum. Sein letzter Louisd'or war längst aufgezehrt. Er gedachte wohl bisweilen des Pachters und der schönen Babet, meinte auch zuversichtlich, daß sie ihm helfen würden, wenn er seine Noth ihnen zu wissen thäte, allein er konnte es nicht über sich gewinnen, was er gethan, gleichsam bezahlen zu lassen. Indessen stieg sein Mangel immer höher; man wollte ihn an der Wirthstafel zum goldenen Hirsch nicht mehr speisen lassen, und eines Abends, als er auf seine Dachkammer kletterte, rief der Wirth ihm nach, er solle sich nur fertig machen, am andern Morgen auszuziehen. Da durchwachte er eine trübe

Nacht sammt seinen Hunger, der jetzt den Nahmen mit der That führte.

Als der Morgen anbrach, schnürte er seinen Bündel, unwissend, wo er am nächsten Mittag ein Stück Brot, am nächsten Abend ein Obdach finden werde. Horch, da klopfte es leise an seine Thüre. Ein Jude trat schüchtern herein.

„Nehmen Sie's nicht vor übel."

„Was will er, mein Freund? Ich kann weder kaufen noch verkaufen."

„Lieber Herr. Sie kennen mich wohl nicht mehr, aber ich kenne Sie noch recht gut. Sie haben sich meiner vor drey Jahren auf dem Postwagen so großmüthig angenommen, daß werde ich Ihnen nie vergessen. Jetzt sind Sie in Noth — du lieber Gott! jeder Mensch kann ohne sein Verschulden in Noth gerathen. Ich habe es gestern mit angehört, als der Wirth Ihnen die Thüre wies. Das soll Ihnen nicht widerfahren, so lange Nathan noch einen Groschen hat. Da bringe ich ein Beutelchen — Viel ist nicht darin — ich schenke es Ihnen auch nicht, denn ich habe nichts zu verschenken; aber ich leihe es Ihnen ohne Zinsen. Einem so wackern jungen Herrn kann es nicht immer fehlen, und Sie werden mich schon bezahlen.

Leopolds Erstaunen ging bald in eine süße Rührung über. Er umarmte den ehrlichen Juden, wollte aber sein Geld nicht nehmen, weil er nicht die mindeste Aussicht habe, es ihm zu erstatten.

Doch mit den Worten: „der liebe Gott wird schon helfen!“ warf Nathan seinen Beutel auf den Tisch, und eilte davon. „Wohlan,“ dachte Leopold, „auf diesem Gelde ruht Segen. Gott wird schon helfen, sagte der Jude; soll der Christ von ihm sich beschämen lassen?“ — Er entwarf jetzt eine Bittschrift an den Minister, und nahm sich vor, ihm diese an der Treppe des fürstlichen Schlosses zu überreichen, da er doch in dessen eigenen Pallaste nicht bis zu ihm dringen konnte. Drey Tage hinter einander ging er vergebens. Zwar hatte er den Minister einmahl gesehen, aber sein Wagen war von Bittenden umringt, und ihn, dem Schüchternen, der sich nicht vordrängen konnte, hatten die Schildwachen zurückgestossen. Indessen ließ er sich nicht abschrecken, und wollte eben am vierten Tage sein Dachstübchen verlassen, um einen neuen Versuch zu wagen, als jemand langsam zu ihm heraufkeuchte. Es war die alte Bettlerinn.

„Was wollt Ihr, gute Mutter?“ fragte Leopold ein wenig ungeduldig, nachdem er sie hereingeführt, und niedersitzen lassen. „Macht es kurz, ich habe keine Zeit.“

„Ach, junger Herr! Gott sey Dank, daß ich Ihn gefunden! Ich habe wohl schon seit vielen Jahren mein Gedächtniß verloren, aber das war mir doch nicht entfallen, daß ich im goldenen Hirsch ihn suchen müßte.“

„Nun, was wollt Ihr denn?“

„Höre er mich nur an, ich meine es gut. Täglich habe ich für ihn gebethet, weil er mir alten Frau so christlich beygestanden. Bisweilen habe ich auch wohl gedacht: wenn mir doch der Himmel vor meinem Ende noch die Freude bescherte, den braven jungen Herrn noch einmahl zu sehen, und ihn zu danken. Denn sieht er, wenn man zwanzig Jahr und drüber so an der Landstraße unter vielen tausend Menschen, und doch ganz allein sitzt, ach! da thut es einem wohl, wenn endlich jemand Theil an der Verlassenen nimmt!"

„Weiter! Weiter!"

„Nun, da saß ich gestern, es war schon gegen Abend, da kam ein Kourier aus der Stadt gefahren, und als die Pferde an mir vorbey sauseten, da fiel eine lederne Tasche von seinem Wagen. Ich rief ihm nach, aber du lieber Gott! der war schon weit, und meine Stimme ist schwach. Ich hob die Tasche auf, und fand sie verschlossen, und sah, daß das fürstliche Wappen darauf stand. Hm! dachte ich, es mag wohl allerley Wichtiges darin enthalten seyn, und es wäre wohl ein Trinkgeld damit zu verdienen. Wie soll ich sie aber an den rechten Mann bringen? Unsereins kennt Niemanden, und wird auch nirgends vorgelassen. Da gab mir Gott plötzlich in den Sinn: Geh in den goldenen Hirsch, suche deinen Wohlthäter, gib ihm die Tasche, er wird schon wissen, was damit zu thun ist. Freylich — fuhr sie fort, indem sie die Tasche un-

ter ihrer Schürze hervor nahm, — freylich ist der Weg mir sauer geworden, aber nun bin ich da, und nicht wahr, er nimmt vorlieb mit meinem guten Willen?"

Wie ein Blitz fuhr der Gedanke dem Jüngling durch den Kopf; ein Zufall, der mir günstig werden kann! Wer hätte es gedacht! Vielleicht ist diese alte Bettlerinn bestimmt, mich bey dem Minister einzuführen. Er dankte der Alten, versprach, sie nächstens zu besuchen, und ihr zu berichten, was mit der Tasche vorgefallen. Fröhlich trippelte sie fort. Er knöpfte den Fund unter seine Weste, steckte seine Bittschrift zum vierten Mahle in die Tasche, und begab sich zum vierten Mahle auf dem Schloßplatz.

Ehe er noch die Pforte erreichte, wo der Wagen des Ministers zu halten pflegte, sah er viele Menschen zusammen laufen, und einen Polizeybeamten umringen, trat mit hinzu, und hörte mit Herzklopfen laut unter Trommelschlag vorlesen: Einem gestern Abend mit wichtigen Depeschen abgefertigten Kouriere sey die Tasche verloren gegangen, wer sie finden, und den Pallast des Herrn Ministers von Stolzenack abliefern werde, habe sich einer ansehnlichen Belohnung zu erfreuen.

Sogleich drängte sich Leopold zu dem Polizeybeamten, und bath, ihn zu den Minister zu führen, weil die Tasche in seiner Verwahrung sey. Auf der Stelle führte der Beamte ihn in das fürstliche Schloß, ließ dem Minister den Vorfall melden,

und dieser kam hastig heraus in den Saal. Auf seinem Gesichte war deutlich zu lesen, wie viel ihm darangelegen, die Depeschen unversehrt wieder zu erhalten. Leopold überreichte ihm die Tasche. Mit sichtbarem Vergnügen, bemerkte der Minister, daß sie noch verschlossen sey, und erklärte dem Ueberbringer, daß Sr. Durchlaucht befohlen habe, ihm zwanzig Louisd'or zu bezahlen.

„Ach, Ew. Excellenz!" sagte Leopold, diese zwanzig Louisd'or gehören nicht mir, sondern einer armen alten Bettlerinn, welche die Tasche gefunden. Doch erlauben Sie einem verwaiseten Jüngling, der sich Kenntnisse erworben, um seinem Vaterlande zu dienen, daß er den Zufall benutze, um in dieser Bittschrift Ihnen seine Noth und seine Wünsche vorzutragen.

Der Minister las, unterhielt sich mit ihm, fand Gefallen an seiner edlen Freymüthigkeit, erinnerte sich seines Vaters als eines wackern Mannes, und bestellte ihn auf den Nachmittag in seinen Pallast.

Dießmahl wagte kein Schweizer ihn abzuweisen. Er hatte eine Unterredung von einer halben Stunde mit dem ehrwürdigen Minister, und verließ ihn als Sekretär eines Departements, in welchem gerade eine Stelle erledigt war.

Leopold schwebte zum Thore hinaus, denn seine Füße berührten kaum den Boden. Der Minister hatte ihm das Geld für die Finderinn der Ta-

sche eingehändigt, das wollte er ihr bringen, und mehr als das: die Bothschaft von seinem Glücke. „Wie wirst du dich wundern, du ehrliches Gemüth," sagte er zu sich selber, als er von ferne die Alte hinter ihrem Spinnrade erblickte, „wie wirst du dich wundern, wenn plötzlich das Ziegenfell über deinem grauen Haupte in ein goldenes Widderfell verwandelt, und ein fürstlicher Sekretär vor dir steht, den du geschaffen hast."

Allerdings konnte die gute Alte sich lange nicht überzeugen, daß man ihrer nicht spotte. Die Goldstücke lagen schon in ihrer Schürze, aber sie glaubte es nur so lange, als sie die Augen darauf heftete. So oft sie den Ueberbringer wieder ansah, schüttelte sie lächelnd den Kopf, und sagte: „Es ist doch nicht wahr." Leopold mußte ihr alles lang und breit erzählen; sie nickte bey jeder neuen Periode, und in ihrer Seele ging eine helle Sonne auf. Aber — so stark ist die Gewohnheit — in demselben Augenblicke, in welchem ein nie geträumter Reichthum ihren Schooß füllte, bath sie einen Vorübergehenden um einen Pfenning.

Leopold stand vor ihr, mit den Rücken gegen die Straße gekehrt, als sie zu seiner Verwunderung, durch diese Bitte seine Erzählung unterbrach.

Der Mann den Sie angesprochen, hatte sich genähert, um ihr ein Allmosen zu reichen, ließ aber plötzlich das Geld fallen, drückte Leopold in sei-

ne Arme, und rief: „Find' ich Sie endlich! Mein Gott! wie habe ich Sie überall gesucht!" Es war der ehrliche Pachter.

„Sie sollten sich schämen," hub er wieder an, nachdem der erste Ausbruch der Freude ihn zu Worten kommen ließ: „Einem dankbaren Menschen eine Wohlthat erzeigen, und dann sogleich davon laufen, das ist hart! das drückt einem das Herz ab! Fast täglich hat meine Tochter mich in die Stadt gejagt, und hätte Sie es nicht gethan, so wäre ich selber gegangen, um Sie aufzusuchen, um Ihnen zu vergelten, wenn ich könnte. Auf dem Markte habe ich Stunden lang gestanden, und mich vergebens nach Ihnen umgesehen. Allen Bäckern, denen ich Getreide verkaufe, habe ich Sie beschrieben vom Kopf bis zum Fuße, aber keiner wollte Sie kennen. Und wenn ich nun Abends unverrichteter Sache heimkehrte, und meine Babet mir mit fragenden Blicken entgegen kam, und ich immer wieder den Kopf schütteln mußte — ach Herr! das war hart! — Ja wahrlich! Sie haben meinem Kinde schon viele Thränen ausgepreßt, und obendrein ist sie krank seit der verfluchten Geschichte. O ich bin auch bey dem Minister gewesen, der hat den saubern jungen Herrn sammt seinen Helfershelfern ins Loch gesteckt; aber was kann mir das helfen? Meine arme Babet kränkelt, und wer weiß, ob ich sie in meinem Leben wieder blühen sehe! Geschwind

komme der Herr mit mir. Das wird eine Freude seyn.“

Ohne Leopolds Antwort abzuwarten hatte er ihn bereits ein Stück Weges mit fortgezogen. Der Jüngling widerstrebte nicht. Er bedurfte jetzt keiner Unterstützung mehr, und so hinderte sein Zartgefühl ihn nicht länger, denen unter die Augen zu treten, die sich für seine Schuldner hielten. Jenes unbekannte Gefühl, das ihn zum ersten Mahle ergriff, als Babet, von der Morgenröthe geschmückt, an seinen Arm sich schmiegte, beschlich auch jetzt wieder sein Herz, das immer höher klopfte, je näher sie dem Dorfe, je näher sie der Pachterwohnung kamen.

Babet saß unter der Linde wie ein Geist; aber als sie von Ungefähr die Augen aufhub, und den Vater — früher noch den Fremdling — erblickte, da sprang sie auf, mit lauten Schrey froher Ueberraschung, schwankte den Kommenden entgegen, wollte ihrem Vater um den Hals fallen, und sank in Leopolds Arme.

„Na, da bring' ich ihn dir,“ sagte der Alte, und rieb sich vergnügt die Hände. Mit Rosengluth übergossen, entwand sich Babet den Armen des Jünglings, und kehrte sich in holder Verwirrung zu ihrem Vater. „Ich glaube, du schämst dich?“ rief der Alte, „weil du so mir nichts dir nichts dem jungen Herrn in die Arme gelaufen bist! Nun freylich, daß würde ich auch nicht so mit angesehen ha-

ben, wenn es ein Anderer wäre; aber deinen Errets ter — meinen Wohlthäter — da brauchst du dich nicht zu schämen.“

Es war ein wonnereicher Abend, den Leopold unter der blühenden Linde verlebte, denn hier entfalteten sich auch die Blüthen der ersten Liebe. Er mußte versprechen, wenigstens zweymahl wöchentlich wieder zu kommen, und es währte nicht lange, so kam er alle Tage. Der Pachter meinte endlich, Leopold könne doch wohl in seinen Berufsarbeiten etwas versäumen, wenn er täglich durch den weiten Spaziergang so viel Zeit verlöre; so wollte er ihm lieber das Mädchen in die Stadt geben, und künftig dort seinem Eidam besuchen. Schon mancher Städter hatte um des reichen Pachters einzige Tochter gefreyt; dem wackern Leopold wurde sie zu Theil, denn er hatte sie erworben durch eine edle That.

Der Hochzeittag erschien. Der Bräutigam bath um Erlaubniß, auch einen Gast mitbringen zu dürfen; daß wurde ihm freundlich zugestanden. Zwar runzelte der Alte die Stirne, als er vernahm, dieser Gast sey ein Jude, aber schnell verschwanden die Falten von der Stirn des braven Mannes, da Leopold ihm erzählte, wie edel dieser Jude ihn zu seinem Schuldner gemacht, und nun empfing er den ehrlichen Israeliten mit einem eben so herzlichen Händedruck, als seinen Herrn Pfarrer.

Am andern Morgen übergab die schöne junge

Frau ihrem glücklichen Gatten ein Papier: „Es ist meine Mitgabe," sagte sie schalkhaft lächelnd. Er entfaltete es, und siehe, es war ein Contrakt, der ihn wieder in den Besitz seines väterlichen Hauses setzte. Oft hatte ihn der Pachter mit wehmüthigen Erinnerungen von diesem Hause am Paradeplatz sprechen hören, da war er heimlich hingegangen, und hatte es für seinen Eidam gekauft.

Hier wohnte nun das junge Paar im süßesten Lebensgenuß stiller häuslicher Freuden, die bloß dann und wann durch den Druck der Zeiten gestört wurden; denn es hatte sich die Kriegsflamme auch über diese Gegenden verbreitet. Doch die Liebe macht jede Entbehrung leicht, und Leopold schwebte auf dem Gipfel seines Glücks, als Babet ihn zum ersten Mahle mit einem Sohne beschenkte.

Sie hatte viel gelitten, ihr Leben hatte in Gefahr geschwebt, und noch mußte sie das Bett hüthen; da wurde in der Nähe der Residenz eine Schlacht geliefert, deren Folge war, daß der siegende Feind plötzlich die Stadt überschwemmte, und zügellos hausete. Umsonst verschlossen die erschrockenen Einwohner ihre Thüren, überall wurde eingebrochen und geplündert — aus allen Häusern schallten Töne der Verzweiflung!

Man denke sich die Angst des liebenden Gatten! Gern hätte er all seine Habe den Blutgierigen entgegen getragen, wenn er dadurch nur Schonung für das Krankenzimmer seiner Frau hätte erkaufen

können. Wirklich raffte er in der Eile alles Geld, alles Silberzeug zusammen, und stürzte, so beladen die Treppe hinab, um es den Einbrechenden bittend zu überliefern. Da fand er zu seinem größten Erstaunen, vor seiner offenen Hausthüre eine feindliche Schildwach, die so eben einen heranströmenden Haufen trotzig abwies, mit der Erklärung: er stehe hier als Sauvegarde.

Freudig erstaunt schlich Leopold zu seiner bebenden Frau, theilte ihr die frohe Entdeckung mit, beruhigte sie, trat ans Fenster, und war mehrere Stunden lang Zeuge, wie die Palläste rings umher geplündert wurden, und sein kleines Haus doch stets verschont blieb; wie der Soldat, gegen manchen Versuch hinein zu dringen, muthig kämpfte, ja sogar einmahl erklärte: den Ersten, der dieses Haus nicht respectire, werde er sein Bajonnet durch den Leib rennen.

Mit Thränen dankte Leopold dem Himmel! aber unbegreiflich war es ihm, warum gerade nur er, ein unbedeutender Privatmann, das schreckliche Loos seiner Mitbürger nicht theilte? Er mußte einen Irrthum vermuthen. Sobald es etwas ruhiger wurde, hohlte er einige Flaschen von seinem besten Wein, ging hinunter zu dem Soldaten, schenkte ihm ein, und bath ihn in französischer Sprache, ihm das Wunder zu erklären.

„So trinke ich dem wieder ein Glas Wein auf dieser Stelle!" antwortete der Soldat auf deutsch,

und eine Thräne fiel ihm in den Becher: „Wundern Sie sich nicht, mein Herr! das Haus, in dem Sie mehr als einmahl meinen blutigen Rücken gewaschen, würde ich mit meinem Leben vertheidigt haben.“

Jetzt erkannte Leopold den Rekruten, und fiel ihm gerührt um den Hals. Er hatte die unmenschliche Behandlung, die vormahls unter den deutschen Truppen so gewöhnlich war, nicht länger erdulden können, war desertirt, hatte fremde Dienste genommen, und — was seine Narben bewiesen — sich brav gehalten. Jetzt, als er nach der Schlacht zum ersten Mahle wieder die Residenz seines ehemahligen Fürsten betrat, widerstand er jeder lockenden Beute, eilte hastig vor das Haus seines Wohlthäters; schützte dessen Vermögen, und erhielt ihn vielleicht das kostbarste, was er auf der Welt hatte — das Leben seiner Gattinn.

O! sagte Leopold, noch oft in späten Jahren zu seinen Kinder, wenn sie mit dem alten steif gewordenen Hunger spielten: „Geht an keinem leidenden Geschöpf kalt vorüber! und wo ihr nicht helfen könnt, da tröstet wenigstens! denn wahrlich! es ist keines so gering, daß es nicht unverhofft euch überreich vergelten könnte!“

Das Buch Papier!

Es gibt einen Fehler, den wir viel zu sanft Leichtsinn nennen. Wenn so manche andere, mit härtern Nahmen belegte Fehler nur wenige Verbrechen erzeugen, so wird dieser oft die Mutter von Tausenden. Nie fragt der Leichtsinn, wenn eine Rose ihm winkt, ob eine Schlange darunter liege? ob ihre Dornen ihn oder andere verwunden werden? Er pflückt sie, weil es ihm eben behagt. Böses denkt und fühlt er gewöhnlich nicht dabey, aber das Böse geschieht darum nicht minder, und selten vermögen Jahre wieder gut zu machen, was eine Minute verdarb.

Mit trefflichen Anlagen des Geistes und Herzens war Julius geboren. Schade, daß seine Mutter ihn verhätschelte! Strenger bewies der Vater, ein wohlhabender Kaufmann, sich gegen ihn, doch

seine Geschäfte erlaubten ihm nicht, der Erziehung des Sohnes die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen, und oft, wenn Julius dumme Streiche gemacht hatte, die ziemlich mehr an schlechte Streiche gränzten, ließ er den väterlichen Zorn durch die mütterliche Entschuldigung besänftigen: „Es ist nur aus Leichtsinn geschehen.“

Freylich hatte sie Recht. Keine Freude von Bosheit glimmte in des Knaben Brust. Er konnte, wenn sein Leichtsinn ihm oder Andern geschadet, die herzlichsten Thränen der Reue vergießen, und das Gelübde der Besserung war ihm jedesmahl ein ganzer Ernst. Aber seine Thränen glichen Thautropfen, die der erste warme Sonnenstrahl aufleckt, und seine Gelübde verwehte ein schmeichelndes Lüftchen. Der pedantische Hofmeister, mit großer Gelehrsamkeit, aber nicht mit der Gabe ausgerüstet, junge Gemüther zu lenken, vermochte nichts über ihn, und so war er aufgewachsen bis in sein neunzehntes Jahr.

Jetzt dünkte es dem Vater an der Zeit ihn auf die hohe Schule zu senden. Zum Begleiter gab er ihm einen alten treuen Bedienten, Jakob, der ihn seit der Wiege kannte und liebte. Am Abend vor der Abreise rief der Vater dem Wildfang noch einmahl in sein Zimmer, und suchte durch die rührendsten Ermahnungen einen tiefen Eindruck auf den Jüngling zu machen, der nun zum ersten Mahle in der Welt allein stehen und handeln sollte. Auch

schmeichelte er sich, es sey ihm vollkommen gelungen: denn der Eindruck war unverkennbar, das bezeugten des Sohnes verweinte Augen, allein wie tief er sich eingeprägt, das konnte nur die Zeit lehren. Indessen benutzte der Alte die Erschütterung des Jünglings, um durch ein kleines Hülfsmittel seine Lehren stets in frischem Andenken zu erhalten. Er gab ihm nähmlich ein Buch Papier, und Julius mußte ihm feyerlich schwören, daß er jeden Bogen dieses Papiers nur zu irgend etwas Wichtigem verwenden wollte, dabey sollte er jedesmahl in seine Schreibtafel zeichnen, wozu er den Bogen benutzt, auch dann, wenn er hintenher eingesehen, daß er einen leichtsinnigen Gebrauch davon gemacht. Die ganze dadurch entstehende Liste wollte der Vater nicht eher sehen, bis Julius von der Universität zurück gekommen; dann aber sollte er sie ihm vorlegen, und sie wollten als Männer darüber sprechen.

Mit den herrlichsten Vorsätzen kam Julius an den Ort seiner Bestimmung. Im ersten halben Jahre war er fleißig und sodentlich, der alte Jakob hatte seine Freude an ihm; das Buch Papier lag noch unangerührt. Nun kam der Winter. Es gab Bälle und Schlittenfahrten. Julius lernte Henrietten kennen, die schöne Tochter eines verwitweten Professors, der alle Musen seine Schwestern nannte, und als ein treuer Bruder mit diesen neun

Schwestern so traulichen Verkehr trieb, daß ihm keine Zeit übrig blieb, sich um seine Tochter zu bekümmern.

Diese hatte indessen auch einen Schwesterbund geschlossen, aber nicht mit den Grazien, sondern mit Koketterie und Eitelkeit. Da die Zahl der hübschen Mädchen auf Universitäten mit der liebeslustigen Jünglinge in gar keinem Verhältnisse steht; so wird ihnen das Glück, doch nur auf wenige Jahre, zu Theil, ihre Anbether bey Dutzenden zu zählen, und sie pflegen gewöhnlich in diesem Glücke zu schwelgen, ohne jemahls ein Auge auf ihre welkenden, verlassenen Mitschwestern zu werfen, wodurch sie zugleich in ihre eigene Zukunft blicken würden.

Henriette hatte schon manches ihrer Frühlingsjahre in diesem Rausche vertändelt. Jedem Jüngling, der durch Geburt und Aufwand sich auszeichnete, lockte sie in ihre Fesseln, und besaß die Kunst, wenn deren mehrere zu gleicher Zeit um sie schmachteten, jedem einzubilden, er sey allein der Begünstigte. Julius, der reiche Kaufmannssohn entging ihr nicht. Seine Unerfahrenheit und Eitelkeit gewährten ihr ein leichtes Spiel, und das sie bereits zwey und zwanzig Jahre zählte, so erwog sie klüglich, daß es gerathen sey, die Rose, die schon mit so manchem Zephyr gebuhlt, endlich von Hymens Hand brechen zu lassen. Darum erkohr sie ganz im Stillen den eitlen Julius zu ihren künftigen Gatten, ohne deßhalb vor der Hand ihre übrigen Verbindungen aufzugeben. Er liebte

sie mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe, sie erwiederte sie mit jungfräulicher Sittsamkeit. Er sah in ihr das Ideal weiblicher Vollkommenheit; sie war ein Engel, und er mußte sie ewig, ewig lieben! Das schien ihm eine so ausgemachte Wahrheit, daß der leiseste Zweifel an derselben den alten Jakob fast um seinen Dienst gebracht hätte. Sehr natürlich wurden nun die ersten sechs Bogen von dem Buche Papier nach und nach zu Liebesbriefen verwendet. Denn welchen schönern Gebrauch konnte er davon machen, als den, die wichtigste Angelegenheit seines Lebens einzukleiden, seine jetzige Wonne und die heiligen Ahndungen seines künftigen Glücks darauf zu verewigen. In den siebenten Bogen wickelte er eine Locke von Henriettens Haar. Auf den achten wurde ein Gedicht an sie geschrieben, welches ihm zugleich den eitlen Genuß gewährete, sich zum ersten Mahle gedruckt zu sehen; denn dieses Gedicht öffnete ihm die Pforten der Zeitung für die elegante Welt, an der er nunmehr ein fleißiger Mitarbeiter wurde, und anfing, sich für einen großen Mann zu halten, weil er große Männer mit beklatschen, oder ausklatschen durfte.

Unter seinen Freunden war auch ein ehrlicher Schweizer, der, weil er es immer gut meinte, seine Ausdrücke nicht abwog, sondern seine Meinung gewöhnlich in etwas derben Worten vorzutragen pflegte. Er war schon zwey Jahre länger, als Julius, auf dieser hohen Schule, daher

Henriettens Ruf ihm wohl bekannt. Er hatte nichts dagegen, daß sein Freund auch eine Blüthe von dem schon so oft beraubten Stocke brach, nur warnte er ihn vor Verblendung, und als er sah, daß diese Warnung nicht beachtet wurde, schilderte ihm in etwas groben Farben Henriettens Koketterie, und bediente sich am Ende eines Ehrentitels, den man nur leichtfertigen Dirnen beyzulegen pflegt.

Das brachte Julius in Wuth. Sein Engel, seine Madonna, seine Una, seine Myranda — lauter Nahmen, mit welchen er ihre hohe Unschuld bezeichnete — wer durfte es wagen, seine künftige Gattinn eine Verworfene zu nennen! Nur Blut konnte das Andenken an diesen Frevel vertilgen. Er schrieb flugs eine Ausforderung auf den neunten Bogen. Der ehrliche Schweizer wollte sich anfangs nicht schlagen, so oft er auch schon seinen Muth bey solchen Gelegenheiten erprobt hatte. Er schlug dem verblendeten Freunde vor, den Zweykampf nur drey Monathe lang aufzuschieben, und wenn er dann dem harten Urtheil nicht selber beystimmte, nun, so wäre es dann noch immer Zeit, eine Lanze für seine Dulcinea zu brechen.

Aber Julius bestand darauf, gleich am andern Morgen seinen Stahl in die Brust des Verläumders zu senken. Der im Fechten wohl erfahrne Schweizer stellte sich, weil der Hitzkopf durchaus die Vernunft nicht hören wollte, schonte jedoch seines Lebens, und verwundete ihn bloß am rechten

Arme, wie wohl so derb, daß er den Degen augenblicklich fallen ließ, und viele Wochen lang einer schmerzhaften Cur sich unterwerfen mußte. Er wurde zwar geheilt, doch eine kleine Steifheit des Armes blieb ihm Zeitlebens zurück, nur achtete er damahls deren nicht, denn Henriette, deren Eitelkeit es kitzelte, daß um ihretwillen ein Zweykampf Statt gefunden, entschädigte ihn durch ihre Liebkosungen, und würde ihn ohne Mühe überredet haben, sich noch ein Mahl mit dem Schweizer herum zuschießen, allein dieser war bereits in sein Vaterland zurückgekehrt.

Eben so freygebig als Henriette in solchen Fällen mit dem Blute des Geliebten war, eben so verschwenderisch war sie auch mit seinem Geld. So reichlich auch sein Vater ihn versorgte, so hatte Julius doch nie genug, um die Wünsche und Launen der Geliebten zu befriedigen, zumahl, da seine eigene Eitelkeit nicht weniger den Beutel erschöpfte.

Eines Tages traf die Nachricht ein, daß ein berühmter fremder Fürst die Universität auf einige Stunden mit seiner Gegenwart beehren würde. Die Studenten errichteten also in der größten Eile eine Ehrengarde. Die Uniformen der Ehrenritter, so wie die Schabracken ihrer Pferde, sollten vom Golde strotzen. Nur die Reichsten konnten diesen Aufwand machen. Zu den Reichsten gehörte Julius noch nicht, auch war eben jetzt in seinem Beu-

tel Ehre eingetreten. Aber eine Ehrengarde ohne ihn! welch ein demüthigender Gedanke! Wie? er sollte den Ruhm entsagen, vor oder hinter dem Wagen eines Fürsten geritten zu seyn? Er solle dem hohen Genuße entsagen, in glänzender Uniform vor den Fenstern seiner Geliebten zu paradiren, und in ihren Blicken das Wohlgefallen seiner geschückten Person zu lesen? — Das überstieg seine Kräfte. Es mußte Geld geschaft werden. Die oft wiederhohlte Warnung des Vaters, ja nie Schulden zu machen, wurde in den Wind geschlagen. Der ehrliche Jakob mußte seufzend von einem Juden zum andern laufen, Julius ergriff den zehnten Bogen, und schrieb einen Wechsel darauf, dessen Valuta er mit zwanzig Procent verzinsen mußte, obgleich er kaum die Hälfte derselben baar empfangen. Lange hatte er vor dem Schuldenmachen sich gehüthet, nachdem er aber einmahl den ersten Schritt auf einem Pfade gethan, der unvermeidlich zum Abgeunde führt, so zog die Leichtigkeit, jede Launs zu befriedigen, ihn immer weiter und schneller mit fort, und Henriette half treulich zu seinem Verderben.

Immer fester umstrickte sie ihn, ja sie wußte sogar ihm ein schriftliches Heirathsversprechen zu entlocken, welches er auf den eilften Bogen schrieb.

Bisher hatte sie in andern Liebeleyen sich gewissermassen Zwang angethan, und ihrem Julius eine Art von Treue bewiesen; aber so bald sie im Besitz dieser Urkunde sich befand, glaubte sie schon

freyer schalten zu können. Ohnehin war sie seiner im Grunde herzlich müde; nur die Aussicht, durch ihn unter die Haube zu kommen, hatte sie vermocht, den Schein der Sittsamkeit zu heucheln. Jetzt warf sie den lästigen Zügel ab, und trieb ihr buhlerisches Wesen ziemlich öffentlich mit einem jungen Liefländer, sicher, daß der verblendete Julius auch nicht ein Mahl wagen würde, einem leisen Verdachte Raum zu geben. Wenn er ja bisweilen etwas Zweydeutiges bemerkte, und ein wenig Unmuth spüren ließ, so wußte sie ihm das tändelnd auszureden, auch wohl ihm ernsthaft zu beweisen, daß es nothwendig sey, um die Verbindung mit ihm zu verbergen, dann und wann einem Andern freundliche Blicke zuzuwerfen. „Ueberdieß," fügte sie liebkosend hinzu, „macht es mir Spaß, einen girrenden Liebhaber zu äffen; doch wenn darum mein Julius an der ewigen Liebe seiner Henriette zweifeln könnte, so wollte ich lieber in eine ferne Einöde mich begraben, bis er sein glückliches Mädchen zum Altare führt."

Wer konnte solchen Versicherungen mißtrauen? Ein Verliebter, und zumahl ein eitler Verliebter, ist das gläubigste Geschöpf auf Gottes Erdboden. Julius betrachtete seinen Nebenbuhler mit einer Art von Mitleid, und machte sich bisweilen lustig über ihn. Aber den alten Jakob täuschte die Kokette nicht. Seit er kopfschüttelnd erfahren, daß sein junger Herr ein Heirathsversprechen von sich

gegeben, seither spürte er auf allen Tritten und Schritten ihr nach, und erlauschte bald, daß sie in mondhellen Abendstunden in dem Garten, den ihr Vater in der Vorstadt besaß, mit dem jungen Liefländer geheime Zusammenkünfte habe.

Seinen Pflegebefohlenen geradezu davon zu unterrichten, dafür hüthete er sich wohl, denn er war schon öfter mit seinen Bemerkungen übel angelaufen. Julius wollte nun ein Mahl dergleichen nicht hören, es blieb also kein anderes Mittel übrig, als ihn durch seine Augen zu überzeugen.

Eines Abends, als der laurende Jakob das buhlende Pärchen in den Garten schleichen, und die Thür hinter sich hatte verschließen sehen, eilte er heim, und hinterbrachte seinem Herrn, er sey Mamsel Henrietten auf der Straße begegnet, sie habe geweint, und ihn gebethen, Julius sogleich in den Garten einzuladen, weil sie etwas Wichtiges ihm zu vertrauen habe. Zwar sey auch ihr Vater dort, und er werde den Garten verschlossen finden, aber sie hoffe, daß ihm die Liebe Kraft oder Flügel leihen werde, über die etwas hohe Mauer zu klettern; dann solle er nur leise durch den Garten schleichen und lauschen; sobald sie vom Vater sich wegstehlen könne, werde sie in seinen Armen Trost suchen.

Diese Erfindung hatte dem alten Mann Kopfbrechens verursacht, und kostete ihn noch weit mehr sie hervorzustammeln, weil er das Lügen verab-

scheute. Wäre Julius minder befangen gewesen, die Verwirrung des Alten müßte ihm aufgefallen seyn; aber kaum hatte er von Henriettens Thränen gehört, so sah er auch nichts weiter als die weinende Geliebte. Die Vermuthung, der Vater wolle ihr einen Gatten aufdringen, fiel ihm schwer auf's Herz. Er flog zur Stadt hinaus, stand keuchend an der Gartenmauer, erspähte ein Plätzchen, wo ausgerissene Steine ihm das Emporklimmen gestatteten, kam mit geschundenen Händen hinüber, schlich auf den Fußspitzen im Garten herum, und lauschte mit klopfendem Herzen, so oft ein Vögelchen durch die Zweige schlüpfte.

Nicht lange, so dünkt es ihm, er vernehme Geflüster. Er schlich dem Tone nach, der ihn zu einer Laube führte. Eben trat der Mond hinter einer Wolke hervor, warf einen hellen Strahl in die Laube, und Julius erblickte Henrietten in den Armen seines Nebenbuhlers. Schrecken und Wuth erpreßten ihm einen lauten Schrey. Die Ueberraschten sprangen auf. Zum Glück waren beyde Liebhaber unbewaffnet. Henrietten verließ die Keckheit, die edle Unverschämtheit, die ihr sonst immer zu Gebothe stand; blaß und zitternd wankte sie auf den Füßen, und vermochte kein Wort zu stammeln. Julius forderte den Liefländer auf Pistolen, wandte sich dann zu der Sünderinn mit spöttischer Gebehrde, und sagte höhnisch: sie werde nicht verlangen, daß er sich die Mühe geben

solle, noch ein Mahl über die Gartenmauer zu klettern, weßhalb er sich den Schlüssel zur Pforte ausbitte. Er fügte das Versprechen hinzu, die Thür sorgfältig wieder zu verschließen, und den Schlüssel über die Mauer zu werfen, damit sie nicht zum zweyten Mahle in der süßen Unterhaltung gestört werde. Schweigend und zitternd reichte sie ihm den Schlüssel. Er kochte vor Wuth, allein er lachte laut auf und ging.

An der Pforte fand er den getreuen Jakob, der mit ängstlichem Verlangen, den Erfolg seiner List erwartete, und da er sie gelungen sah, dem Entzauberten bekannte, daß er es sey, der ihm die Binde von den Augen gerissen. Nachdem des Jünglings heißes Blut sich abgekühlt, gelang es auch dem alten treuen Diener ihm zu beweisen, daß es Thorheit sey würde, um einer Verworfenen willen, sein Leben zum zweyten Mahle in Gefahr zu setzen. Julius stellte sich zwar am andern Morgen seinem Gegner, doch unbewaffnet, und erklärte ihm lachend, daß er die schöne Beute ihm ungetheilt überlasse. Es kam zu Erläuterungen, und als der Liefländer erfuhr, in welchen engen Verhältnissen Henriette schon längst mit Julius gestanden, warf auch er die Pistole weg; die Nebenbuhler umarmten sich, und die leichtfertige Kokette verlor in einem Augenblicke zwey Liebhaber, deren einen sie bereits als einen geduldigen Ehemann betrachtet hatte.

Indessen war Jakob zu dem ehrlichen Professor gegangen, hatte ihm ganz treuherzig alles erzählt, und sich das Eheversprechen wieder ausgebethen. Der gelehrte, in seine Bücher begrabene Mann konnte sich Anfangs gar nicht darein finden. Es wurde ihm sauer, sich der Vorwelt zu entreissen, um ein Mahl in seinem eigenen Hause zu Hause zu seyn. Er ließ die Tochter rufen, zwang sie, auf der Stelle das Papier herauszugeben, und schickte sie dann über Hals und Kopf in ein kleines Landstädtchen, zu einer grämlichen Muhme, wo sie ihr Leben verseufzte, und ihre besten Blüthen verwelken sah.

Auf Julius hatte diese Begebenheit zwar einen starken, aber doch nicht erwünschten Eindruck gemacht. Denn, statt die Veranlassung derselben in seinem eigenen Leichtsinn zu suchen, und diesen zu bekämpfen, warf er einen Groll auf das ganze weibliche Geschlecht, das er einer edlen Liebe für unfähig erklärte, und hinfort zum Spiele seiner Spöttereyen machte. Da aber sein Herz eine Leere fühlte, und in der That für warme Anhänglichkeit geschaffen war, so suchte er nun in der Freundschaft das Glück, das er in der Liebe nicht gefunden. Er verfuhr dabey mit seiner gewöhnlichen Unbesonnenheit. Wer ihm schmeichelte, an dem hing er sich, der schien ihm der edelste Freund. Mit einem schlauen Emigranten, der sich einige Zeit an dem Orte aufhielt, schloß er einen sogenannten ewigen

Bund, und sein Beutel stand diesem Schmeichler stets offen. Da der Fremde bald darauf abreisete, und sein Weg ihn durch Julius Vaterstadt führte, so gab er ihm auf den zwölften Bogen ein so warmes Empfehlungsschreiben an seinen Vater mit, daß dieser ihn ohne Bedenken mehrere Wochen lang in seinem Hause beherbergte, und ihn auf alle Weise unterstützte, bis eines Morgens der Landstreicher verschwunden war, nachdem er seinen Wohlthäter um eine nahmhafte Summe betrogen hatte.

Auch diese Erfahrung machte den Jüngling nicht weiser. Ein Abenteurer bestrickte ihn noch fester, indem er die Mystik zu Hülfe nahm, in die Geisterwelt ihn führte, und zu der erhabensten Schwärmerey sein Herz entflammte. Jedes Wort dieses neuen Kagliostro schien ihm ein Orakel, jeder Zweifel an dessen höhere Natur ein Verbrechen. Auch hatte der Listige Monathe lang mit ihm gelebt, ohne seinen Beutel in Anspruch zu nehmen, wodurch ihm gelungen war, sogar den mißtrauischen Jakob einzuschläfern. Aber eines Tages erschien des großen Mannes Stirn bewölkt, eine schwere Sorge schien ihn zu drücken. Julius fragte, bath, entriß ihm sein Geheimniß. Er brauchte Geld, viel Geld, um irgend eine edle, große That auszuführen. Gemeine Menschen hatten keinen Sinn dafür. Wem sollte er sich vertrauen? Das war sein Kummer.

Umsonst both Julius ihm alles an, was er eben besaß; es reichte nicht hin. Aber sein Credit — herrlich, der konnte die Lücke füllen. Doch der My-

stiker machte große Schwierigkeiten, und der exaltirte Freund mußte seine Hülfe ihm aufdringen. Er gab ihm ein Blanquet — es war der dreyzehnte Bogen von ihm unterschrieben und besiegelt. Glücklich wollte er sich schätzen, wenn sein erhabener Freund es auf beliebige Weise ausfüllte, und es ihm dadurch gelänge, einem so edlen Bedürfniß abzuhelfen. Der Mystiker umarmte ihn gerührt, und ging. Am andern Morgen war er verschwunden. Julius hörte nie wieder von ihm reden. Aber das Blanquet erblickte er bald, in einen derben Wechsel verwandelt, in der Hand eines Juden, und mußte, um es auszulösen, seine Zuflucht zu dem zürnenden Vater nehmen.

Diese neue, bittere Erfahrung machte ihn freylich mißtrauisch, aber auch ungerecht. Statt seinen eigenen Mangel an Prüfung anzuklagen, hielt er nun auch die Freundschaft für ein Unding, jede Aeußerung derselben, für bloße Wirkung des Eigennutzes. Fast menschenfeindlich zog er sich zurück, und wollte nun bloß den Wissenschaften und Künsten leben. Der öffentliche Unterricht genügte ihm nicht. Er nahm eine Menge theure Privatstunden, und jeder Lehrer empfing, wie gewöhnlich, nach Endigung der Stunde, eine von ihm besiegelte Marke. Zu diesen Marken zerschnitt er den vierzehnten Bogen, und zwar mit einem geheimen Stolze, denn er glaubte ihn trefflich anzuwenden. Auch versäumte er in den ersten paar Wochen keine Stun-

er. Allein er hatte sich schon zu sehr an ein zerstreutes Leben verwöhnt, Ordnung war ihm lästig, Fleiß beschwerlich, und für jede Anstrengung schlummerte die Kraft. Anfangs kürzte er die Stunden ab, und bald war er nie mehr zu Hause, wenn die Lehrer kamen. Der seufzende Jakob mußte die Marken austheilen, die am letzten jedes Monaths mit versendetem Gelde wieder eingelöset wurden. Sich einen berühmten Nahmen in der Republik zu erwerben, oder für einen schönen Geist zu gelten, dazu gab es ja weit leichtere Mittel.

Es befand sich auf dieser hohen Schule eine Rezensiranstalt, die, unter dem herrlichen Vorwande, daß jeder Rezensent für das, was er geschrieben, haften müsse, sie aber keineswegs verbunden sey, es zu prüfen, eine Menge Pasquille in die Welt schickte, und auch Studenten gern an dieser edlen Beschäftigung Theil nehmen ließ.

Es war gerade damahls Mode, über einen gewissen Schriftsteller, den das Publikum begünstigte, wüthend herzufallen, und was er immer schreiben mochte, mit giftigen Zähnen zu zerreißen. Auch Julius bildete sich ein, sich selbst einen Ehrenkranz zu flechten, wenn er den eines andern zerzausen hülfe. Er besudelte seinen fünfzehnten Bogen mit einer hämischen Rezension, von der er hoffte, daß sie den Angegriffenen recht weh thun würde.

Noch übler wandte er den sechszehnten Bogen an, indem er, aus bloßem leichtsinnigen

Selbstkitzel, ein Sportgedicht gegen einen ehrlichen Mann darauf schrieb, das in der That von beissendem Witze strotzte, und demjenigen, dem es galt, nicht allein bittere Stunden machte, sondern auch sogar auf dessen Schicksal einen nachtheiligen Einfluß hatte. Aber was kümmert das den witzigen Jüngling, der sein Müthchen kühlen wollte.

Der Begierde zu schimmern, konnte er selten widerstehen, so wenig als den Hochmuth, sich andern gleich zu stellen, die an Rang und Vermögen ihm überlegen waren. Daraus entsprang unter andern die böse Folge: daß er sein sonst weiches Herz der leidenden Menschheit verschloß. Vormahls gab er den Armen gern und oft, jetzt konnte er nichts mehr geben, weil das etwa Erübrigte stets durch irgend einen eitlen Prunk verschlungen wurde; nicht selten ohne ihm einmahl Vergnügen zu gewähren. Der alte Jakob that sein möglichstes, um das Herz seines jungen Herrn den süssen Gefühlen der Wohlthätigkeit nicht ganz entfremden zu lassen, und so oft die väterlichen Wechsel anlangten, versäumte er nie, für die Armuth wenigstens einige Thaler auszubetteln.

Eines Tages, da Julius eben von seinem Vater ein ansehnliches Weihnachtsgeschenk erhalten, führte Jakob ihn vor die Stadt zu einer leeren Heuscheuer, wo eine unglückliche, aus Ostpreußen vertriebene Familie im tiefsten Elend schmachtete. Da lag ein Kind mit dem Hunger kämpfend, dem

ein andres mit erfrornen Füßen, eine kranke Mutter, ein verzweifelnder Vater. Julius, tief bewegt, eilte sogleich zurück, überzählte seine ganze Baarschaft, und fand, daß, wenn er alle seine Rechnungen bezahlt habe, ihm noch acht Louisd'or übrig blieben, durch die er das Elend jener Hülflosen erleichtern könnte. Jakob wurde ausgeschickt, um die Rechnungen quittiren zu lassen. Sobald er wieder heim kam, wollte Julius der unglücklichen Familie seine Gabe bringen; ja, er wollte es gleich auf der Stelle thun, aber der Alte wünschte Zeuge davon zu seyn, und bath, seine Zurückkunft abzuwarten, da er höchstens eine halbe Stunde ausbleiben werde.

Ach eine halbe Stunde ist mehr als zu viel, um des Menschen beßte Entschlüsse zu wandeln, zu vernichten. Kaum war Jakob fort, als ein paar junge Grafen herein traten, in deren Gesellschaft Julius viel Geld zu verschwenden pflegte, weil er es ihnen stets gleich thun wollte. Sie erzählten: ein berühmter Luftschiffer sey angekommen, und wolle hier seine fünfzehnte und sechszehnte Auffahrt in das Wolkenreich machen, wenn er durch eine hinlängliche Subscription für die Kosten gedeckt würde.

„Straf mich Gott!" sagte der Eine, „wir müssen den Mann unterstützen."

Der Andere bekräftigte es mit einem, „Hohl' mich der Teufel!"

„Herr Bruder Julius!" fuhr Jener fort, „wir und du pflegen hier den Ton anzugeben, auf

uns sind aller Augen gerichtet, wir müssen den Anfang machen. Wenn jeder von uns nur acht bis zehn Louisd'or unterschreibt, so werden die übrigen schon nach Vermögen beysteuern, und wir uns ein Verdienst um das Publikum erwerben.

Julius dachte wohl noch einmahl an das Kind mit erfrornen Füßen, aber theils verblendete ihn die Eitelkeit, vom Publikum eben sowohl, als die beyden reichen Grafen, unter die Beförderer des öffentlichen Vergnügens gezählt zu werden, theils hielt falsche Scham ihn ab, zu bekennen, daß er eben nichts mehr übrig habe, als jene arme Familie empfangen sollte. — „Geschwind, Herr Brüder," sagte der eine Graf, „einen Bogen Papier, um die Subscription darauf zu beginnen.

Julius hohlte, wiewohl mit innerm Widerstreben, seinen siebenzehnten Bogen hervor, und unterzeichnete seine acht Louisd'or. Die Grafen trugen sogleich das Papier mit fort, um noch mehr Subscribenten zu sammeln, und als Jakob nach Hause kam, fand er, zu seinem größten Schmerz und Verdruß, keinen Heller mehr in der Kasse. Julius tröstete ihn mit dem Versprechen, einen kleinen Brillantring, den er einst von seiner Mutter zum Geschenk erhalten, in Geld umzusetzen, um dennoch den wohlthätigen Zweck zu erreichen. Schon öfter hatte er diesen Ring veräußern wollen, und immer hatte Jakob es durch sein Bitten verhindert, weil die gewöhnlichen Bedürf-

nisse des jungen Herrn ihm eines solchen Nothbehelfes unwerth schienen. Dießmahl widersprach er nicht, da Julius, nach seiner Meinung, sich Diamanten zu einer Himmelskrone damit erkaufen würde. Der Ring wurde folglich manchem Juwelier und manchem Juden feil gebothen, da aber keiner ihn nach Werth bezahlen wollte, so zerschnitt Julius seinen achtzehnten Bogen zu Lotterieloosen, die er auch alle glücklich an den Mann brachte. Allein darüber waren einige Wochen vergangen, der Eindruck, den das menschliche Elend auf ihn gemacht, halb und halb erloschen, und da gerade um diese Zeit in einer benachbarten Hauptstadt ein hohes Vermählungsfest gefeyert werden sollte, so konnte er der Begierde nicht widerstehen, diesem glänzenden Feste beyzuwohnen. Dazu war viel Geld erforderlich, und für jene Unglücklichen blieb kein Thaler übrig.

Jetzt riß des ehrlichen alten Jakob Geduldsfaden. Er nahm sich die Freyheit, seinem jungen Herrn harte Vorwürfe zu machen, die aber, weil sie alle gegründet waren, diesen nur erbitterten, und endlich so in Harnisch jagten, daß er auf seinen neunzehnten Bogen den Abschied des wackern alten Mannes schrieb.

Mit Thränen in den Augen, doch ohne sich zu einer Bitte zu erniedrigen, verließ Jakob den Undankbaren, und fand sogleich ein bequemes Unterkommen in einem der reichsten Häuser, wo man

seine Redlichkeit besser zu schätzen wußte. Julius verlor durch ihn den letzten Freund, der ihn noch vor mancher Thorheit abgehalten, und sank immer tiefer ins Verderben. Der reiche Vater konnte nicht Geld genug schicken, und begehrte nun, was er zuvor nie gethan, der Sohn solle ihm Rechnung ablegen. Da setzte sich Julius an seinen Schreibtisch, mit einem zwar murrenden, aber unterdrückten Gewissen, nahm seinen zwanzigsten Bogen, und bewies dem Vater durch lauter Unwahrheiten, daß er die großen Summen auf die nützlichste Weise für Wissenschaften und Künste verwendet habe.

Doch in demselben Augenblick wurde der ein und zwanzigste Bogen, weil er eben bey der Hand lag, durch ein Billet an eine leichtfertigte Dirne besudelt, der er ein Rendezvous gab, ohne Rücksicht auf die Gefahr, in welcher seine Gesundheit schwebte.

Indessen blieb, trotz aller dieser Ausschweifungen sein Geist doch immer noch lernbegierig, und es gab Wochen, ja bisweilen ganze Monathe, in welchen er fleißig studierte. Nur hatte auch dieser Trieb von Kenntnissen eine schiefe Richtung erhalten. Der Philosophie ergab er sich, doch wie die meisten, nur um durch Paradoxen zu schimmern, nicht um an der Hand dieser Himmelstochter Trost und Muth für Leiden und Tod zu suchen. Er glaubte sich stark genug, durch eine öffentliche Disputation

nicht allein die ganze gelehrte Welt in Erstaunen zu setzen, sondern auch seinem Vater zu beweisen, daß er seine Zeit wohl angewandt habe.

In dieser Absicht schrieb er auf den zwey und zwanzigsten Bogen Sätze, über welche er disputiren wollte, um den philosophischen Doktorhut zu erlangen. Alle diese Sätze waren gegen die Unsterblichkeit der Seele gerichtet.

Doch schon während dieser Arbeit schlich in seinen Adern ein Gift, welches, durch seine Ausschweifungen erzeugt, jetzt durch die düstern Vorstellungen, denen er nachhing, nur noch gefährlicher wurde. Er fiel in eine schwere Krankheit, und der drey und zwanzigste Bogen wurde vom Arzt zu Rezepten verbraucht. Mehrere Wochen lang schwebte er in Todesgefahr, und lag ohne Besinnung. Als er zum ersten Mahle derer wieder mächtig wurde, sah er den alten Jakob neben seinem Bette sitzen. Der ehrliche Mann hatte kaum erfahren, daß sein junger Herr mit dem Tode ringe, als er jedes ihm angethane Unrecht vergaß, und seinen einträglichen Dienst verließ, um Krankenwärter bey Julius zu werden.

Da er die Kasse des Verschwenders wie gewöhnlich leer fand, so gab er mit Freuden alles her, was er sich erspart hatte, um es den Kranken an

nichts fehlen zu lassen. Seiner Pflege verdankte Julius das Leben. Hingegen war auch Jakob der erste frohe Zeuge von seiner wiederkehrenden Vernunft, von dem Erwachen seines Herzens. Schon als er noch nicht sprechen konnte, bewies mancher, von Thränen begleitete Händedruck die Reue, die ihn quällte. Bald forderte er auch mit schwacher Stimme das beschriebene Blatt Papier von seinem Pulte. Es waren die Sätze von der Unsterblichkeit der Seele, die er unwillig zerriß.

Er genaß langsam. Sobald er zum ersten Mahle wieder die Feder führen konnte, ergriff er hastig den letzten Bogen seines Buchs Papier, und schrieb darauf das reuige Bekenntniß an seinen Vater, daß er die übrigen drey und zwanzig schlecht angewendet. Die ersten sechs wurden der Schwärmerey einer unwürdigen Liebe gewidmet. Der siebente bewahrte die Haarlocke einer Buhlerinn. Den achten hatte die Eitelkeit des Dichters vergeudet, den neunten ein falsches Ehrgefühl durch eine Ausforderung entweiht. Durch den zehnten wurde die erste Wechselschuld gemacht. Der eilfte beschämte durch ein übereiltes Heirathsversprechen. Der zwölfte und dreyzehnte bewiesen ein unvorsichtiges Hingeben an Scheinfreunde. Der vierzehnte hatte Marken für Lehrstunden geliefert, welche die Faulheit unbenutzt gelassen. Der fünfzehnte

und sechszehnte waren durch Neid und Leichtsinn mit Rezensionen und Spottgedichten besudelt worden. Auf den siebzehnten hatten falsche Scham und Sucht zu glänzen die Wohlthätigkeit verdrängt. Der achtzehnte, zu Lotterielosen mißbraucht, war ein Zeuge der Verschwendung so wie des alten Jakobs Abschied auf dem neunzehnten ein Zeuge der schwärzesten Undankbarkeit. Alle diese Laster machten es nothwendig, den bekümmerten Vater auf den zwanzigsten durch Lügen zu täuschen. Der ein und zwanzigste half die Gewissensbisse durch Sinnlichkeit ersticken. Der zwey und zwanzigste sollte die Fortdauer der Seele wegvernünfteln, um in dieser Verblendung für jedes Verbrechen Entschuldigung zu finden, bis der drey und zwanzigste Rezepte liefern mußte, um eine schwere, selbst verschuldete Krankheit zu heilen, die dennoch für sein ganzes Leben traurige Spuren zurück ließ. Solch eine bittere Lehre mußte endlich den Jüngling zur Selbstbekenntniß führen. Er entsetzte sich vor der langen Liste von Verbrechen, die alle nur aus Leichtsinn entsprungen waren. Heil ihm, daß er wenigstens den letzten Bogen gut verwendet! Der Vater verzieh ihm, doch er nie sich selber. Das Bewußtseyn, das Buch Papier so heillos vergeudet zu haben, machte ihn düster und menschenscheu, und begleitete ihn bis zum frühen Grabe.

Jünglinge! merket auf! Euere Jahre sind auch ein solches Buch Papier. Hüthet Euch, einen Bogen nach dem andern thöricht zu verschwenden, oder gar mit Verbrechen zu besudeln! Daß die schönen Jahre nie wiederkehren, ist schon traurig genug! aber daß sie einen vergifteten Stachel in Eueren Herzen zurücklassen, ist noch trauriger.

Urtheile nicht vorschnell.

Der geheime Rath von Saarmund stand bey seinem Fürsten auf einer hohen Ehrenstufe, aber es wuchsen manche Dornen um den Platz, der von fern so hell schimmerte. Selten war ihm vergönnt Gutes zu thun, was er doch so gern that. Ihm mußte genügen, wenn ihm nur gelang das Böse zu hüthen, oder dessen Folgen abzuwenden; denn der Fürst war ein düsterer Mann, der die Menschen nur nach dem Kreise beurtheilte, welcher ihn umgab, folglich sie verachtete; und dennoch mit dieser Verachtung die kleinlichste Eifersucht auf sein Ansehen verband. Der bescheidenste, redlichste Widerspruch schien ihm eine Kränkung dieses Ansehens, folglich ein Verbrechen, das er nie verzieh, und öfter schon blutig gerochen hatte. An den geheimen Rath knüpfte ihn lange Gewohnheit und Bedürfniß, er

konnte den arbeitsamen Mann nicht entbehren. Schon öfter hatte Saarmunds Freymüthigkeit ihm die fürstliche Ungnade zugezogen, schon zweymahl war er auf seine Güter verbannt, doch immer bald zurückberufen worden, weil ohne ihn die Maschine stockte. So war er nun erster Minister, und in Geschäften grau geworden.

Er hatte einen einzigen Sohn, Felix, einen Knaben von fünfzehn Jahren, der in einer berühmten Erziehungsanstalt gebildet wurde.

Die Begebenheiten unsers Jahrhunderts hatten den alten Fürsten immer argwöhnischer, immer despotischer gemacht. Gewalt war ihm ein Recht. Es schien ihm bald unerträglich, daß seine Macht, ihrer Gründung gemäß, durch Landstände beschrenkt wurde, die seinen Launen nicht immer gehorchten. Wenige Jahre vor seinem Tode trug es sich zu, daß er eine Maßregel durchsetzen wollte, die den Ständen verderblich schien. Er hatte bereits viele derselben durch Bestechungen gewonnen, durch Drohungen geschreckt, nur einen unter ihnen, den Baron Lindenwall, dem sein Reichthum und der Ruhm eines edlen, männlichen Charakters entschiedenen Einfluß auf seine Mitbrüder gab, konnte der Fürst nicht erschüttern. An der Spitze einer Deputation sagte er kühne Wahrheiten.

Nichts erbittert unwürdige Machthaber heftiger, als Wahrheiten, die sie nicht hören wollen, lügenhafte Schmähungen verzeihen sie leichter. Der

Fürst erlaubte sich einen Gewaltspruch, ließ den Baron verhaften und auf eine Festung bringen. Das sollte ihn beugen, aber es empörte ihn nur. Er ließ zur Unzeit seiner Hitze freyen Lauf, es entschlüpften ihm Reden, die man als aufrührerisch deuten konnte; sie wurden durch elende Spione verrathen. Eine Commission von fürstlichen Augendienern mußte den Gefangenen darüber vernehmen. Er war zu stolz um seine Worte zu läugnen, und sogleich machte man ihm einen peinlichen Proceß, der seinem Leben drohte; denn der Fürst hatte geschworen, ein großes Beyspiel aufzustellen, um von aller Widersetzlichkeit für die Zukunft abzuschrecken.

Der Minister seufzte im Stillen, und that, was in seinen Kräften stand, um den blutigen Mißbrauch der Gewalt zu verhüthen. Alles war vergebens — das Urtheil wurde gesprochen — Lindewall sollte den Kopf verlieren. Schweigend und mit einem höhnischen Lächeln empfing er diesen Spruch, verschmähte um Gnade zu bitten, und bereitete sich zum Tode wie ein Mann. Nur eines erschwerte ihm das Scheiden aus einer Welt, die er, wie sie nun war, sonst keines Seufzers werth hielt: er besaß eine einzige Tochter, Eveline, ein holdes Kind von dreyzehn Jahren. Es wurde ihm vergönnt, sie zu sehen, und nur bey ihrem unaussprechlichen Jammer lösete sein starkes Herz in bittere Wehmuth sich auf.

Nur noch drey Tage hatte er zu leben — das

bleiche Kind lag weinend zu seinen Füßen, und sank endlich erschöpft in einen Schlummer der Ohnmacht, den ihr Vater benutzte, um sie zu entfernen, wohl fühlend, daß er dem Beile des Henkers unmännlich entgegen treten werde, wenn noch in seinen letzten Augenblicken dieses Kind sich an ihn klammerte. Noch hatte er keine Thränen vergossen, aber jetzt, als er seinen letzten Segen über die schlummernde Eveline aussprach, fielen große Tropfen auf sie herab. Er riß sich los, kniete in einen Winkel seines Kerkers, verhüllte das Gesicht mit beyden Händen, legte es schluchzend an die kalte Mauer, und Eveline wurde fortgetragen.

Als er allein war und gebethet hatte, fühlte er sich erleichtert, stand auf, und ging Stunden lang, ohne zu ermüden, in dem engen Raume auf und nieder. Schon war es Mitternacht, draussen heulte der Sturm, und kaum vernahm er die Stimmen der Schildwachen, die auf den Wällen einander zuriefen. Aber plötzlich hörte er draussen auf dem Gange leise Schritte — zu einer so ungewöhnlichen Zeit? — das befremdete ihn. Das Geräusch kam näher — die Riegel seines Kerkers wurden weggeschoben — die Schlüssel klirrten — die Pforte öffnete sich. Ein Offizier mit einer Blendlaterne und ein Mann in einen grauen Mantel gehüllt traten herein. Der Fremde schlug den Mantel auseinander, und Landewall erkannte den Minister.

Im ersten Augenblicke glaubte er, man habe

die Vollziehung seines Todesurtheils zu beschleunigen befohlen, den er hielt den Minister für seinen Feind, weil dieser vor einigen Jahren einen wichtigen Gränzprozeß gegen ihn verloren hatte. Um so mehr überraschte ihn dessen freundliche Anrede: „Eilen Sie, Herr Baron, retten Sie sich! Alle Anstalten zu Ihrer Flucht sind getroffen. Dieser wackere Mann (auf den Offizier deutend) wird Sie aus der Festung führen, der Kerkermeister Sie begleiten, denn auf diesen allein soll der Verdacht fallen, daß er Ihre Entweichung veranstaltet habe. Ihm ist zugesagt worden, daß Sie in einem fremden Lande ihn belohnen werden. Eilen Sie! Es ist kein Augenblick zu verlieren."

Lindewall, von der ersten Bestürzung sich erhohlend, ergriff mit Wärme des Ministers Hand. „Womit habe ich das um Sie verdient?"

„Es ist hier nicht von Ihnen, sondern von Ihrer Unschuld die Rede; von der Nothwendigkeit, dem Fürsten Reue und Schimpf zu ersparen. Ich glaube meine Pflicht zu thun, keine Erklärung weiter."

„Nun denn," sagte Lindewall, indem er des Ministers Hand mit Heftigkeit an seine Brust drückte, „keine Erklärung weiter, aber in meinem Herzen steht es mit Flammenschrift."

Er stürzte hinaus, der Offizier führte ihn durch unterirdische Gänge ins Freye, wo muthige Rosse

stampfend seiner harrten, und als der Morgen graute, war er in Sicherheit.

Der Fürst wüthete bey der Nachricht von seiner Flucht. Er befahl sogleich die Güter des Verbrechers zu confisciren, und Eveline wurde plötzlich eine arme Waise. Oeffentlich durfte der Minister sich ihrer nicht annehmen, aber ein vertrauter Kammerdiener entführte sie bey Nacht aus der Hütte, in die ein ehrlicher Pachter sie aufgenommen, und brachte sie auf das fernste, in einem Walde gelegene Waldschloß des Ministers, wo nur ein alter Kastellan mit seiner Familie hausete, und wo sie als eine arme Verwandte des Kammerdieners willig empfangen wurde. Unter der Hand ließ der Minister dem Vater Nachricht geben, wo seine Tochter sich befinde, und daß er wegen ihr ganz außer Sorgen seyn dürfe. Er war nach England geflohen, und hielt sich da verborgen, bis nach einigen Jahren die Zeitungen ihm verkündigten, daß der alte Fürst gestorben sey.

Dessen Nachfolger hatte dem Baron stets wohl gewollt, und es war eine der ersten Handlungen seiner Regierung, das Urtheil gegen Lindewall zu vernichten, ihn zurück zu rufen, und in alle seine Güter und Würden wieder einzusetzen.

Minder gerecht verfuhr der neue Fürst, gegen den alten Minister, den er, wie es so oft bey Regierungsveränderungen zu geschehen pflegt, mit großer Kälte behandelte, und dadurch ihn nöthigte, um

seinen Abschied zu bitten, der ihm auch sogleich in Gnaden bewilligt wurde. Noch ehe Lindewall zurückkam, hatte Saarmund bereits die Residenz verlassen, und sich auf seine Güter begeben, wo er den Rest seines Lebens in Ruhe zu bringen wollte.

Kaum hatte der Baron die Hauptstadt betreten, kaum dem Fürsten gedankt, und seine Tochter umarmt, als er auch schon, die Warnung der Höflinge verspottend, zu dem alten Minister eilte, und mit der feurigsten Ergießung eines edlen, dankbaren Herzen dem Greis um den Hals fiel. Alles wollte er für ihn thun, seinen ganzen Einfluß aufbiethen, um des hochverdienten Mannes Zurückberufung zu bewirken; allein Saarmund verbath sich das, erklärte ernstlich, daß er unter keiner Bedingung das glänzende Joch wieder tragen werde, das er gern abgeworfen, und als Lindewall schmerzlich ausrief: „Soll mir denn keine Hoffnung bleiben, Ihnen jemahls zu vergelten!" da sprach der Greis mit feyerlicher Wehmuth: „Vergelten Sie es einst an meinem Sohne!" Das schwur Lindewall in seine Hand, und sie schieden.

Nicht grundlos besorgte der Minister, daß Felix nach des Vaters Tode eines väterlichen Freundes bedürfen werde. Zwar hatte er schon früh die trefflichsten Anlagen des Geistes und Herzens verrathen, allein der böse Dunstkreis, der um die Kinder der Reichen und Großen sich fast immer zieht,

hatte auch ihn umnebelt. Er wußte, daß er der Sohn des Ministers war, und daß er einst große Güter erben würde. Sein Vater hatte oft genug alle seine Umgebungen gewarnt, dem Knaben nichts einzubilden, und — da er selbst im Strudel der Geschäfte unmöglich darüber wachen konnte — so vertraute er eben deßwegen den einzigen Sohn einer Erziehungsanstalt, die in größerm Rufe stand, als sie verdiente. Dort, meinte er, würde Felix unter dreyßig oder vierzig Knaben seines Alters, deren viele von geringer Herkunft waren, den Stolz auf die seinige vergessen, und nur durch erworbene Kenntnisse sich auszeichnen lernen; ein Gedanke, den er dem würdigen Vorsteher des Instituts warm an das Herz legte. Aber dieser konnte nicht verhüthen, daß unverständige Lehrer dem Sohne des Ministers schmeichelten, und bey seinen Unarten durch die Finger sahen, in Hoffnung, einst durch ihn sich bey dem Vater geltend zu machen.

So wuchs des Knaben Uebermuth; er lernte wenig, und dünkte sich doch sehr weise. Besonders waren vorschnelle Urtheile ihm sehr geläufig, das ist dumm, das ist schlecht, Redensarten, die er beständig im Munde führte, ohne jedesmahl gründlich zu untersuchen, ob er sie nicht in der nächsten Stunde beschämt würde widerrufen müssen. Gern machte er sich lustig über einen seiner Mitschüler, einem jungen Edelmann, Nahmens Bullfeld, der in der Stunde, in

welcher Dichtkunst vorgetragen wurde, gewöhnlich einschlief, überhaupt etwas trägen Geistes zu seyn schien, und nie eine Charade oder ein Räthsel auflösen konnte. Felix nannte ihn nur den dummen Bullfeld, und neckte ihn auf mancherley Weise, was jener geduldig ertrug.

Bisweilen geschah es auch wohl, daß seine übereilten Urtheile sehr schnell und auffallend widerlegt wurden, und er sich schämen mußte. Eines Tages zum Beyspiel ging er spazieren, und erblickte an einer Straßenecke eine arme Frau mit drey Kindern, die einen vorübergehenden, ihm wohlbekannten, reichen Bürger um ein Almosen ansprach. Der Mann unterhielt sich eine Weile mit ihr, gab ihr aber nichts, verwies ihr sogar ziemlich unfreundlich, daß sie das Bettelhandwerk treibe, und ging seiner Wege. Felix, dem ein weiches Herz keineswegs mangelte, schimpfte auf den Hartherzigen, und war außer sich, daß er selber eben nichts bey sich hatte; allein er nahm sich vor, in der nächsten Woche, wenn ihm wieder ein Spaziergang vergönnt seyn würde, sein halbes Taschengeld zu sich zu stecken; und es der Bettlerinn zu bringen. „Ich will," sagte er zu seinen Gefährten, „den schlechten Kerl beschämen, der kein Fünkchen Mitleid im Busen trägt."

Er vergaß seinen Vorsatz nicht. Am nächsten Sonnabend ging er, mit einem ganzen Thaler in der Tasche, wieder denselben Weg, allein die Frau

mit den Kindern war verschwunden. Das machte ihn verdrüßlich. Der Ecke gegenüber, wo er sie gesehen hatte, war ein Gewürzladen. Er ging hinein, und fragte, wo die Frau geblieben sey, die noch vor Kurzem mit drey Kindern hier gebettelt? — Man zeigte auf ein Bodenstübchen in einem nahen Hause, und sagte ihm, da wohne sie. Alsobald stieg er die vier Treppen hinauf, vermuthend, sie mit ihren Kindern vielleicht krank und hungernd auf Stroh zu finden. Als er aber die Thür öffnete, erblickte er einen Weber, der, an seinen Webstuhl sitzend, fleißig arbeitete, und neben ihm die Frau mit ihren Kindern, neu gekleidet, mit Stricken beschäftigt. Ein wenig verwirrt both er sein Almosen dar. Zu seinem Erstaunen wurde es abgelehnt.

„Gottlob!“ sagte der Mann, „wir brauchen nicht mehr zu betteln.“ „In voriger Woche,“ fügte die Frau hinzu, „schenkte mir der liebe Gott einen Wohlthäter. Ich sprach ihn um ein Almosen an, er gab mir nichts; doch als er erfuhr, daß mein Mann ein fleißiger Weber sey, der aus Armuth seinen Weberstuhl verkaufen müssen, und gern arbeiten wolle, wenn er nur Arbeit bekäme; da sorgte er für alles. In wenigen Tagen saß mein lieber Mann wieder hinter seinen Stuhl, konnte sein Handwerk fortsetzen, hat nun Arbeit vollauf, und Gott sey gedankt; wir leiden keinen Mangel.“

„Wie heißt Euer Wohlthäter!“ fragte Felix stotternd.

„Er hat verbothen, ihn zu nennen,“ erwiederte die Frau, „aber das mag er mir verzeihen, ich kann seinen Nahmen nicht verschweigen, ich nenne ihn stündlich vor Gott? Er heißt Lehmann.“

Felix erröthete. Es war derselbe, den er einen schlechten Kerl genannt. Beschämt wollte er die vier Treppen wieder hinunter.

„Siehst du?“ sagte der dumme Bullfeld, der ihn dießmahl begleitet hatte, man muß doch nicht eher schimpfen, bis man seiner Sache gewiß ist.“

Felix schwieg, und bereute auch wohl in diesem Augenblicke sein vorschnelles Urtheil; aber selten wurde er so auffallend für seine Unart bestraft, die seltenen Beyspiele vergaß er wieder und besserte sich nicht.

Auf der hohen Schule, die er nun besuchte, zog ihn das manche Verdrüßlichkeiten zu. Ein gelehrter und berühmter Professor, dessen Vortrag aber in der ersten Stunde etwas trocken schien, war ihm gleich ein dummer Pedant, und in der zweyten Stunde kam er nicht mehr. Ein anderer der seine Zuhörer weniger mit Weisheit als mit Späßchen unterhielt, galt ihm lange für einen trefflichen Kopf; so wie ein naturphilosophischer Scharlatan ihm schnell die größte Bewunderung entlockte, wäh-

rend er den alten, ehrwürdigen Schüler Wolfs und Leibnitzens für die gemeinste Natur erklärte. Den Künsten ging es wie den Wissenschaften, und den Menschen überhaupt nicht besser; auf Gemählde warf er flüchtige Blicke, und sprach auf der Stelle ein schneidendes Urtheil. Wenn er eine Schauspielergesellschaft ein einziges Mahl hatte spielen sehen, so kannte er auf ein Haar die Verdienste eines jeden ihrer Mitglieder. Eine schlechte Anekdote, auf Kosten des Dritten erzählt, bestimmte ihn sogleich den Mann für schlecht zu halten. Nie untersuchte er, ob die Anekdote wahr? oder, wenn sie es wäre, ob sie nicht zwey und mehr Seiten hätte?

Hingegen konnte man eben so leicht ihn zum Lobredner gewinnen. Einst begab es sich, daß ein armer, stiller Jüngling unter eine Herde wilder Bursche gerieth, die ihn unbarmherzig neckten. Ein halb trunkener Renomist, Schwerdtmann hieß er, kam dazu, und in einer Aufwallung von Punsch und Bier forderte er die Beleidiger sämmtlich heraus, ohne den Beleidigten zu kennen. Sogleich war dieser Schwerdtmann für Felix der edelste Mensch auf Gottes Erdboden, mit dem er die innigste Freundschaft errichtete, die ihn zu manchen Ausschweifungen mit fort riß.

So stand es um ihn, als sein Vater starb. Er eilte nach Hause, trat seine großen Güter an, und wurde in Rücksicht seiner Geburt und seines Reich-

thums Lieutenant bey der Garde. Jetzt begann er ein Schlaraffenleben. Alle seine Pferde mußten Stammbäume haben; in der kostbarsten Equipage fuhr er kaum einige Mahle, dann gab er, um ein Zehntheil dessen, was sie ihm gekostet, sie wieder weg, und kaufte eine neue, nach einem noch neuern Geschmack. Er bildete sich ein, man könne keinen andern Wein trinken, als Champagner. Die sogenannten guten Freunde, die man Schaarenweise wie Krähen im Herbste ihn umflattern sah, fanden täglich offene Tafel bey ihm, und — was das Schlimmste war, — sobald die Speisen von der Tafel verschwanden, erschienen Karten und Würfel.

Vergebens bemühte sich Baron Lindewall, der jetzt einen ansehnlichen Posten bey Hofe verwaltete, ihn von diesem bösen Wege abzulenken. Er zog den Jüngling in sein Haus, und suchte dessen Vertrauen zu gewinnen, verdarb es aber gleich mit ihm, da er eine väterliche Ermahnung wagte. „Der Baron ist ein eingebildeter Pedant," sagte Felix zu seinen Freunden, und alle wiederhohlten einstimmig. „Herr Bruder, du hast Recht." Indessen fing er doch im nächsten Winter an, Lindewalls Haus sehr fleißig zu besuchen; denn Eveline, die den Sommer auf dem Lande zugebracht hatte, erschien jetzt in der Blüthe ihrer Schönheit als die Zierde der väterlichen Wohnung. Ihre Reitze wirkten mächtig auf den Wildfang, ihre holde Sittsamkeit hielt ihn in ungewöhnlichen Schranken; er wag-

te nicht einmahl in ihrer Gegenwart ein vorschnelles Urtheil laut werden zu lassen. Man konnte ihn, wenn er mit ihr sprach, für einen bescheidenen, liebenswürdigen Jüngling halten, denn ihre Augen warfen in sein Herz den ersten Funken wahrer Liebe, der sich immer mit Uebermuth verträgt. Er war so gern bey ihr, und doch empfand er eine gewisse Unbehaglichkeit, die, ihm unbewußt, aus dem Gefühl seines Unwerths entsprang.

Hof und Stadt wunderten sich, daß der strenge Baron Lindewall einem jungen Mann, der in dem übelsten Rufe stand, nicht allein Zutritt vergönnte, sondern sogar dessen Bewerbungen um das reiche Fräulein Lindewall, die Krone der Mädchen, nicht ungern zu sehen schien, während er die angesehendsten Freyer zurückwies. Der wackere Mann folgte nur seinem Herzen, in dem das Geheimniß der Rettung seines Lebens mit der Erinnerung an sein Gelübde verschlossen war. Freylich trauerte er im Stillen über den Sohn, der seinem Vater so unähnlich wurde, und der, wenn in seinem Charakter keine Aenderung vorging, unmöglich Evelinens Gemahl werden konnte. Aber eben an einer solchen Aenderung verzweifelte er nicht, denn er kannte die Gewalt der Liebe, er kannte seine Tochter. Ihr vertraute er alles, sie befragte er, ob Felix, wenn er von seinen Verirrungen zurück käme, wohl der Mann sey, den sie wählen wür-

de! Und sie gestand ihm ohne Ziererey, der Jüngling sey ihr nicht gleichgültig. Da sie nur sein untadelhaftes Betragen gegen sie zum Maßstabe ihres Urtheils über ihn machen konnte, so schien ihr fast unglaublich, was der Ruf von ihm sprach.

„Nun so bekehre du ihn gänzlich," sagte Lindewall lächelnd, „bewirke, daß er für jedermann das werde, was er dir scheint, mehr verlange ich nicht. Du wirst dann nicht allein dir einen würdigen Gatten erwerben, sondern auch den Triumph genießen, der Gesellschaft einen Verirrten wieder geschenkt zu haben. Auf deine Klugheit darf ich bauen, wie auf deine Sittsamkeit. Du wirst die Regeln des Wohlstandes nicht verletzen."

Immer ist es einem Mädchen schmeichelhaft, wenn man ihm gleichsam die Erziehung eines Mannes anvertraut, dem es wohl will. Er wird dadurch gleichsam ihr Geschöpf, und es mischt sich in die Geschlechtsliebe eine Art von Mutterliebe. Mit weiblicher Freyheit ging Eveline an das bedenkliche Unternehmen. Es kam darauf an, ihre Neigung zu verrathen, ohne ihn zur Kühnheit aufzumuntern, und jede kleine Gunstbezeugung nur zum Preise bescheidener Liebe und löblicher Eigenschaften zu machen. Sie durfte sich bald ihres fortschreitenden Werkes erfreuen. Felix hing mit ganzer Seele an ihr, jedes Wort aus ihrem Munde war ihm ein Orakel. Schon vermied er die Spielgelage, und wenn er ein Mahl nach alter Weise eine Nacht

durchschwärmt hatte, so trat er am andern Tage so schüchtern vor Evelinen, daß sie auf der Stelle seinen Ungehorsam errieth, und dann gewann er ihre Verzeihung nicht eher, bis er Wochen lang sich keine Verirrung zu Schulden kommen lassen.

Schon schmeichelte sich Eveline gesiegt zu haben, und ihr Vater am Ziele seiner Wünsche zu seyn, als plötzlich eine unbegreifliche Verwandlung vorging. Felix wurde kalt, verlegen, betrachtete Evelinen bald mißtrauisch, bald mit verbissenem Grimm, kam, so gestimmt nur noch wenige Tage, und blieb dann ganz weg. Der Baron erstaunte, und seine Tochter härmte sich, denn Felix war ihr täglich lieber geworden. Auch am dritten Orte vermied er sie geflissentlich, und wenn er unvermuthet mit ihr zusammentraf, so war, — sie mußte sich das gestehen, — Geringschätzung in seinen Augen zu lesen. Das empörte sie, der Stolz half ihr den Kummer verbergen, und in des Vaters Busen schüttete sie ihn aus, und der wackere Alte konnte sie nur mit der Hoffnung trösten, es werde sich bald aufklären, er vermuthe ein Mißverständniß. Doch was er eigentlich vermuthete sagte er nicht. Eine Buhlerinn — so meinte er — hält den Jüngling in ihren Stricken. Um dessen gewiß zu werden, ließ er auf allen Schritten ihn belauern, allein vergebens. Felix hatte keinen Umgang mit irgend einem Frauenzimmer, und das Räthsel wurde für Lindewall unauflösbar.

Wie hätte er auch errathen mögen, was vorgegangen war. Felix hatte einen Kameraden — er hieß Graf von Schwülen — der auch Lieutenant bey der Garde war, ein kolossaler junger Mann mit Flachshaaren, und einer Frauenzimmerstimme. Die lichtblauen Augen standen weit aus dem Kopfe, als ob sie den leeren Raum schauten, der hinter ihnen sich befand. Felix machte ihn oft zur Zielscheibe seines Witzes, und immer war der Graf der erste, der lachend die Zähne wies, weil er über alles lachte, was er nicht verstand. Indessen hatte er doch, gleich manchen schönen Dummköpfen, Glück bey den Damen, und rühmte sich dessen gern. Zwar konnte man ihm nicht vorwerfen, daß er mit Gunstbezeugungen prahle, die er nicht empfangen, aber die er wirklich empfangen, verschwieg er auch gewiß nicht. Vor einigen Monathen hatte er, durch eine alte Tante, im Hause des Barons Lindewall sich präsentiren lassen, und sogleich angefangen, Evelinen sehr ernstlich den Hof zu machen. Doch es war augenscheinlich, daß sie den Gecken nur ertrug, wie man so viele Gecken in der Gesellschaft ertragen muß, und Felix fand nicht den mindesten Grund, weder in der Person des Anbethers, noch in dem Benehmen der Angebetheten, durch Eifersüchteleyen sein Herz zu beunruhigen.

Um so mehr erstaunte er, als Schwülen eines Tages zu ihm sagte: „Du meinst wohl, Herr Bruder, in Lindewalls der Hahn im Korbe zu

seyn, aber wenn ich reden wollte, so würden deine aufgeblasenen Federn sich schnell zusammenlegen.

Felix kannte seinen Mann, und wußte, daß er wirklich reden wollte, so oft er ein Wenn davor setzte. Ohne die mindeste Besorgniß, bloß um sich einen Spaß zu machen, bath er um sein Geheimniß.

„Nun wohl, Herr Bruder, es bleibt unter uns. Ich würde es auch niemanden sonst vertrauen, als dir, weil ich sehe, daß du getäuscht wirst. Ich bin dein Freund, folglich dauerst du mich.“

„Zur Sache, Herr Bruder!“ rief Felix lachend.

„Das Lachen soll dir schon vergehen. Du meinst wohl, weil Eveline mich vor den Leuten mit Kälte behandelt, ich sey ein verschmähter Liebhaber? — Keineswegs! sie ist ganz rasend in mich verliebt, allein ihr Vater hat noch dieß und jenes an mir auszusetzen, den muß sie nach und nach umstimmen, und so lange nehmen wir uns beyde verzweifelt in Acht. Ich sehe sie nur verstohlen an, und sie mich gar nicht, aber in geheimen Zusammenkünften entschädigen wir uns für diesen Zwang.“

„Bist du rasend?“ fuhr Felix ihn an. Jener setzte sein Ehrenwort zum Pfande, daß er oft bey Nachtzeit durch eine Hinterthür in des Barons Wohnung schleiche, und Evelinen dann in einem kleinen dunklen Stübchen finde, wo sie zwar sehr einsylbig und leise, aber doch sehr unzweydeutig das Bekenntniß seiner Liebe erwiedere, auch schon man-

ches artige Geschenk als ein Pfand derselben empfangen, und durch Küsse vergolten habe.

Felix fiel aus den Wolken. Er wußte, daß Graf Schwülen so albern er auch sonst seyn mochte, doch nie sein Ehrenwort fälschlich gab; und wenn auch noch ein Zweifel in seiner Brust sich regen wollte, so schlug jener ihn durch eine Menge Briefe zu Boden, die er triumphirend aus der Busentasche zog. Sie konnten zwar nicht als ortographische Muster dienen, glühten aber alle von Liebe, und waren alle mit dem Nahmen Eveline unterzeichnet.

Zerschmettert saß er da und starrte die Beweise seiner vernichteten Hoffnungen an. Daß der Ton dieser Briefe nicht selten sehr unzart klang; daß ein Mädchen, wie Eveline, selbst im Liebesrausche, sie schwerlich geschrieben haben konnte; daß überhaupt alle seine Erinnerungen dem laut widersprachen, das achtete er nicht, sondern entschied rasch, sie sey eine verworfene Kreatur.

„Einen dieser Briefe mußt du mir schenken," sagte er zu dem Grafen, „er soll für mein ganzes Leben mir ein Talismann gegen die Liebe werden."

Mit Vergnügen erfüllte Graf Schwülen seinen Wunsch, und Felix steckte den Brief zu sich, anfangs wohl mit dem Vorsatz, ihn der Treulosen unter die Augen zu halten, vor die Füße zu werfen, und mit einem Hohngelächter zu verlassen. Aber bey kaltem Blute entschloß er sich, nur durch Ver-

achtung sie zu strafen, und so entstand das kalte, unartige Betragen, welches Evelinen mit ihrem Vater ein Räthsel blieb.

Doch Felix fühlte bald, daß es nicht so leicht sey, eine wahre Liebe zu ersticken, selbst wenn der geliebte Gegenstand deren unwürdig scheint. Um seine Fesseln zu zerbrechen, wußte er kein besseres Mittel, als sich aufs neue in Ausschweifungen zu stürzen, die nur zu bald den Rest seines Vermögens aufzehrten. Er fing endlich an zu rechnen, und sah mit Schaudern, daß er einem nie gekannten Uebel, der Armuth, gegenüber stehe. Indessen hoffte er doch noch so viel zu retten, daß er zwar eingeschränkt, doch anständig leben könne. Die meisten Wechsel waren an Juden ausgestellt, er hatte ungeheuere Zinsen gezahlt, oft kaum die Hälfte der Valuta empfangen; darum schmeichelte er sich mit der Hoffnung, eine Uebereinkunft mit seinen Gläubigern treffen, und wenn er seine Güter verkauft, sich auf eine Weise abfinden zu können, die ihn nicht ganz entblößte.

Aber ein Donnerschlag vernichtete auch diese letzte Hoffnung. Ein Regierungsbothe überreichte die angebrachte Klage des Baron Lindewall, in dessen Händen seine sämmtliche Wechsel sich befanden, der durchaus von keinem Accord hören wollte, sondern gebethen hatte, in des Schuldners Güter ihn einzusetzen. Felix stand bleich und

verstimmt dem Bothen gegenüber, nur seine Lippen zuckten.

„Baron Lindewall! ist es möglich!“ das waren die ersten Worte, die aus dem verzogenen Munde strömten. Unter seines Vaters Papieren hatte er vormahls mehrere Briefe des Barons gefunden, die alle von heißer Dankbarkeit glühten. Zwar verriethen sie nicht, was er eigentlich dem Minister zu verdanken habe, allein so viel ging doch klar daraus hervor, daß er Wohlthaten von ihm empfangen: und dieser Mann, den Hof und Stadt als den Edelsten priesen, stürzte jetzt den Sohn ins Verderben, dessen Vater sein Wohlthäter gewesen. Dieser Mann hatte seine Wechsel von den Juden zusammen gekauft, um ihn sein väterliches Erbe zu entreißen!

„Elender Kerl!“ so murmelte Felix zwischen den knirrschenden Zähnen, und gab sich nicht einmahl die Mühe, die Klageschrift zu beantworten. „Möge er meine Güter hinnehmen, und seine feile Tochter damit ausstatten; ich will von meinem Gehalt leben und ihn verachten!“

Der Baron wurde bald darauf ohne Widerrede in die verschuldeten und vernachläßigten Güter eingesetzt, und wählte sie im nächsten Frühling zu seinem Sommeraufenthalte. Felix, den jetzt die Schmarotzer verließen, und der die ungewohnte Bürde der Armuth kaum ertrug, verfiel in eine düstere, menschenfeindliche Stimmung, die

seinen Hang zu schneidenden, absprechenden Urtheilen nur noch mehr vermehrte. Oft rieb er sich auch in übler Laune an Menschen, die ihn nie beleidigt hatten, und die er nicht einmahl kannte.

Da er jetzt aus glänzenden Gesellschaften ausgeschlossen war, so pflegte er täglich gegen Abend ein Kaffeehaus zu besuchen, wo man seine Zunge scheute, und ihm gern aus dem Wege ging. Hier fand sich auch gewöhnlich ein alter, verabschiedeter Major ein, der ganz still bey einer Pfeife Taback ein Glas Wein trank und die Zeitungen las. Schon oft hatte Felix ihn für einen dummen Kerl erklärt, weil er dann am wenigsten sprach, wenn am meisten um ihn her geschwatzt wurde; und da der Herr Lieutenant dieses Urtheil nicht selten so laut aussprach, daß der stille Zeitungsleser es nothwendig vernehmen mußte, er aber doch immer sich stellte, als habe er nichts gehört, so fügte Felix bald den Ausspruch über dessen Dummheit noch den hinzu, daß er eine feige Memme sey. Die steinerne Geduld, mit der der Alte auch dieses Wort an seinem Ohr vorüber gleiten ließ, belustigte den übermüthigen Jüngling, und er glaubte nun, sich alles gegen ihn erlauben zu dürfen. Als daher eines Tages ein Zweifel über einen Zeitungsartikel entstand, nahm er den lesenden Major, ohne alle Umstände die Zeitung aus den Händen, sagte nicht einmahl dabey mit Erlaubniß, und warf das Blatt, nachdem er es benutzt, auf einen andern Tisch.

Der Mann schenkte gelassen sein letztes Glas Wein ein, trank es aus, griff nach seinem Hute und ging. Felix hatte ihm eben den Rücken zugekehrt, als er etwas unsanft auf die Schulter geklopft würde. Er sah sich um und stutzte. Der Major winkte ihm, und schritt hinaus. „Was will der Graubart!" sagte Felix lachend, und folgte. Draussen stand sein Gegner schon an der Gartenthür, und winkte abermahls. Felix begriff nun wohl, wovon die Rede sey, lief zurück, hohlte seinen Degen, und nahm auch einen Kameraden als Zeugen mit, damit jedermann erfahren sollte, wie großmüthig er den alten Mann behandelt habe; denn jetzt that es ihm wirklich leid, daß es so weit gekommen, und er nahm sich vor, seinen Gegner zu schonen, so viel nur immer möglich.

Als er in den Garten kam, hatte der Major eben einen schicklichen Platz hinter einer Hecke ausgesucht, pflanzte seinen Stock in die Erde, und zog ganz gemächlich ein Paar große lederne Handschuh an. Vor dem Sekundanten zog er sehr höflich den Hut, dann aber sogleich den Degen, immer ohne ein Wort zu sagen. Und als er sich hinstellte zum Kampf, schien er auf einmahl verjüngt, jede Muskel beweglich, und ein Blitz fuhr ihm aus den Augen. Kaum hatte sich Felix mit entblößtem Degen ihm gegenüber gestellt, als der Greis mit jugendlicher Kraft und Schnelligkit auf ihn eindrang,

und er, statt des Gegners zu schonen, nur auf eigene Vertheidigung denken mußte.

Einigemahl versuchte der Major ihm den Degen aus der Hand zu schlagen; man sah, er wollte nicht mehr; als aber das mißlang, weil Felix auch ein ziemlich guter Fechter war, so versetzte er ihm einen Stoß in dem linken Arm; dann ließ er seinen Degen sinken, und sagte: „Ich habe genug. Der Herr Lieutenant werden sich künftig erinnern, daß Männer, die da schweigen, nicht immer dumm, und die der Jugend vieles zu Gute halten, nicht immer feige Memmen sind.

Felix stand beschämt, aber es war keine edle Scham, sie brachte ihn in Wuth. „Herr!" rief er, „es ziemt ihnen nicht mir Lehren zu geben. Wir sind noch nicht mit einander fertig, die Wunde am linken Arm hindert mich nicht an Fechten."

„Nun denn," sagte der Major gelassen, „so muß ich Ihnen wohl einen Stoß in den rechten Arm beybringen. Sehen Sie sich vor, junger Herr!"

Und Felix sah sich vor, aber es währte keine Minute, so saß ihm des Gegners Degen richtig im rechten Arm. Weil es aber nur eine Fleischwunde war, so ließ Felix den Degen nicht fallen, vielmehr verdoppelte er vor Scham und Wuth glühend, seine Anstrengung, um den Alten, der mit ihm nur zu spielen schien, für diese Verwegenheit zu züchtigen.

Lange ging der Major vertheidigungsweise. Man sah, er wollte nicht mehr schaden; als aber Felix immer heftiger auf ihn eindrang, und er sich seiner nicht länger erwähren konnte, so nahm er endlich eine der vielen Blössen wahr, die der ergrimmte Jüngling ihm gab, rannte ihm den Degen durch die linke Seite, und streckte ihn zu Boden.

„Es wäre mir leid," sagte er nun, „wenn die Wunde gefährlicher wäre, als ich sie machen wollte. Auf jedem Fall, mein Herr — fuhr er fort, sich zu dem Sekundanten wendend — auf jedem Fall werden Sie als Mann von Ehre mir bezeugen, daß ich bloß dieses jungen Mannes Uebermuth ein wenig züchtigen wollte, und daß er selbst mich gezwungen, die Züchtigung zu schärfen. Von keinem andern, als von ihm, würde ich so viel ertragen haben; denn sein Vater war mein Freund, hat bey einer höchst wichtigen Veranlassung mir sein Vertrauen geschenk, meiner Hülfe sich bedient, und mir reich vergolten."

Mit diesen Worten entfernte er sich. Der Sekundant eilte nach Hülfe, und Felix wurde in seine Wohnung getragen. Mehrere Tage schwebte er in Lebensgefahr. Ob diese gleich durch die Kunst eines geschickten Wundarztes abgewendet wurde, so mußte er doch länger als ein Vierteljahr das Zimmer hüthen.

So häufig vormahls, da er noch reich war, die Freunde zu ihm strömten, wenn er auch nur

den Schnupfen hatte, so verlassen blieb er jetzt, niemand bekümmerte sich um ihn. Nur ein einziger Mensch, in einem grauen Oberrocke, kam täglich, um bey seinem Wirthe sich nach seinem Befinden zu erkundigen, sagte aber nie, wer ihn sende, und blieb weg, als der Verwundete sich ausser Gefahr befand.

Jetzt machte Felix endlich die bittere Erfahrung, daß er keine Freunde gehabt, daß nur Schmarotzer ihm geschmeichelt, und das sein vorlautes Absprechen jeden rechtlichen Mann ihm entfremdet hatte. Die Einsamkeit der Krankenstube wurde ein wohlthätiges Erweckungsmittel für ihn. Während der Arzt die Wunden seines Körpers heilte, unternahm er selbst die Heilung seiner kranken Seele. Er überschaute sein vergangenes Leben, und schämte sich — und dießmahl war es die rechte Scham, die ihn ergriff, denn sie erzeugte den festen Vorsatz der Besserung.

Auch die Langeweile, die Mutter vieles Bösen, aber auch so manches Guten, wirkte jetzt wohlthätig, denn sie trieb ihn zu den Büchern. Er begann mit Eifer die Kriegskunst zu studieren, und je mehr Fortschritte er machte, je öfter mußte er sich bekennen, daß er viel versäumt habe. Jetzt both er alle seine Kräfte auf, um das Versäumte nachzuhohlen; jetzt erwachte der Trieb in ihm, sich durch Kenntnisse auszuzeichnen.

Der Fürst hatte vor kurzem einen Generalstab

gebildet, der nach dem Muster des französischen, die wichtigsten Geschäfte leiten sollte. Noch war das neue Corps nicht vollzählig, noch einige Stellen sollten mit würdigen Männern besetzt werden. Sämmtlichen Offizieren der Armee wurde bekannt gemacht, daß jeder, der sich fähig glaubte, eine scharfe Prüfung zu bestehen, sich melden dürfe. Da meldeten sich ihrer zehn, unter ihnen auch Felix.

Von einer ehrwürdigen Commission von wohl unterrichteten alten Kriegern begann die Prüfung. Felix zeigte zu seinem Ruhm, daß er in Kurzem viel erworben, doch hatten zwey von den zehn so gründliche Kenntnisse entwickelt, daß er für dießmahl zurückstehen mußte. Einer von diesen beyden war derselbe Bullfeld, den er so oft einen dummen Jungen genannt, der aber den Mangel an Genie durch Fleiß ersetzt hatte, und jetzt als der erste unter seinen Mitbewerbern ausgezeichnet wurde. Felix trug einige Lobsprüche und die Zusage davon, daß man, wenn er so fortfahre, bey nächster Gelegenheit auf ihn Rücksicht nehmen werde.

Einen Bullfeld sich vorgezogen zu sehen, würde noch vor einem halben Jahr ihn zur Verzweiflung gebracht haben, jetzt galt es ihm bloß für einen neuen Beweis seiner vormahligen Unbesonnenheit in Urtheilen, jetzt wurde er behutsamer, sprach wenig, und lernte viel. Bald erntete er die ersten Früchte dieser glücklichen Sinnesände-

rung. Weit früher, als er es erwarten durfte, wurde er als Hauptmann in den Generalstab versetzt. Nun sah er die Laufbahn der Ehre sich eröffnet, und betrat sie mit festen Schritten. Durch Fleiß und Geschicklichkeit gewann er im Kurzen das Vertrauen seines Generals, durch ein verständiges Betragen die Achtung der Welt, durch Bescheidenheit allgemeine Liebe.

Man fing an, ihm Aufträge zu ertheilen, durch die er sich geehrt fühlte. Ein solcher führte ihn einst in eine Festung an der Gränze. Kaum hatte er dort einige Tage zugebracht, als er eines Morgens einen Bettelbrief empfing. Die Schreiberinn desselben, die sich Hannchen Müller unterzeichnete, berief sich auf eine alte Bekanntschaft auf ihn, und auf die viele Gnade, die er vormahls für sie gehabt. Er konnte sich nicht besinnen, von Hannchen Müller jemahls gehört zu haben, indessen schienen ihm die Schriftzüge nicht ganz unbekannt; aus Neugier beschied er die Bettlerinn zu sich. Ein noch junges Frauenzimmer trat herein, aber durch Armuth und Ausschweifungen für ihn unkenntlich geworden. Sie selbst mußte ihn daran erinnern, daß sie Kammermädchen bey dem Fräulein Lindewall gewesen, zu der Zeit, als er das Haus besuchte.

Ein hell leuchtender Blitz fuhr ihm durch die Seele. Er griff hastig nach seinem Taschenbuche, in welchem er noch immer den Brief verwahrte,

den Eveline an den Grafen Schwülen sollte geschrieben haben. Er riß ihn hervor, entfaltete ihn, legte ihn neben den Bettelbrief, und erkannte dieselbe Hand.

„Was ist das?“ rief er bestürzt, „hast du auch diesen Brief geschrieben?“ Er hielt ihn der Bettlerinn vor die hohlen Augen. Sie erröthete.

„Ach freylich!“ hub sie mit Thränen an, „das ist ja eben die böse Geschichte, durch die ich mein ganzes Glück verscherzt habe. Ich hatte nichts Arges dabey gedacht, und meinte nicht, daß es so übel ablaufen würde.“

Felix bebte. „Erzähle!“ rief er mit rauher Stimme.

„Der Herr Graf von Schwülen,“ so erzählte Haunchen, „war in mein Fräulein verliebt, aber sie konnte ihn nicht leiden, und sprach keine drey Worte mit ihm. Ich wußte daß er reich war, und daß der liebe Gott ihn mit Verstande nicht sonderlich begabt hatte; da meinte ich nun, ich dürfte mir schon erlauben, ihm — wie soll ich sagen — ihm etwas abzuzwacken. Ich fing im Nahmen meines Fräuleins die Correspondenz mit ihm an. Er ging in die Falle. Ich gab ihm kurze Rendezvous, doch nur im Dunkeln, sprach wenig, leise und mit verstellter Stimme. Es gelang nach Wunsch, er beschenkte mich oft und köstlich. Immer hatte ich ihm eingeprägt, in der Gesellschaft sich wohl zu hüthen, die geringste Vertraulichkeit mer-

ken zu lassen. Er hatte mir sein Ehrenwort gegeben, und hielt es pünktlich, folglich konnte Fräulein Eveline unmöglich errathen, was vorging. Mein Schäfchen hoffte ich bald ins Trockne zu bringen, wollte mich dann in der Stille empfehlen, und ihm ein schriftliches Bekenntniß meiner Neckerey zurück lassen. Aber zum Unglück kam er eines Tages früher, als die übrige Gesellschaft, ohne daß ich es bemerkte, fand er das Fräulein im Garten und zwar allein. Jetzt glaubte er sich keinen Zwang anthun zu dürfen, nahm sich Freyheiten, und erregte natürlich das unwilligste Erstaunen. Fräulein Eveline rief ihrem Vater, der in einer nahen Laube sich befand, und beklagte sich vor Zorn glühend, über des Grafen Unverschämtheit. Der Baron wollte ihn durch seine Leute aus dem Hause werfen lassen. In der Angst zog er einen meiner Briefe hervor — alles wurde verrathen — ich mit Schimpf und Schande verstossen — ach, ich hatte es doch so gut gemeint! — nicht einmahl in der Residenz duldete mich der grimmige Baron. Ich mußte fort, und da sitze ich nun in diesem Neste, in der bittersten Armuth."

Es fehlte wenig, so hätte Felix das elende Weib die Treppe hinab geworfen. Sie hatte ja auch ihn um das Glück seines Lebens betrogen! Noch zu rechter Zeit fiel ihm bey, daß er selbst nicht minder albern gewesen, als der Graf von Schwülen, indem er durch den gröbste Fallstrick, seiner

bessern Ueberzeugung zum Trotz sich verleiten lassen, ein vorschnelles Urtheil über die Geliebte zu fällen, die ihm stets untadelhaft erschienen war. Er warf dem Weibe einige Thaler zu, und kehrte ihr schweigend den Rücken.

Aber im Augenblicke dieser Entdeckung war auch seine ganze Liebe für Evelinen erwacht, und nun quält ihn der Gedanke, das einmahl verscherzte sey nicht wieder zu gewinnen. Dazu kam noch der Widerwille gegen den harten Mann, der seine väterlichen Güter ihm entrissen. Wenn er jetzt aufs neue um Evelinen sich bewürbe, so möchte es scheinen, als wolle er nur durch ihre Hand diese Güter wieder an sich bringen. Diesen Sinn zu geben, widerstrebten sein Zartgefühl, sein Stolz. Er liebte im Stillen und kämpfte mit seiner Liebe. Doch dieser Kampf entging dem Fräulein nicht; denn ob er gleich ihres Vaters Haus nicht besuchte, so sah sie ihn doch bey Hofe und an manchen Orten; nirgends hatte er die Blicke so ganz in seiner Gewalt, daß ein liebendes Mädchen sie nicht mit Leichtigkeit entziffert hätte.

Ihre Hoffnungen erwachten und wurden jetzt um so fröhlicher von ihr genährt, da der allgemeine Ruf immer günstiger und lauter für den verwandelten Jüngling sprach. Der Gesinnungen ihres Vaters kundig, der Empfindungen ihres Geliebten gewiß, dürfte sie schon keine, nur der Lie-

be bemerkbare Schritte sich erlauben, um den Verirrten wieder an sich zu ziehen.

Eines Tages stand sie bey Hofe im glänzenden Zirkel, der Fürst machte die etikettenmäßige Runde. Plötzlich wurde er den Hauptmann Saarmund in der Ferne gewahr, winkte ihm, und als Felix bescheiden hinzu trat, sagte der Fürst sehr laut: „Herr Hauptmann, Sie haben meine letzten Aufträge zu meiner großen Zufriedenheit erfüllt. Ihr General hat diesen Morgen mit vieler Wärme von Ihnen gesprochen. Ich bin Ihnen Dank schuldig.“ Er löfete bey diesen Worten das Ordenskreuz von seinem Kleide. „Nehmen Sie, Herr Major!“

Das überraschte den jungen Mann. Zu den Verdiensten, die er bisher erworben, hatte sich auch die Begleiterinn wahrer Verdienste, das bebescheidene Mißtrauen gesellt. Er erröthete wie eine Jungfrau, küßte den Fürsten schweigend die Hand, versteckte sich im Gewühl, und zog sich nach und nach bis zu einem entlegenen Fenster zurück. Aber Eveline, die mit hochklopfendem Herzen und freudefunkelnden Augen gesehen hatte, wie der Fürst im Angesicht des ganzen Hofes ihren Geliebten ehrte, Eveline war mit ihren Blicken ihm gefolgt, und als sie sah, daß er allein, gedankenvoll am Fenster stand, näherte sie sich, von ihm unbemerkt, bis plötzlich ihre wohlbekannte süße Stimme ihn fast erschreckte.

„Herr Major,“ hub sie an, „obgleich sie eine alte Freudinn lange vernachläßiget haben, so kann sie doch das Vergnügen sich nicht versagen, Ihnen von Herzen Glück zu wünschen.“

Es würde sehr schwer seyn, das Gespräch, welches sich nun entspann, treulich wieder zu geben, denn es bestand fürwahr aus lauter Fragmenten und Pausen, die, weil sie nur von schüchternen Blicken ergänzt und ausgefüllt wurden, keiner klaren Mittheilung fähig sind. Ein Page, der Karten präsentirte, unterbrach das einsylbige, vielsinnige Gespräch. Aber Eveline setzte sich an den Spieltisch mit der innigen Ueberzeugung, daß sie noch geliebt werde, und Felix schlich in den Schloßgarten von süßer Schwermuth begleitet.

Noch einigmahl sahen sie sich, doch nur in zwangvollen Gesellschaften, und auch dieses stille Vergnügen wurde den Liebenden bald geraubt, da der Baron in den ersten Frühlingstagen, die nun eingetreten waren, seine Tochter wieder aufs Land führte, und zwar auf diefelben Güter, die Felix vergeudet hatte. Der Zurückgebliebene suchte Zerstreuung in Geschäften, doch über Planen, Karten und Rissen schwebte Evelinens Bild.

Es war am 16. May, als einer von seinen Kameraden, den er lieb gewonnen, ihn erinnerte, daß am folgenden Tag sein sechsundzwanzigster Geburtstag sey, und ihm vorschlug, morgen mit ihm auf ein nahes Dorf zu reiten, um dort einen fröhlichen

Abend zu feyern. Felix versprach es, aber kaum hatte sein Freund ihn verlassen, als eine Ordonnanz von seinem General erschien, ihn einladend, morgen an einem glänzenden Feste Theil zu nehmen, welches der General auf seinem Gute, vier Meilen von der Stadt, veranstaltet habe.

Obgleich er jedes Zeichen des Wohlwollens von jenem alten würdigen Mann gern und dankbar empfing, so war ihm doch die Einladung sehr unwillkommen, theils weil er schon für Morgen seinem Freunde zugesagt, hauptsächlich aber weil der Weg nach dem Gute des Generals durch die einst von ihm besessenen Güter, dicht an seinem väterlichen Schloße vorbeyführte. Er scheute diese Erinnerungen, indessen konnte er doch die Einladung seines Chefs nicht wohl ablehnen, zumahl, da ihn die Ordonnanz versicherte, daß auch sein Freund sich einfinden werde. Dieser hohlte ihn selbst am andern Morgen ab, und beyde fuhren in einer offenen Kalesche hinaus.

Felix, anfangs still und in sich gekehrt, wurde nach und nach von einer lebhaften Unruhe ergriffen, je näher sie der Gränze seiner vormahligen Güter kamen. Jetzt fuhr der Wagen aus einem Gebüsch — jetzt war diese Gränze erreicht, — mit Wehmuth schlug er die Augen auf — welch ein Anblick! — Eine grüne Pforte, an der es von gepuzten Kindern wimmelte — und Trompeten und Pauken erschallten — und von einem nahen Hügel donnerten einige Pöller dazwischen.

Felix sah seinen Freund verwundernd an — der lächelte schalkhaft.

„Was soll das heißen? wird, mir zum Hohn, auch hier ein Fest gefeyert? — Doch dieser schwarze Gedanke verschwand augenblicklich, als der Wagen an der grünen Pforte hielt, und die Kinder sich mit Blumen um ihn drängten und vernehmlich riefen: Heil dem wackern Sohne unsers guten seligen Herrn!

Felix war betäubt — Thränen füllten sein Auge — „Mein Gott! was soll das heißen? — Der Wagen fuhr langsam weiter, die Kinder umschwärmten ihn jubelnd, und warfen ihre Blumensträuße in den Wagen. Der Giebel des Schloßes ragte schon hinter alten Linden hervor. Jetzt gelangten sie an den Eingang des Dorfes, wo Alt und Jung im festlichen Staate versammelt war, die Greise ihn segneten, die Mütter ihn willkommen hießen, und ein Dutzend flinke Bursche im Nu die Pferde von dem Wagen, und sich selbst davor spannten.

„Was thut ihr!“ rief Felix.

„Laß sie,“ sagte sein Freund, „sie feyern deinen Geburtstag. Nimm dich zusammen, sie meinen es gut mit dir.“

Und fort zogen die jauchzenden Bursche den Wagen bis an die große Treppe des Schloßes, auf der es von geschmückten Gästen wimmelte, und von

welcher Hand in Hand der alte General nebst den Baron jetzt herabstiegen, ihm willkommen zu heißen.

„Verzeihen Sie, Herr Major," sagte der General, „daß ich Sie nicht auf meinem Gute empfangen kann. Mein Freund Lindewall wollte es sich nicht nehmen lassen, diesen Tag hier zu feyern."

Mit freundlicher Wehmuth ergriff der Baron des jungen Mannes Hand, und führte ihn mitten durch die Gäste in den Saal, in dem auf einem Tische ein Pergament lag, und wo er den Verstummten folgendergestalt anredete: „Herr Major, Sie haben mich bisher verkannt, und ich mußte es dulden, so schwer es mir geworden, bis der Augenblick gekommen, in dem Sie Ihres edlen Vaters ganz würdig erscheinen. Gott sey Dank! nun ist er da, dieser ersehnte Augenblick, nun darf ich reden. Ihr Vater hat mit eigener Gefahr mein Haupt vom Beile des Henkers gerettet, er hat mein verwaisetes Kind beschützt. Ihm vergelten konnte ich nicht, aber in seine Hand versprach ich, einst seinem Sohne zu vergelten, und diesen Schwur will ich halten. Nie haben Ihre Verirrungen mein Herz von Ihnen gewendet, nie ließ ich sie aus den Augen, und wenn es eine Zeit gab, wo ich Ihnen hart schien, und wo Sie es unedel fanden, daß ich fähig war, von wucherischen Gläubigern Ihre Wechsel einzuhandeln, Ihr väterliches Erbe Ihnen abzurechten, so geschah das alles nur um Ihnen zu

bewahren, was Sie im Rausche der Jugend nicht zu erhalten wußten. Jetzt sind Sie ein Mann, ein wackerer Mann geworden. Empfangen Sie mit diesem Pergament Ihre Güter zurück. Ich habe sie treulich verwaltet, Ihre Unterthanen als mir anvertraute Kinder behandelt. Sie sind hier nicht unser Gast, wir alle sind Ihre Gäste. Doch damit es Ihnen auch nicht an einer freundlichen Wirthinn fehlt, um die Honneurs des Hauses zu machen." —

Seine Thränen hinderten ihn weiter zu sprechen. Er zog die glühende Eveline aus dem Kreise hervor, legte ihre zitternde Hand in die des Jünglings, und fiel dem Eidam um den Hals. Felix hatte lange weder Worte noch Thränen, er stand wie bezaubert, das Glück wollte ihn erdrücken. In Evelinens Armen fand er endlich die wortkarge Sprache des dankbaren Entzückens. Unter den gerührten Gästen, die jetzt einer nach dem andern ihm die Hand schüttelten, war auch der alte Major, derselbe Offizier, der einst den Baron aus dem Kerker führte. Als Felix ihn erblickte, umarmte er ihn mit Heftigkeit, und rief: „Dieser Mann war mein größter Wohlthäter."

Zufalls Launen.

Eine wahre Anekdote.

„Der hat sein Glück gemacht," pflegen wir zu sagen, wenn wir einen wackern Mann emporsteigen sehen. Allerdings mag er es verdient haben, doch war das der Grund seines Glückes? — Höchst selten! Tausend brave Männer gehen unter mit allen ihren Verdiensten, wenn nicht ein Zufall sie an das Licht zieht. Es sind Goldkörner, die der Weltstrom reichlich mit sich führt, aber selten gibt sich einer die Mühe, sie heraus zu suchen, und nur was der Zufall an das Ufer warf, das wird gesammelt und verarbeitet. Darum sollte keiner auch des verdienten Glückes sich überheben, denn er wird, beym Lichte besehen, fast immer finden, daß Fortuna, gleich einer Spinne, den Anfang ihres Fadens an das erste, was ihr in den Wurf kommt, heftet. Das bekennen wir

eitle Menschen freylich uns nicht gern; wir mögen lieber alles Schöne und Gute, das uns wiederfährt, auf die mit doppelter Kreide geschriebene Rechnung unserer eigenen Verdienste setzen.

Von dieser Bemerkung machten einst ein halb Dutzend Männer eine Ausnahme, die A. B. C. D. E. F. heißen mögen. Sie hatten miteinander studiert, und sämmtlich wahre Verdienste erworben. Nach mehreren Jahren, als sie schon Alle wohlbehaltene Staatsmänner waren, stifteten sie ein Kränzchen unter sich, kamen wöchentlich einmahl zusammen, erneuerten bey altem Wein die alte Freundschaft, und erfreuten sich des wechselseitigen Wohlstandes.

„Das würde nun wohl anders seyn," begann eines Abends der muntere A., „wenn wir, gleich vielen unserer damahliger Gefährten, die akademischen Jahre verschleudert, und nicht Schätze gesammelt hätten, die uns nun Zinsen tragen."

„Herr Bruder," antwortete B., „ich will dir wohl zugeben, daß keiner von uns eines dauerhaften Glückes genießen würde, wenn er die sittliche und wissenschaftliche Bildung damahls verabsäumt hätte; aber — die Hand aufs Herz — verdanken wir eigentlich dem unsern jetzigen Wohlstand? Ich wenigstens nicht, und so manche Erfahrung läßt mich zweifeln, daß es Euch besser ergangen." Die Freunde stutzten. „Ich," fuhr B. fort, „bin jetzt Kriminalrath; dazu hat eine Spinne mich gemacht."

„Eine Spinne!“ riefen alle.

„Ja, ja, eine Spinne. Ihr wißt, ich habe etwas Rechtschaffenes gelernt, und im Examen nicht gestammelt. Man gab mir das beste Zeugniß, aber kein Amt. Es hieß oft, der B. ist ein tüchtiger Kriminalist, man muß ihn gelegentlich versorgen; aber die Versorgung blieb aus. Der Kranken waren zu viele, die zum Teiche Betesda hinkten, und jeder hatte eine Krücke, die mir fehlte. So oft ich springen wollte, war schon ein Vetter, ein Schwager oder ein Günstling von irgend einer bedeutenden Person vor mir hineingesprungen. Sie kommen zu spät, war immer die höflich-kühle Antwort des Herrn Präsidenten.“

„Als nun die Kriminalrathsstelle erledigt wurde, meldete ich mich abermahls mit geringer Hoffnung; denn ich hatte schon erfahren, daß ein Verwandter der Frau Präsidentinn, ein dummer Teufel aus der Provinz, angelangt sey, um die Stelle wegzuschnappen. Ich fand auch richtig meinen Mitbewerber bey seiner mächtigen Frau Muhme auf dem Sofa sitzend, und ein vornehm-mitleidiger Blick, den er auf mich warf, ließ mich ahnen, was ich zu erwarten hatte. Der Herr Präsident ging im Zimmer auf und nieder, und schien verlegen, wie er mit guter Manier mich abermahls abfertigen sollte. Plötzlich fing seine Frau Gemahlinn aus Leibeskräften an zu schreyen, Arme und Finger auseinander breitend. Eine große Kreuzspinne kroch ganz

gemächlich auf ihrem Busen, nach der Seite zu, an welcher ihr Vetter saß. — Weg damit! weg damit! schrie sie mit ängstlicher Heiserkeit. Der Präsident, der sich vor Spinnen nicht minder fürchtete, als seine Frau, wich einen Schritt zurück. Weg damit! keuchte sie dem Vetter zu, der ganz bescheiden mit seinem Hute der Spinne entgegen zu wedeln begann, wodurch diese bewogen wurde, umzukehren, und die schöne Laufbahn aufs neue nach der entgegengesetzten Seite anzutreten. Die Frau Präsidentinn war einer Ohnmacht nahe. Jetzt sprang ich zu, ergriff die Spinne, schleuderte sie auf den Boden, und zertrat sie."

„Hätte ich der gnädigen Frau ein verunglücktes Kind aus dem Wasser gezogen, sie hätte mir nicht feuriger danken können. Ich wurde zum Essen behalten, saß bey der Tafel neben ihr, und hatte Gelegenheit mit einer zierlichen Wendung den Busen zu rühmen, mit dem ich so unverhofft durch die Spinne in vertraute Berührung gerathen war. Wenige Tage nachher wurde ich Kriminalrath, und die ganze Stadt erzeigte mir die Ehre zu sagen, man habe meinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich aber ließ mir eine goldene Spinne machen, die ich, wie Ihr seht, als Brustnadel trage, und ins geheim als meinen Fetisch verehre." — „Nun Freunde, ich bin aufrichtig gewesen. Vivat sequens!"

Die Freunde sahen einander an. „Er hat Recht,“ murmelte der Hauptmann A., „ohne meinen Rosenstock hätte ich noch immer keine Compagnie.“

„Er hat Recht,“ nickte der Hofprediger C., „ohne ein paar dutzend Kirschkerne säße ich noch immer auf meiner Dorfpfarre.“

Der Kaufmann D bekannte, daß sein großes Handlungshaus auf eine Stecknadel sich gründe. E. Verdankte eine reiche Erbschaft einem Pferdehuf, und F. eine reiche Erbschaft einem verlornen Papierschnitzel.

Nach dieser allgemeinen Beichte forderte B. die Freunde auf, sich näher zu erklären.

„Ich habe in drey Feldzügen mich brav gehalten,“ sagte der Hauptmann, „dennoch blieb ich immer Herr Lieutenant, und mußte manchen vornehmen Junker, der hinter dem Ofen gesessen, mir vorziehen sehen. Zum Glück verliebte sich ein alter General in ein schönes junges Mädchen, das er heirathen wollte, und dem zu Liebe er allerley jugendliche Thorheiten beging. Unter anderm wurde er auch empfindsam, weil sie es war. Wer ihn des Morgens vor der Fronte fluchen und toben hörte, der traute seinen Ohren nicht, wenn Abends die Zaubermacht den rauhen General in einen girrenden Schäfer verwandelte. Trotz der Ungleichheit der Jahre wurde das schöne Mädchen seine Braut, doch mit dem Vorbehalt, für das Opfer ihrer Jugend ihn zu tyranniſiren. Das that sie denn auch nach

Herzensluft. Alle Schweißtropfen, die er auf der Parade seinem Regimente abpreßte, schienen sich auf seiner Stirn zu sammeln, wenn die Grillen der Braut vor ihm aufmarschirten, und wehe ihm, wenn er ihr Launen nicht befriedigen konnte."

Wir hatten damahls unser Quartier in meiner Vaterstadt, ein kleiner unbedeutender Ort, wie Ihr wißt. Der Weihnachtsabend rückte heran. Das Fräulein begehrte von ihrem geschmeidigen Verehrer einen Rosenstock. Anfangs schien der Wunsch ihr wenig am Herzen zu liegen, als sie aber hörte, es sey im ganzen Städtchen kein blühender Rosenstock zu finden, bestand sie mit kindischer Unart darauf, und brachte durch ihr Maulen den General zur Verzweiflung. Er sandte reitende Boten in die nächsten großen Städte, die ihm auch wirklich Rosenstöcke brachten; aber der eine war geknickt, der andere erfroren, und das Fräulein warf sie aus dem Fenster. Das Schneegestöber, welches damahls drey Tage lang uns heimsuchte, war nicht so ungestüm als ihre Laune."

In dieser Noth ritt der General am Weihnachtsmorgen zufällig an meiner Wohnung vorbey, und — erblickte an meinem Fenster einen blühenden Rosenstock, den ich selbst mit großer Sorgfalt für den nahen Geburtstag meiner Mutter gezogen hatte. Kein hungriger Habicht kann so schnell auf die erste Lerche herabstürzen, als er, vom Pferde springend, in mein Zimmer brach, und mit gierigen Blicken zu

dem Rosenstock eilte. Ich war nicht wenig erstaunt über den unerwarteten Besuch, noch mehr die ungewohnte Freundlichkeit, mit der er mich anredete: Lieber Herr Leutenant, wollen Sie mir wohl diesen Rosenstock überlassen? — Ich hatte nicht die mindeste Lust dazu, und entschuldigte mich höflich mit dem Verlangen, meiner alten Mutter eine kleine Freude zu machen. Als er fortfuhr, mit ungestümen Bitten in mich zu dringen, nahm ich mir die Freyheit, ihm zu sagen: er habe es nicht um mich verdient, daß ich nun ein solches Opfer ihm bringen solle. Ich erinnerte ihn bescheiden an die Kränkungen, die ich erlitten, obgleich er selbst mir oft bezeugt habe, daß ich im Felde mich brav gehalten. Mein Blut hatte ich vergebens vergossen, aber nicht das Wasser, mit dem ich meinen Rosenstock tränkte."

Der Hofprediger nahm nun das Wort: „das Beste an meiner kleinen Dorfpfarre war ein Kirschengarten. Vielleicht erinnert Ihr Euch noch, daß ich immer ein großer Liebhaber von Kirschen war, und sie stets mit solcher Begierde verzehrte, daß ich mir nie die Zeit nahm, die Kerne abzusondern, die ich alle mit verschluckte. Niemahls hatte ich eine Unbequemlichkeit davon empfunden, aber nun, da ich die schönsten Kirschen aus der ersten Hand hatte, und mir allzu gütlich that, wäre es mir fast ergangen wie den braven Gellert, der, wie man sagt, an einer Verstopfung von Kirschkernen starb. Ich wurde kränklich, Hypochonder, ohne den Grund

meines Uebels zu errathen, den Aerzten ging es nicht besser als mir; sie meinten, es sey eine gelehrte Krankheit, die ich durch vieles studieren mir zugezogen. Ich sollte ins Bad reisen, und da meine Umstände das nicht erlaubten, so mußte ich mir Pyrmonterwasser verschreiben. Glücklicherweise war ich schon gesund, als es ankam. Ich stellte es in meinen Keller, und dachte nicht weiter daran."

„Bald nachher wurde ein neuer, strenger Zolltarif publizirt, in welchen, unter anderen verbothenen Waaren, auch von sämmtlichen mineralischen Wässern die Einfuhr nicht gestattet wurde. Das war ein Donnerschlag für den Herrn Consistorial-Präsidenten, dem die Aerzte im Monath Januar rund heraus erklärt hatten, er werde im Frühjahr vor dem großen Consistorium der Engel erscheinen müssen, wenn er nicht eilig Pyrmonterwasser tränke. Das war nirgends zu haben. Um es zu verschreiben, bedurfte es einer allerhöchsten Erlaubniß; diese zu erlangen war Zeit vonnöthen, und da Pyrmont ziemlich weit entlegen ist, so konnte der Präsident leicht berechnen, daß die Hülfe nicht früher, als an seinem Todestage eintreffen würde. Darüber jammerte er laut. Ich war eben in der Residenz, wo ich um eine bessere Pfarre mich zu spät beworben hatte. Flugs ließ ich meine fast vergessene Kiste kommen, brachte sie dem kranken Mären, und empfing vier Wochen nachher den unerwarteten Ruf als Hofprediger."

„Mir" hub der Banquierau, „ging es anfangs übel. Fleißig war ich und pünctlich, aber es mangelte mir Credit. Einst both sich mir eine vortheilhafte Gelegenheit dar, bey der ich hundert Procent gewinnen konnte, wenn ich nur ein Capital von 5000 fl. Thaler in Händen gehabt hätte. Ich entschloß mich, einen reichen Sonderling um dieses Capital anzusprechen. Er empfing mich sehr kühl. Vergebens setzte ich ihm die Vortheile aus einander, die ich zu erlangen hoffte. Er forderte Sicherheit, die zu leisten ich ausser Stande war. Schon hatte ich seufzend abgebrochen. Wir gingen mit einander staunend auf und nieder. Da fiel mir eine Stecknadel in die Augen, die ich vom Boden aufhub, und auf meinen Rockärmel steckte, weil ich von Jugend auf gewohnt war, auch das Kleinste nicht umkommen zu lassen. Der Sonderling blieb stehen, sah mir einen Augenblick ins Gesicht, und sagte ganz unvermuthet: „Sie sollen die 5000fl. Thaler haben."

„Auf der Stelle zahlte er mir sie aus, ohne irgend eine Sicherheit zu verlangen. Ich ahnte damahls nicht, warum er seine Gesinnungen so plötzlich geändert hatte. Doch als ich das Geld ihm wieder brachte, welches mir großen Gewinn abgeworfen, da erklärte er mir: das Aufheben der Stecknadel habe ihm Vertrauen zu mir eingeflößt, er habe daraus auf meine Wirthschaftlichkeit geschlossen. Ohne jene Stecknadel würde ich keinen

Heller von ihm empfangen haben, und vielleicht noch immer ein armer Teufel seyn."

„So wie ich ohne die Pferdehufe" sagte E. der reiche Erbe. „Mein alter Oheim, der in Indien Schätze gesammelt hatte, war sehr unfreundlich gegen meine arme Mutter, seine einzige Schwester, und wollte von mir nichts wissen, weil sie vor fünf und zwanzig Jahren, aus Liebe zu meinem Vater, die Hand eines seiner Freunde verschmäht hatte. Vergebens bothen wir alle Mittel auf, ihn zu besänftigen, der sonst edle Man blieb hartnäckig, unversöhnlich, und hatte bereits durch ein förmliches Testament alle seine Güter den Armen vermacht. Ich durfte ihm gar nicht vor die Augen kommen, und hatte auch keine Lust dazu."

„Eines Tages hielt der Fürst Heerschau auf meiner großen Wiese, dicht neben dem prächtigen Landhause meines Oheims, bey dem er sich zum Frühstück angemeldet hatte. Um dieser Ehre sich noch würdiger zu zeigen, bestieg der Alte, wider seine Neigung, einen schönen Gaul, und mischte sich bey der Heerschau unter das Gefolge des Fürsten, konnte jedoch nicht immer so schnell folgen, als die verschiedenen Evolutionen der Cavallerie es erforderten. Einmahl wäre er fast überritten worden. Er entging zwar diesem Unglück, aber sein Pferd wurde scheu, rennte mit ihm unter den dichten Haufen der Zuschauer, bäumte sich, schlug hinten und vorn hinaus. Mehrere der Umstehenden griffen nach dem

Zügel, auch ich der ich, eben einer der nächsten war; der Gaul hieb mit dem Vorderfuß nach mir, und traf mich so unsanft in die Seite, daß ich ohne Besinnung niederstürzte."

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem schönen Zimmer auf einem weichen Bette; Aerzte und Wundärzte waren um mich beschäftigt, und vor allem mein Oheim mit der zärtlichsten Sorgfalt. Er kannte mich nicht, und nur der Gedanke, daß sein Pferd mich vielleicht zum Krüppel gemacht, war die Quelle seiner menschenfreundlichen Bemühungen. Erst am andern Tage, als ich mich ein wenig erhohlt hatte, fragte er nach meinen Nahmen, den ich noch verschwieg, und mich für einen Fremden ausgab. Es ging sehr langsam mit meiner Heilung. Täglich brachte der Alte einige Stunden, und zuletzt ganze Tage an meinem Bette zu, denn ich both alles auf, ihn zu gewinnen, und es gelang über meine Erwartung. Als ich genesen war, that er mir den Vorschlag, mich nicht mehr von ihm zu trennen, und ließ mich hoffen, daß er mich an Sohnes Statt annehmen werde. Ich küßte dem Greise gerührt die Hand, und äußerte die Furcht, er werde mich verstossen, sobald er meinen wahren Nahmen hörte. Er stutzte — ich nannte mich — die Entdeckung erschütterte ihn, — es trat eine Thräne in sein Auge — er umarmte mich, und schickte nach meiner Mutter. Zwey Jahre lebten wir nun noch in der liebevollsten Eintracht. Nach kurzem ist er ge-

ſtorben. Mir hinterließ er ſeine Reichthümer, und auch den Gaul, deſſen Huf ich ſie verdanke, und dem ich ſelbſt täglich das Futter bringe.“

Jetzt war F. noch übrig, der unter allen der Glücklichſte ſich dünkte, und wohl mit Recht, denn er beſaß eine der liebenswürdigſten Frauen; die ihm nebenher ein anſehnliches Vermögen zugebracht hatte. „Julie R***“ hub er an, „hatte längſt meinen Augen wohlgefallen, aber ſie war viel zu reich, ihre Mutter viel zu vornehm, und vor allen Dingen, ſie ſelbſt viel zu gleichgültig gegen mich, als daß ich mir erlaubt hätte, irgend eine Hoffnung aufkeimen zu laſſen. Auch wären wir, ohne dem Papierſchnitzel, ſicher nie ein Paar geworden.“

„Einſt auf einem Balle ſtand ich im Tanz nicht weit von ihr. Noch figurirte ſie die Reihe hinauf, und verlor bey dieſer Gelegenheit, an mir vorüber walzend, einen kleinen dreyeckigten Zettel aus ihrem Buſen. Ein junger Laffe, der neben mir ſtand, ein Etourdi, von dem jedermann fürchtete, daß er über ſeinen eigenen Witz ſich zu Tode lachen würde, ſprang zu, hob das Papierchen auf, las es, lachte überlaut, hüpfte zu Julien, hinter der ſo eben ihre Mutter lauerte, und rief: „Mein gnädiges Fräulein, Sie haben hier ein Zettelchen verloren, das zwar nur klein, aber Inhaltsſchwer iſt, und deſſen ich Sie nicht berauben will.“

„Ich ſah Julien hoch erröthen, ich ſah das Auge der Mutter funkeln; mein Inſtinkt ſagte mir,

ich müsse das arme Mädchen, obschon ich nie ein Wort mit ihr wechselte, aus einer grausamen Verlegenheit retten; ich trat rasch hinzu, und eben als die knöcherne Hand der Mutter sich schon ausgestreckt hatte, um den Zettel zu empfangen, riß ich ihr die Beute zwischen den Fingern weg, und sagte unwillig: „Mein Herr, ich habe das Papier verloren."

Er sah mich mit großen Augen an, und stotterte: „Sie? Erlauben Sie, ich habe selbst gesehen —"

„Es wäre anständiger gewesen," fiel ich ihm ins Wort, „wenn Sie nichts gesehen hätten. Der Zettel enthält ein kleines Geheimniß, welches niemanden interessirt, als mich."

„Wirklich?" meinte der Laffe, und sah dabey nach seiner Art recht pfiffig aus; „ey so verrathen Sie mir nur das erste Wörtchen, damit ich höre, ob Sie in der That ein Recht an diesem Zettel haben."

„Morgen früh um sechs Uhr," sagte ich ihm halb laut ins Ohr, „will ich Ihnen vor dem neuen Thore den ganzen Zettel vorlesen, wenn es Ihnen beliebt."

Mit diesen Worten wandte ich ihm den Rücken, und er hatte nicht den Muth die Scene weiter fortzuspielen. Halbe Blicke, die ich nachher auf Julien und ihre Mutter warf, verriethen mir, daß ich meinen Zweck erreicht hatte. Die Mutter schien beru-

higt, und der Tochter Augen suchten mich oft, um mir freundlich zu danken.

Ich war doch neugierig auf den Inhalt des Zettels, schlich in ein Nebenzimmer, und las die mit Bleystift geschriebenen Worte: „Um eilf Uhr, auf der Treppe, die in den Garten führt, das letzte Lebewohl.“ — Ein Rendezvous, dachte ich, wie wird das ablaufen? Wird die Mutter sie aus den Augen lassen? und wird nicht vielleicht gar der junge Laffe, der diese Worte zuerst gelesen, unverschämt genug seyn, sich auf der Gartentreppe zum dritten Manne aufzudringen? — Der Zufall hat mich nun einmahl zum Ritter des schönen Mädchen erkohren; ich muß schon sehen, wie ich die Klippen ihr aus dem Wege räume.“

„Die Uhr ging schon stark auf eilf. Ich begab mich in den Saal zurück, die Mutter suchend, von der ich nichts weiter wußte, als daß sie eine leidenschaftliche Spielerinn war, mit der aber niemand spielen wollte, weil sie unausstehlich zankte. Ich sah sie neben Julien sitzen, und sah in den Augen der letzteren eine ängstliche Verwirrung. Mit erkünstelter Unbefangenheit trat ich hinzu, und fragte die gnädige Frau, ob ihr eine Partie l'Hombre gefällig sey? — O ja, war die freundliche Antwort. Es fehlte nur noch der dritte Mann, dazu wählte ich den jungen Herrn, den ich richtig schon lauernd an der Thür fand, die in den Garten führte. Er wollte nicht spielen, als ich ihm aber die

Hand sehr bedeutend drückte, und ihm sagte, er werde mir einen Gefallen erzeigen, so folgte er mir zum Nebenti ch, an dem ich einige langweilige Stunden zubrachte, und die Mutter mit der größten Artigkeit gewinnen ließ."

Erst nach Mitternacht standen wir auf, und ich schickte mich an, nach Hause zu fahren, als mich jemand leise auf die Achsel klopfte. Es war ein junger, mir unbekannter Offizier, der mich heftig bath, ihm noch einige Augenblicke zu schenken. Ich folgte ihm in den Garten. Da umarmte er mich herzlich, und sagte: „Sie haben durch Ihr edles Benehmen mein ganzes Vertrauen gewonnen. Ich habe den Zettel geschrieben. Ich liebe Julien von N**, und werde von ihr geliebt. Aber ich bin arm, und ihre Mutter hat mich schnöde abgewiesen. Morgen gehe ich zur Armee, mit dem festen Vorsatz, mir Julien zu verdienen, oder den Tod zu finden. Daß ich ihr heute das letzte Lebewohl sagen konnte, verdanke ich Ihnen. Vollenden Sie das Werk Ihrer Großmuth, gewähren Sie mir noch eine Bitte."

„Mit Vergnügen", antwortete ich dem interessanten jungen Mann, dessen tiefe Rührung mich ergriff. Seine Bitte war: die Briefe, die er an Julien schreiben wollte, an mich adressiren zu dürfen, weil er keinen Freund habe, auf den er sich verlassen könne. Ich versprach es gern, begleitete ihn auch am andern Morgen zwey Meilen weit, und ließ mich unterrichten, wie ich es anzufangen hätte, die

Briefe ſicher in Juliens Hände zu ſpielen. Er drückte mich noch einmahl ſchluchzend an ſeine Bruſt, und eilte auf die Heldenbahn.

Bey Juliens Mutter hatte mich das liberale l'Hombre, welches ich mit ihr auf dem Balle geſpielt, ſo in Gunſt geſetzt, daß ſie nun in allen Geſellſchaften mich aufſuchte, um ihre Partie zu machen, und es währte nicht lange, ſo lud ſie mich auch in ihr Haus: folglich hatte ich immer die beſte Gelegenheit, Julien die Briefe ihres Geliebten verſtohlen einzuhändigen, leider aber auch Gelegenheit, ihre Reitze täglich zu bewundern, die Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens täglich höher ſchätzen zu lernen. Anfangs war ſie ſchüchtern gegen mich, aber nach und nach wurde ſie ſo zutraulich, wie eine Schweſter gegen ihren Bruder, und erlaubte ſich kleine Freyheiten mit mir, die meiner eigenen Freyheit einen ſchmählichen Untergang drohten. Sie empfing mich z. B. oft im Neglige, ſie legte im Geſpräch bisweilen ihre Hand auf die meinige, und mehr dergleichen, was gegen den Vertrauten ihrer Liebe ihr nicht unanſtändig ſchien, mir aber nach und nach ein ſolches Herzklopfen verurſachte, daß ich wohl merkte, es werde am Ende mit meiner Rolle übel ablaufen.

Vier Monathe lang hatte dieß geheime Verſtändniß gewährt, der Feldzug nahte ſeinem Ende. Der Geliebte war zum Hauptmann ernannt, und ſchwärmte ſchon in allen Briefen von der Seligkeit, die ſe-

ne Zurückkunft ihm verhieß. Ich hatte mir vorgenommen, diesen peinlichen Augenblick nicht abzuwarten, sondern den Tag vor seiner Ankunft eine Reise anzutreten, um in der Entfernung den ungebethenen Gast los zu werden, der sich immer tiefer bey mir einstellte. —. Da lief plötzlich die Nachricht ein, der Hauptmann W* sey in einem der letzten Scharmützel geblieben. Diese Trauerbothschaft Julien zu hinterbringen, war das schwerste Geschäft, das mir in meinem Leben zu Theil geworden. Ihren Schmerz, ihre Verzweifelung zu beschreiben, werdet Ihr mir erlassen. Ich Versuchte nicht sie zu trösten, ich weinte nur mit ihr, ließ von dem geliebten Todten mir erzählen, und immer wieder dasselbe erzählen, las seine Briefe zwanzigmahl mit ihr durch, und stimmte warm in sein Lob. So fand ich den Weg zu ihrem Herzen. Das währte fast ein Jahr. Nach und nach versiegten die Thränen. Die Briefe wurden seltener gelesen, die Verzweifelung machte endlich der Schwermuth einer sanften Ruhe Platz, und nur die süße Gewohnheit, mich als einen sichern, liebevollen Freund zu betrachten, wurde mit jedem Tage inniger. Ich war Julien nothwendig geworden. Ich wagte endlich leise Winke, halbe Worte, die anfangs nur durch Seufzer, dann durch freundlich-wehmüthige Blicke beantwortet wurden, und kurz; der selige Tag erschien, an dem Juliens Vertrauter die Stelle ihres Geliebten einnahm, die er nun

seit drey Jahren als der glücklichste Gatte behauptet. Dank sey es dem verlornen Papierschnitzel!"

Die Freunde griffen zu den Gläsern, und stießen fröhlich an. „Ich glaube fast," meinte B, „wenn jeder, dem es wohl geht, auf den Ursprung seines Glückes zurück gehen wollte oder könnte, so würde er, gleich uns, auf Spinnen und Stecknadeln stoßen."

Künstler-Anekdoten.

Apelles mahlte Alexanden, den gemeine Menschen den Großen zu nennen pflegen, als Jupiter mit dem Blitz in der Hand, und bekam dafür zwanzig Talente, mehr als 30,000 Thaler, denn die Kunst wird nie besser bezahlt, als wenn die Schmeicheley den Pinsel führt. Dieses Geld wurde aber nicht dem Künstler hingezählt, sondern man bedeckte das ganze Gemählde mit Goldstücken. Es war so ähnlich, und so kräftig, daß man in Griechenland zu sagen pflegte: es habe zwey Alexander, einen unüberwindlichen, und einen unnachahmlichen.

In Bologna lebte ein Mahler, Franzesko Fancia, der so viel von Raphael gehört hatte, daß er außerordentlich begierig war, eines seiner Werke zu sehen, doch sein hohes Alter erlaubte ihm nicht, eine Reise nach Rom zu machen. Er begnügte sich also damit, an Raphael zu schreiben, und ihm seine Achtung für dessen Kunst zu bezeugen. Raphael antwortete, und es entstand ein Briefwechsel zwischen beyden, der mehrere Jahre währte. Indessen hatte Raphael sein berühmtes Gemählde der heiligen Cecilia für eine Kirche in Bologna vollendet, und schickte es seinem unbekannten Freunde, mit der Bitte, es selbst in der

Kirche aufzuhängen, und — wie er bescheiden hinzufügte — zuvor die Fehler zu verbessern, die er etwa daran bemerken mochte. Man kann denken, mit welcher Begierde Francia das Gemählde auspackte, das erste, welches ihm von jenem großen Meister zu Gesichte kam. Jetzt stand er vor ihm — er starrte es an — sein Auge füllte sich mit Thränen. — „Ich bin so alt geworden!“ rief er endlich aus: „ich habe es mir so sauer werden lassen, und was bin ich gegen diesen!“ — Er fiel in eine tiefe Schwermuth; rührte keinen Pinsel wieder an, und starb bald nachher. Von seinen Werken ist nichts übrig geblieben; aber dieß Zartgefühl wird seinen Nahmen doch erhalten.

Ein italienischer Mahler weinte, weil man ihn zwang, auf ein Gemählde von Raphael ein Jesuskind, welches den Frömmligen zu nackend schien, mit einem Gewande zu versehen. Mehr Ehre noch als diese Thränen, würde es ihm gemacht haben, wenn er den Auftrag ganz abgelähnt hätte.

Titian mahlte Karl den Fünften dreymahl, und dieser Kaiser pflegte zu sagen, er habe dreymahl die Unsterblichkeit aus Titians Händen empfangen.

Dominichino wurde von einem Freunde ermahnt, schneller zu arbeiten. „Das wollte ich gerne“ antwortete der Künstler, aber ich habe meinen Meister, der sehr schwer zu befriedigen ist. Der wäre? — „Ich selber.“

Donatello, ein berühmter Bildhauer, sagte zu einer seiner Statüen, in dem Augenblicke, da er sie vollendet hatte. Jetzt rede!

Ein vornehmer Herr in Neapel ließ sich von Lucas Giordano mahlen, aber das Bild nicht abhohlen. Da hing es der Künstler heraus vor sein Fenster: mit der Unterschrift: „Ich hänge hier, weil ich kein Geld habe.“ Man kann denken, daß der vornehme Herr eilte, seinem Ebenbilde Geld zu schicken.

Teniers hatte längst bemerkt, daß auch die besten Gemählde noch lebender Künstler schlecht bezahlt werden. Ihm ging es mit den seinigen nicht besser. Er hatte deren eine ziemliche Menge, aber niemand both einen anständigen Preis dafür. Da verließ er Anvers, den Ort seines Aufenthaltes, für einige Zeit, und ließ bald darauf die Nachricht von seinem Tode ausspreugen. Seine Frau und Kinder mußten sogar Trauer um ihn anlegen. Sogleich strömten die Kenner von allen Seiten zu seiner Wohnung, rissen sich seine Gemählde aus den Händen, und wogen sie mit Gold auf.

Gerard Dow, ein berühmter holländischer Mahler, arbeitete ausserordentlich langsam. Er soll drey Tage zugebracht haben, um einen Besenstiel zu vollenden. Eine Dame hatte die Geduld fünf Tage bloß für eine Hand zu sitzen.

Van der Kabel, auch ein holländischer Mahler pflegte nur diejenigen seiner Gemählde zu loben, die ihm nicht sonderlich gelungen waren. Wie

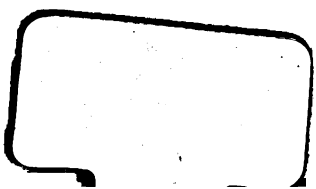
geht das zu? fragte ihn ein Freund. Ey, antwortete er: „die Guten loben sich selber.“

„Jedermann, sagte Hogarth, erkenne ich für kompetenten Richter meiner Arbeiten, ausgenommen die Mahler von Profession.“ Dasselbe kann auch der Dichter sagen.

Ein schlechter Mahler wiederholte oft: er wolle sein Zimmer weißen lassen, und es dann selbst mahlen. „Sie würden besser thun,“ sagte ein Spaßvogel zu ihm: „wenn sie es erst mahlten, und dann weißen ließen.“

Ein reicher Mann, der zu seinem Vergnügen mahlte, zeigte Poussin eines seiner Bilder. „Mein Herr, sagte dieser: „Sie würden wahrhaftig ein Künstler werden, wenn Sie nur arm wären.“

Als Ludwig XIV. sich zum zweyten Mahle von Mignard mahlen ließ, sagte er: „Nicht wahr, ich bin unterdessen alt geworden? — Sire, antwortete der Künstler, ich werde allerdings auf ihrem Gesichte einige Feldzüge mehr gewahr.

Karl Vanloo wurde im Jahre 1762 zum ersten Mahler des Königs ernannt. Als hierauf der Marquis de Marigny ihn dem König präsendirte, fragte der Dauphin, warum das geschähe? — „Um Sr. Majestät für die Ernennung zum ersten Mahler zu danken.“ — „Ey, sagte der Dauphin, daß war er ja schon längst.“

63641064